This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

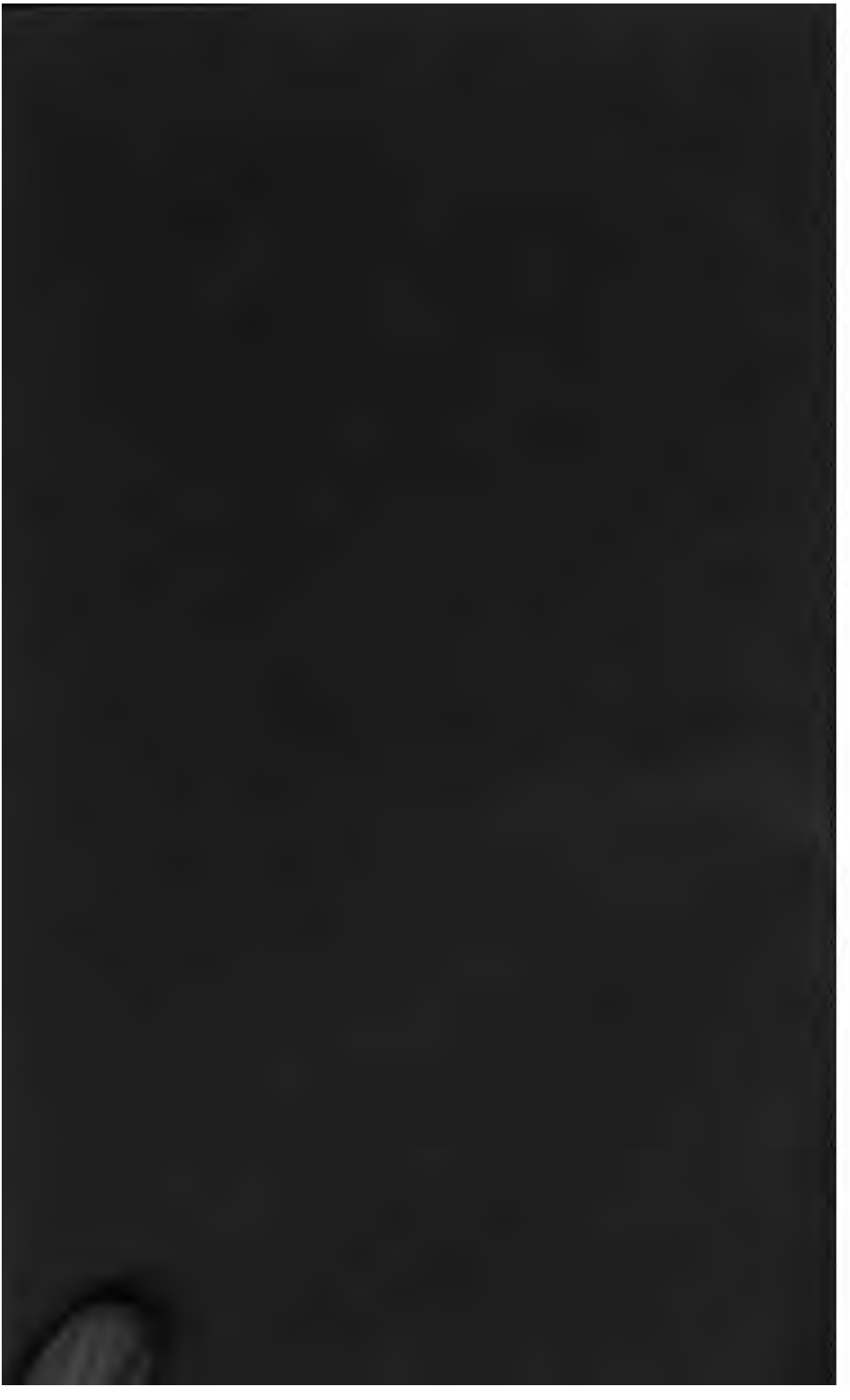
BUHR A
a39015 01813190 7b

WÜSTEN PALMEN UND BASARE

VON

EWALD BANSE

F.



Wüſten, Palmen und Baſare

Ewald Banſe

Nach einer Kreidezeichnung von Fritz Flebbe, Harburg

Ewald Banse

Wüsten Palmen und Basare

1921

Georg Westermann / Braunschweig

DT
165
.B19

Umſchlag und Bildnis des Verfaſſers
zeichnete Fritz Flebbe, Harburg

Copyright 1921
by Georg Westermann, Braunschweig

Gedruckt bei Georg Weſtermann, Braunſchweig

690912 -156

Hans Reichel / dem Freund und Verleger!

Von Ägypten und von der Libyschen Wüste

Vom Nil zum Atlant rauschen die Blätter dieses Buches, rauschen wie die Zenneiche auf den Waldbergen der Krumir, rauschen wie die Dattelpalme in den Oasen der Sahara. Die Welle des Mittelmeeres schlägt in ihm an die zerlöcherten Felsklippen der Wüste. Die Woge des Ozeans brandet gegen die Sandstreifen der marokkanischen Küste. Der glutheiße Samum fegt über die steinernen Tennen / der kristallene Bergwind des Atlas kühlt die warmen Ackertäler.

Dies Buch ist das Buch einer sterbenden Kultur und einer aufsteigenden Zivilisation.
Dies Buch führt durch junge Siege und durch alte Niederlagen. Dies Buch zeigt euch den Neuorientalen, er nutzet die Gelegenheit aus / und dies Buch zeigt euch den Altorientalen, er steht finster beiseite.
Dies Buch ist ein Buch der Empörung und des Zornes / es ist eine Anklage und eine Verteidigung.
Dies Buch ist entstanden im Gespräch mit Morgenländern. Mit Morgenländern, deren Brüste und Fäuste die Male aufwiesen von modernem Kleinkaliber. Mit Morgenländern, so hinter Opuntie und Palmbusch im Sande gelegen, den Mauser feindwärts gerichtet. Mit Morgenländern, welche Familie und Ölbäume, welche Land und Datteln im Stich gelassen, um euch Kreuzesträgern zu entgehen in fremdem Land.
Dies Buch handelt von Menschen, die nicht Menschen sind, und dies Buch handelt von Menschen, die Menschen sind. An den verschiedensten Orten, am Sikr el Hadid Effendinas, der nunmehr ebenfalls in Englands Hände übergegangen

ist, in den Winkeln der Syrte, in den Bergen und Basaren Tunisiens / habe ich Männer angetroffen. Männer, gedrückt von Leid, die kummervoll an Miene einhergingen und ungeschickt versuchten, wertlosen Tand zu verkaufen.
Sie alle waren Syrtenleute, vertrieben von Acker und Herd. Syrtenleute, die da auflebten und mir in den Schoß weinten, dem Freund ihrer Sache / die erzählten mir vom Jammer des Islam.
Dies Buch spricht von ihnen, von ihnen und ihren Ländern, von ihrem Elend und ihren Niederlagen.

Von einem Vorstoß in das unbekannte Innere der Wüste berichte ich / er ist der Keimling einer Expedition. Ich begann sie hochfliegend, aber die Politik Englands erstickte sie fast noch im Werden. Und dieser Fehlschlag, die Zertrümmerung jahrelanger Hoffnungen, hat den wahren Menschen in mir geweckt, den Teufel der Äußerlichkeit hinausgetrieben und durch das Alaun des Grams trübbrausende Unruhe in einen klaren Spiegel verwandelt. So ist es auch ein Paulus-Buch.

Touristenorte lagen mir auf dem Wege / ich besah sie und freute mich an ihnen, an ihnen und ihren Besuchern. Im Buche findet ihr kaum etwas über sie.
Aber über ein anderes Land mögt ihr was nachlesen. Über Marokko, das von den Franzosen fast mit Zauberschnelle erweckt wird / erweckt zu neuem Leben, erweckt mit einer Kolonialerfahrung, welche nur Esprit von amerikanischer Schnelligkeit unterscheidet.

Von Ländern und Menschen ist die Rede, von bekannten und unbekannten Städten, die der Forschungsreisende entdeckt oder beobachtet. Aber auch von ihm selber wird des öfteren zu handeln sein, von dem Forschungsreisenden als Typus. Denn der ist eigentlich noch ganz unentdeckt / seine Naturgeschichte ist noch nicht geschrieben worden. Ohne diesen Vorwurf, in derartiger Fassung eigentlich erst ein Ergebnis

des vorliegenden Buches, erschöpfen zu wollen / seien doch gelegentlich einige Erfahrungen und Beiträge dazu mitgeteilt, die vielleicht Anteilnahme erwecken.
Es ist wohl möglich, daß der Verfasser über kurz oder lang einmal eine Entdeckungsreise machen wird auf die Psychologie des Entdeckungsreisenden. Die ist noch Terra incognita und als solche kaum kleiner denn die Libysche Wüste selber.

Wie rätselvoll sind jene alten Kulturen Nordafrikas!
Im tiefsten Innern der großen Felswüste hat man Kreuze gefunden, Kreuze, wie sie auf altägyptischen Steinmalen schlummern. Die ganze Technik der Tuarig steht im Zeichen des Kreuzes / dieser Erzfeinde der Christen. Im tiefsten Innern der weiten Steinwüste hat man Felszeichnungen angetroffen, Felszeichnungen, welche Tiergestalten nachahmen in einer Realistik, die nur genaueste Augenkenntnis verleiht, Tiergestalten aber, die heute nicht mehr dort umherwandeln. Im tiefsten Innern der Menschen Nordafrikas und in den Mienen ihrer Züge kann man Charaktere und Saiten aufspüren, die der heutigen Kultur fremd sind und von Ahnen müssen zurückgeblieben sein, welche seit Jahrtausenden untergingen und doch immer wieder in ihren Nachfahren zum Vorschein kommen / wie Messing durch aufplattiertes Silber schlägt.

Wie rätselvoll sind diese gegenwärtigen Menschen Nordafrikas! Vom nackten Neger, der Makkaroni noch für Bandwürmer hält, bis zum modern angezogenen Prinzen, welcher einen Rennstall und eine Garage besitzt / sie alle sind Kinder einer Mischkultur. Einer Mischkultur, in der sämtliche menschlichen Gesittungsstufen ausgeprägt sind vom primitiven Sammler bis zum Fabrikarbeiter, vom Fetischisten bis zum Katholiken, vom Fanatiker bis zum Denker.
Einer Mischkultur, in welcher alle Land- und Klimaformen jenes Erdteiles ihre tiefgeheimnisvolle menschenbildende Kraft bewährt haben / von der platten Hammada bis zum unerhört

zerſpellten Kalkgebirg, von der Palmoaſe bis zum Bergwald. Ich frage euch deshalb / können wir uns wundern, daß wir den Orientalen ſo gar nicht verſtehen? Oder doch nur ſo wenig? Manchmal begreifen wir ihn ganz gut / der Einfluß des nordiſchen Gebirgsmilieus hat ſein Handeln geleitet / oder das Zuſammenwirken hochkultureller Richtungen bringt ſeine Tat unſerem Denken nahe / oder die See ſpielt mit ihrer anmutigen Welle einen Hauch friſchen Lebens hinein.
Meiſt aber verſtehen wir den Morgenländer nicht / Steppe und Wüſte, Salzpfanne und Oaſe drängen ihn auf eigenen Pfad. Einen Pfad, der dem unſeren, nordiſchen, in weiter Entfernung parallel läuft. Einen Pfad, der nicht ſchlechter zu ſein braucht. Der eben nur anders iſt, anders, ja ſo ganz und gar anders.
Erſt in neuerer Zeit iſt man auf die Unterſchiede von Kultur und Ziviliſation aufmerkſamer geworden / und grad unſere Beſten rücken merklich ab vom Ideal der neueuropäiſchen Ziviliſation. Welch maßloſer Verkennungshochmut auch, die Orientalen, die Inder und die Oſtaſiaten Halbkulturvölker zu nennen, uns dagegen Vollkulturmenſchen / grad wie wenn ein ſchnell reich gewordener Kanalausräumer auf einen feingebildeten Sproſſen aus uraltem Geſchlecht herabſehen würde, nur weil der weniger Geld hat.

Das Rätſel der Libyſchen Wüſte

Nordafrika iſt eine alte Liebe von mir. Schon als Siebzehnjähriger plante ich große Entdeckungsreiſen in ſeine Wüſten / und die Namen von Barth, Nachtigal, Rohlfs und Schweinfurth waren mir heilig.
Doch die Zeiten haben ſich ſeit einem Halbjahrhundert verändert. Was früher ganz unbekannt war / brauchte nicht überſchwer bereisbar zu ſein. Hingegen was heute noch unerforſcht iſt, was die Heroen uns übrigließen / das ſind die allerſchwierigſten Gegenden der Erde. Wer vor einem halben

Jahrhundert den Namen eines großen Entdeckers erwarb, war ein tüchtiger Kerl. Wer ihn heut erwerben will, muß viel, viel mehr sein. Wen gegenwärtig noch der Entdeckerehrgeiz / schwaches Wort: ein Wahnsinn ist's / verzehrt, ist zu bedauern. Ist ein Jahrhundert, ein halb Jahrhundert zu spät geboren. O über uns arme Nachfahren, denen die Väter nichts übrigließen!

Wodurch anders ist's zu erklären, das Überhandnehmen der Schwindel- und Bluffreisenden / als durch das Fehlen mäßig leicht erzwingbarer Forschungsziele! Ein Rohlfs ward, der heute nur ein Graetz ist / ein Maltzan, wer jetzt bloß ein Artbauer.
Das sind Gedankengänge / die erheitern und machen betrübt zugleich. Es liegt viel Tragik in ihnen, und manches Herz versandet hier, das Besseres verdient hätte.
Scheu vor dem Lebenslauf des Bürgers, seiner Regelmäßigkeit und Langeweile / zuviel Künstlertum, um Gelehrter zu sein / zuviel Gelehrtentrieb, um vollschöpferische Intuition zu empfangen / ein tüchtiges Maß Vagantenblut / eine seltsame Mischung von hochfliegendem Idealismus und schuhflickerischem Wirklichkeitssinn / eine ganze Hucke voll Eigenliebe / das haben sie alle gemeinsam, die Großen ebenso wie die Enkel.
Nur ein einziges unterschied sie / die Zeit. Eine Spanne von fünf Jahrzehnten machte aus den einen Götter / und die andern stößt sie hinab in die Rolle bedauernswerter Narren.

Nordafrika ist eine alte Liebe von mir. Beinahe zwei Jahre lang hatte ich mich in Tripolis umgetan und war auch in Ägypten gewesen. Zwischen beiden Punkten erstreckt sich die Libysche Wüste.
Im Jahre 1911 gewannen meine Pläne zu einer Forschungsreise durch ihre Abgründe Hand und Fuß / wenngleich es nicht an wohlmeinenden Warnungen fehlte (Schweinfurth). Der Tripoliskrieg machte ihre Inangriffnahme unmöglich.

Die hierdurch erzwungene Zeit schenkte mir Gesichtspunkte, die mich die Sache in ganz neuer Art anfassen ließen.

Die Libysche Wüste ist ein Riesengebiet unbekannter Stein- und Sandwüsten, mehr als zwei Millionen Quadratkilometer weit / mithin von der fünffachen Größe des Deutschen Reiches.
Bei meinen Studien in den Reisebeschreibungen, welche die Randgegenden des weißen Riesenflecks behandeln, fiel mir bald eins auf.
In den Oasen, den Kulturinseln am Ufer des Sandmeers, singen und sagen die Fellachen, wenn die Holzkohlenfeuer glosen und die Kaffeebecher kreisen, von alten Oasen, von versunkenen Städten, von vergessenen Karawanenstraßen / die in den Abgründen der Wüste den Schlaf des Todes und der Verödung schlafen / die noch Menschen und Tiere ernähren / die vor unlanger Zeit von Kamelzügen bewandert wurden oder gar heute noch zum Verkehrsnetz des Menschen gehören.
Es konnte mir dieses nicht verborgen bleiben / seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts werden die Nachrichten über solche Beziehungen seltener und ungenauer. Früher erzählten die Berber und Araber und Neger ganz willig derlei fesselnde Sagen / selber angeregt von einer mitteilsamen Neugierde nach dem, was wohl hinter dem rotgelben Sonnenhorizont liegen mag. Später aber ändert sich das ein wenig / die Leute werden wortkarger, ein finster abweisender Schein stiehlt sich in ihre Augenwinkel.
Das ist die Hand des Senussi-Ordens, der sich seit den fünfziger Jahren im östlichen Nordafrika ausgebreitet hat. Sein oberstes Ziel scheint die Abwehr des Abendlandes vom Islam zu sein, die er mit Gründung von Koranschulen und Hebung des Volkswohlstandes beginnt.
Seine Stärke ist seine Schwäche. Seine Stärke liegt in der Zurückgezogenheit des Hauptwirkungsfeldes in die unbekannten und uns noch unzugänglichen Einöden der Liby-

schen Wüste. Hier legt er Klöster an / macht einsame Weidflächen urbar und sandverschüttete Oasenmumien / spürt neue und alte Wege auf, die durch wochenlange Durststrecken führen / bezeichnet sie durch Steinhäufchen und gräbt Brunnen. Das Geheimnis dieser neuen Wege und Oasen hütet der Orden / mit ängstlicher Eifersucht und mit schonungslosem Tod. Er spannt ein Spinngewebe von geheimen Wegen über sein weitweites Wirkungsfeld. Ordensbrüder erscheinen irgendwo mit einer unerhörten Schnelligkeit und aus Richtungen, von denen nie ein Mensch gekommen ist.

Wundert ihr euch noch, daß die Libysche Wüste der unbekannteste Riesenfleck der Erde ist? An den Toren Europas! Sie ist der Auszug des Orients, die letzte Zuflucht einer sterbenden Kultur, die sich hier zu erhalten sucht, die im Zeitalter der Maschinen und der Elektrizität nur noch in jenen gelben Einöden bestehen kann.
Der Senussija Stärke ist ihre Schwäche. Ihre Schwäche liegt in der Entlegenheit des Kraftzentrums und des Hauptwirkungsfeldes in den unbekannten und uns noch unzugänglichen Einöden der Libyschen Wüste. Die weiten, unendlichen Räume der Wüste trennen ihre Hochburg von der Welt. Was kann ihre Macht, sei sie noch so einflußreich, von dort hinten her gegen das Vorrücken des Abendlands ausrichten! Trotz geheimen Schnellwegen, trotz verborgenen Brunnen, trotz Beherrschung der Randoasen vermögen sie doch den Städten und Dörfern Ägyptens und Libias nicht nahe genug zu sein, um deren Bewohner so tief zu beeinflussen, wie es die Organisation gegen Europa erfordern würde.
Des Senussi Stärke ist seine Schwäche.
Aber der Orden ist straff genug ausgebaut und arbeitet hinreichend geschickt / um die Bauern der Randoasen und die Beduinen der umliegenden Weiden unter sein Gebot zu zwingen. Hierdurch sperrt er die ganze, die weite Libysche Wüste von der Umwelt ab. Und von Jahr zu Jahr wird ein Eindringen in ihr Bereich schwieriger / und von Jahr

zu Jahr vervollkommnet sich der Nachrichtendienst des Ordens mehr und mehr. Dieser Nachrichtendienst, welcher dem Zentralsitz in Kufra den Europäer meldet / schon wenn der von Alexandria aufbricht.
Die Hand Senussis des Algerers liegt auf der Libyschen Wüste. Sie spinnt ein Netz von Argwohn und Mißtrauen über sie, von Fanatismus und Alleinsein. Baut eine Mauer von Spionen um sie. Um dieses erbärmlichste Stück Land des Planeten. Merkt ihr, wie schwer es ist, hinein-, ja, nur heranzukommen?

Hunderte von Stunden habe ich in Jahren darangewendet, alle, aber auch alle Stellen in den Reisewerken zu sammeln / die eine Andeutung geben über Wegverbindungen und Siedlungen im Bauch dieser Wüste. Ich schrieb sie sämtlich aus auf Zettel / und kaum ein kleines blieb mir dabei verborgen. Die Auszüge reihte ich zu einem alphabetisch geordneten Pack zusammen.
Auf Grund dieser mehrhundert Zettel zeichnete ich eine Karte und trug alle Angaben in sie ein, damit ich ein anschauliches Bild gewönne jener Unzahl von Angaben / sie widersprechen einander manchmal oder lassen sich doch nur schwer unter einen Hut bringen.
Ich gewann den Eindruck, es müsse / abgesehen von den beiden fest verbürgten Straßen Bengasi-Audschila-Kufra-Wadai und Siut-Selimeh-Darfur / eine ganze Anzahl Wege geben, die von verschiedenen Punkten der Randländer aus ins Innere führen.
Ich setzte mir somit die Aufgabe, diese Achillesferse der Wüste nacheinander anzubohren. Und ich meinte, daß einer von diesen Wegen mich schon ins Innere führen würde.
Die verheißungsvollsten Angriffspunkte sind / die Oase Dachel, von ihr bestehen Möglichkeiten nach Kufra und nach mehreren in südwestlicher Richtung vermuteten Oasen / die Oase Siwah und das Senussi-Kloster Dscharabub, von wo südliche Vorstöße nicht aussichtslos sind / die Oase Farafrah

mit dem Vorposten Abu Mungar, von wo man westwärts reisen möge / die Oase Selimeh mit Wegrichtungen nach Westen und Südwesten / das Wadi el Gab, ebenso / Darfor für ein nördlich und nordwestlich gerichtetes Eindringen. Die weiter westlich gelegenen Randgebiete der Libyschen Wüste kamen nicht in Frage, weil die Kämpfe der Italiener im Norden und der Franzosen im Süden mit den Senussi jegliches Reisen ausschloß.

Am wenigsten Erfolg verspricht Siwah. Doch meinte ich, es hier zuerst versuchen zu sollen. Hatte sich dann herausgestellt, daß ein Vordringen dort unmöglich war, so wollte ich bei Dachel ansetzen und hatte im weiteren Verlauf den Vorteil, Siwah ganz aus dem Auge lassen zu können. Im Fall eines Scheiterns an allen Punkten der Operationsbasis war dieser Verlauf billiger als ein anderer, der etwa in Dachel anfing und südwärts ging, um nachher noch einmal weit hinauf nach Siwah zurückzugreifen. (Siehe Peterm. Mittlgn. 1914, S. 137.) Dieses ist es, das ich zum Verständnis meiner Reise vorausschicken mußte.

Ich schaffte mir eine gute Ausrüstung an / wenigstens hielt ich sie für gut.

Schiffte mich ein.

Warb eine Karawane.

Und wurde von der angloägyptischen Regierung an der Reise verhindert.

Von Dampfern und unbekannten Städten

Ihr, die ihr solche Reisen nicht kennt / wißt ihr, was das schlimmste daran ist? Der Tag des Abschieds. Die erste Woche.

Ihr atmet den ganzen Tag schwer. Manche Bewegungen müßt ihr unterlassen, manches Wort vermeiden / wollt ihr nicht eure Fassung verlieren. Herzbrechend ist die halbe

Stunde des Abſchieds, zerwühlend die erſte halbe Stunde des Alleinſeins.
Allmählich wird's beſſer. Ihr ſtellt euch den hohen Zweck all dieſer Kümmerniſſe vor Augen. Es kommen Menſchen, neue Eindrücke.
Nach zwei Wochen iſt die Reiſe etwas Altgewohntes, und nach dem, was hinter euch liegt / nach dem ſehnt ihr euch mildmütig als nach vorläufig Unerreichbarem.
Wie ſchwer hub dieſe fünfte Orientreiſe an für mich / die erſte ohne Frau, ohne Gefährten.

Zum erſtenmal ohne Frau und zum erſtenmal auf einem deutſchen Dampfer.
Es iſt bekannt, daß man gut fährt auf deutſchen Dampfern. Die Leute ſagen es. Die Leute reden es nach. Die Leute ſind außerſtande, Vergleiche zu ziehen. Ich bin imſtande, Vergleiche zu ziehen. Ich bin im ganzen faſt drei Monate auf Mittelmeerdampfern gefahren. Dies ſind die Flaggen / Italiener, Griechen, Belgier, Ägypter, Franzoſen, Deutſche und Engländer.
Die Kunſt behaglichen Lebens iſt am größten unter dem Union Jack. Der Waiter ſieht dir alle Wünſche an den Augen ab / ohne dich überhaupt anzublicken. Er iſt von einer unauffälligen Aufmerkſamkeit, die etwas Heinzelmänniſches hat. Er jagt nicht dem Trinkgelde nach und belauert nicht jede deiner letzten Stunden an Bord.
Das Eſſen iſt dem Klima des Südens am zweckmäßigſten angepaßt auf den italieniſchen Schiffen. Die Camerieri ſind nicht ſonderlich gewandt, begnügen ſich aber auch mit einer mittelmäßigen Mancia. Die Kabinen bieten dir nicht viel, grenzen manchmal ein wenig an Unſauberkeit, pflegen aber frei von Ungeziefer zu ſein. Die italieniſchen Dampfer ſind vielfach auch an Deck ſchmuddlig, doch lebt ſich's recht gemütlich auf ihnen, wenn man ein wenig Italieniſch verſteht. Die Geſellſchaft zählt in den orientaliſchen Gewäſſern immer nur wenige Köpfe, und der Italiener iſt aufgeknöpft. Außer-

Ein Fehler schien mir das Vielzuviel an Gängen, das Zuviel an Fleisch / Gemüse erfordert das stark die Nerven angreifende Leben im Süden / und schien mir ein Zuwenig an frischem Obst. Hierfür aber sind namentlich die Italiener Muster.
Die unangenehmste Seite des deutschen Schiffes war die Trinkgeldschnapperei der Kellner oder Stewards, wie sie dort heißen / Waiter sagt der Engländer / die dem Reisenden wohl nirgend so hohe Beträge entlocken. Die Bedienung ist gut, aber nicht derart, daß sie außergewöhnliche Aufwendungen rechtfertigen könnte.
Die englischen Fahrzeuge haben nur einen einzigen Nachteil. Der ist, daß du während der paar Reisetage fast gar keine Gelegenheit hast, mit einem Gliede der fast ausschließlich britischen Gesellschaft zu verkehren.
Diese Engländer selber bewegen sich untereinander mit einer ebenso freien wie artigen Ungezwungenheit, die deine Bewunderung hervorrufen muß. Sie scheinen eine große Familie, sie plaudern, flirten, spielen, singen, musizieren und kleiden sich um, daß du den Eindruck gewinnst / sie vergnügen sich köstlich. Aber du stehst immer am Rande ihres Zirkels und fühlst dich ziemlich überflüssig. Bist doch nur ein Foreigner. Und bei Tisch erlebst du Überraschungen, die manchem dieser knochigen, frischen Gesichter ein leichtes Lächeln entlocken. Indes / du bist ein Deutscher und du verstoßt nicht so oft wie ein Franzose oder ein Südländer. Die befinden sich viel unbehaglicher.
Das ist zu sagen über die Schiffe in der Mittelländischen See.

Es gibt Leute, welche Ägypten für das meistbegehrte Touristenland des Orients halten. Ich sage euch, sie haben recht. Ich sage euch aber auch, Ägypten ist ein unbekanntes Land. Nicht in dem Sinne, daß wir das Seelenleben seiner Bewohner nicht kennen / wir wissen von der Seelenachse keines Orientlandes etwas.
Nein, es birgt Städte, die unausschaltbare Glieder des

Weltverkehrs sind / Städte, deren Namen in der Weltwirtschaft und in der Statistik auffallen / Städte, in denen Zehntausende von Europäern leben / und über die doch niemand was weiß. Glaubt nicht, daß ich scherze, o nein / Alexandria ist die unbekannteste Stadt Ägyptens, des Pharaonenlandes, wie der Turist sich ausdrückt.

Alexandria / die unbekannteste Stadt Ägyptens.

Wenn der Ägyptenfahrer in Alexandria landet, dann besteigt er eiligst den dicht neben dem Schiff seiner harrenden Expreß und rast gen Kairo / die rauschende, glänzende, märchenhafte, elegantstille Metropole des Morgenlandes. Von tausend Reisenden wenden kaum zwei einen Tag an die Besichtigung Alexandrias. Sie tun recht daran. Sie tun unrecht daran.

Alexandrias Gesamteindruck scheint mir der des Nichtganzfertigen, des in steter Entwicklung Begriffenen. Das erzeugt häufig ein Bild des Unvollendeten. Läßt auf die Dauer keine volle Befriedigung im Beobachter reifen. Man vermißt den einheitlichen Zug, der doch die meisten Städte des Orients auszeichnet.

So wenig schön, rein ästhetisch, dies sich äußert / um so bedeutsamere Schlüsse läßt es in wirtschaftlichem Sinne zu. Alexandria ist schlechthin der Hafen Ägyptens. Runde drei Viertel des Außenhandels nehmen ihren Weg mitten durch die Straßen der Alexanderstadt.

Wer des Nilreiches Blutkreislauf will kennenlernen, der muß durch die riesigen Speicher am Westhafen wandern / der muß sein Auge über die geräumigen Hafenbecken schweifen lassen, an deren wohlgemauerten Pieren Dampfer und Segler aller Flaggen Waren über Waren löschen und fast ununterbrochen Fremde landen / der muß die Zeilen des Stadtteiles Minet el Bassal beschritten haben, hier harrt die Baumwollernte Ägyptens ihrer Bestimmung.

Im Straßenleben drückt sich die wirtschaftliche Bedeutung der Stadt Zug für Zug aus. Kairo ist ganz und gar die charakteristische Stadt Ägyptens, liegt in einer echt ägypti-

ſchen Landſchaft, iſt die Stätte vornehmlebensvoller Ruhe. Alexandria klammert ſich eng ans Meer an. Es blickt unverwandt auf die See hinaus, es preßt ſein Antlitz geradezu ängſtlich in deren Wellenmantel, es greift mit den ſehnigen Armen der Halbinſeln und Molen weit in das Reich des Blauen hinein, es ſchaut kaum rückwärts / hier iſt es von der weiten Silberfläche einer Lagune und durch einen Süßwaſſerkanal vom Lande abgeſchloſſen.
Somit zeigt das ägyptiſche Grundelement dieſer Stadt / ſie iſt zweitauſendzweihundert und etliche Jahre alt, ſie iſt kaum hundert Jahre alt / zeigt einen tiefen Stich ins Mediterrane. Dieſer Stadt, welche die Gründung iſt eines helleniſchen Königs, welche alte griechiſche Kolonie war und iſt, welche einer der Hauptſitze des fränkiſchen Levantehandels war. Die endlos langen Straßen, ſchmal und ſchattig, aſphaltiert und ſtaubig, begleitet von fünfſtöckigen kahlen Gebäuden / ſie könnten ebenſogut einer lebhaften Großſtadt Südeuropas angehören. Die große Anzahl neuzeitlicher und älterer Geſchäftsläden, die erſtaunliche Menge ſchwarzbeſchrifteter Meſſingſchilder an den Eingängen, die vielen europäiſch gekleideten und großenteils auch behuteten Herren und Damen, die unaufhörlich läutenden Trams mit offenen Anhängern, die unabſehbaren Reihen galoppierender Droſchken und Laſtwägelchen / das beſchwört das Bild einer höchſt arbeitſamen und haſtenden Stadtbevölkerung.

Und wohl gerade dies Streberhafte, dies Junge, dies Unausgeglichene, dies Money Making, das läßt nirgends den Eindruck des eigentlich Maleriſchen aufkeimen. Du bleibſt unbefriedigt. Bleibſt fremd und ſehnſt dich fort.
Auch die eingeborene Bevölkerung vermag dir nicht darüber hinwegzuhelfen. Die Herren im Fes nehmen freilich das Leben weſentlich ruhiger als die Herren im Hut. Sie ſtellen weitaus die meiſten Gäſte für die Kaffeehäuſer / vor dieſen ſitzen ſie in langen Reihen behäbig an kleinen Tiſchen und Täßchen, viele mit neuſamen Mänteln über den Pluder-

hoſen. Die ſchwatzen. Die leſen in arabiſchen Zeitungen / und ſie leſen wirklich. Die ſchauen rauchend auf das bunte Treiben vor ihren braunen Naſen.
Auch von den Eingeborenen laufen genug die Gaſſen hinauf und hinab. Aber es ſteht ihnen nicht ſo recht zu Geſicht / ihre Eile wirkt nicht ohne weiteres überzeugend.
Zugegeben / manche einheimiſche Baſargaſſen blicken einheitlicher. Man wandert in einer dichten Menge / ſie ſchreit und ſtinkt / zwiſchen zwei engen Reihen von Ständen. Zehntauſende von Früchten und Gemüſen geben ihre leuchtenden Farben und ihre lockenden Formen den Blicken preis. Tauſende von geſtreiften Hämmeln und Rindern. Berge voll ringförmiger Brote. Körbe voll Oliven und Ziegenkäſe.
Aber jene Gaſſen ſind doch nicht das Herz Alexandrias, dieſes iſt nun einmal ein Kind der jüngſten Gegenwart / ebenſowenig wie die einheimiſchen Wohnſträßchen. Dieſe Gaſſen, in deren grauen Häuſern aus keilförmig angeklebten Ausbauten halbverhangene dunkle Augen herabſtarren. Auf deren unebenem Lehmboden ſchmutzige Kinder unter einer Sykomore ihre nicht immer harmloſen Spiele treiben.
Nein, das alles iſt Alexandria nicht.
Alexandria, vor hundert Jahren noch ein Neſt von fünftauſend Einwohnern, iſt die Stadt der halben und der ganzen Europäer. Iſt die Stadt der Griechen und der Levantiner. Iſt die Stadt des franzöſiſchen Lachens und des italieniſchen Singens. Iſt die Stadt der griechiſchen Flüche und Lotterieloſe. Die Stadt des Baumwollhandels und der Zuckerausfuhr, der Dampferſirenen und der Dampfermatroſen. Des Haſchiſch-Schmuggels und der *Ξενοδοχειον*'s, der Taſchendiebe und der fehlenden Turiſten.
Alexandria iſt nicht Ägypten. Es iſt auch nicht Europa. Ein Mittelglied zwiſchen beiden bildet es / wie der große Gründer vor zweieinvierteltauſend Jahren gewollt. Eine Mittlerin Orients und Okzidents / eine Levantinerſtadt.
Dies iſt das verkannte Alexandria, welches wert iſt, beachtet zu werden.

Kairo ist eine unbeschriebene Stadt. Oder kennt ihr gute Schilderungen von ihr? Man würde sie auch nicht ansehen, denn man hat zuviele schlechte gelesen.
Was mir in Kairo auffiel, im Gegensatz zu Alexandria / wo ausgerechnet an der Stirne des Justizpalastes die Verkäufer der Nilpferdpeitschen und Stöcke ihren Stand haben. Kairos Hauptstraßen sind erfrischend breit und die Häuser nicht so hoch. Das ganze Bild wirkt dadurch freier und offner, nicht so bedrückend. Kairo hat etwas Villenartiges. Erinnert an Gartenstadt.
Man sieht weniger Europäer und mehr Eingeborene. Die man aber erblickt / kleiden sich meist eleganter. Nordische Erscheinungen treten merklich hervor, frische Rosenfarbe und blonde Lichter. Hier siehst du mehr Turisten, aber weniger Griechen und Italiener / weniger Levantepuder.
Kairo besitzt etwas Sommerfrischenhaftes / aber nur im Winter.
Alles hat einen flotteren Anstrich. Alles geht auf größerem Fuße zu. Alexandria ist die Stadt der Einnahmen / Kairo die Stadt der Ausgaben. Kairo rauscht von frohmütigem Leben / eine klare, ruhige Luft durchzieht es. Alexandria steckt zäh in stiller Arbeit / die lärmenden Geräusche des Tages überwölken es.
In Alexandria hat die Woche sieben Werktage / in Kairo sieben Sonntage. Dort ist die Stadt der Kyklopen und der Fabrikschlote, hier der Phäaken und der Gebetstürme.
In Kairo erstrebt man ein vorteilhaftes Äußere / in Alexandria eine günstige Bilanz.
In Kairo siehst du Equipagen, Autos, Läufer, Toiletten, Schaufenster. Du siehst Baumgruppen, Sonnenlust, Lebensfreude. Du fühlst dich behaglich dort.
Du bist in Europa und vermagst dir zu kaufen, was du begehrst. Du bist im alten Orient und kannst dich an Malerwinkeln weiden / wie keine jener berühmten Städteperlen des Morgenlandes sie dir bietet.
Kairo ist schön. Kairo ist alles. Kairo ist Heute und Gestern / vielleicht auch Morgen.

Diener / Kamele / Sachen

Es war kein guter Gedanke, eine Karawane für die Libyſche Wüſte in Alexandria zuſammenzuſtellen. In dieſer Seeſtadt, die nicht mehr oft von Karawanen aus dem Innern aufgeſucht wird / in deren Straßen dir wochenlanger Aufenthalt kaum ein Kamel zeigen wird.
In jedem dreißigmal kleineren Neſte am Saum der Steppen Meſopotamiens oder Anatoliens findeſt du leichter und beſſer Karawanengerät als in der Stadt der Dampfer, Eiſenbahnen und Kanäle.
Elf lange Tage habe ich in Alexandria geſeſſen / nein, bin gerannt, habe geſucht und gehandelt, wurde enttäuſcht und wieder enttäuſcht, ward immer wieder enttäuſcht. Und ſtopfte ſchließlich in die Bahn, was mir grad unter den Händen war / zu entrinnen dieſem Boden des Unnutzes, der Feigheit und der Weichlichkeit. Wie viele Diener mag ich wohl gehabt haben in jenen elf Tagen? Drei wollte ich, zwanzig hatte ich, mit vieren fuhr ich.

Nach meiner Ankunft wandte ich mich an unſern Generalkonſul Hopman mit der Bitte um Nachweis von Dienern und Kamelen. Er empfing mich ſehr freundlich. Eine ſchlanke Figur, um fünfzig, mit ſchmalem raſſigem Kopf, gelblich, Schnurrbart. Verhieß günſtige Förderung des Unternehmens und hat's gehalten. Die täglichen Wechſel der Dienerſchaft ließ er ſich nicht verdrießen, war immer bereit zu neuen Verhandlungen.
Beſonders wertvoll war, daß Hopman mir ſeinen Kawaſſen Osman zur Verfügung ſtellte, der damals mehr in meinem als in des Reiches Dienſt umherjagte. Ohne ihn hätten ſich jene elf Tage noch mehr in die Länge gezogen.
Endlich am vierten Tag flatterte mittags beim Lunch ein Zettel des Generalkonſuls auf meinen Tiſch / der Kawaß ſei da mit Anwärtern. Nach Beendigung der Mahlzeit ging ich hinaus, wo Osmans Dickbauch ſich mir entgegenſchob, begleitet von vier Alexandriner Figuren.

Ich trat mit Osman in den Lift und die Figuren wollten uns dreiste nachschlüpfen. Doch hatten sie nicht mit dem kleinen griechischen Liftboy gerechnet / der jagte sie mit der ganzen Verachtung des Halbeuropäers fort an die Hintertreppe des Hotels. Die Maßregelung als Anfang gefiel mir nicht übel. Sie mußte den Herrschaften mit wünschenswerter Deutlichkeit Unterschiede zeigen, die sich im Innern ohnehin etwas verwischen würden.
Nach längerem Reden wählte ich die zwei Jüngsten aus, gutgebaute Alexandriner von beiläufig zwanzig Jahren / obwohl auch sie mir nicht sonderlich zusagten. Ging dann allein mit ihnen die Liste der Einkäufe durch und sah bald, daß sie keine Ahnung von solchen Reisen hatten. Wollten in europäischen Anzügen marschieren! Glücklicherweise ließen sie sich am andern Morgen nicht wieder blicken. Den einen wollte seine Mama, den andern / er hatte den ganzen Nachmittag gefeixt / sein Opapa nicht in den Gebel ziehen lassen.

Jedermann weiß, was im Arabischen Dschebel heißt / oder Gebel, wie die ägyptische Mundart sagt. Es ist das Wort für „Gebirge". Am Nil aber bezeichnet Gebel eher jede Art von Land, das nicht ständig bewohnt wird. Eine Oasengegend in angebautem Bergland würde nicht Gebel heißen. Ein Tiefland aber, in dem nur der Wind über die Kiesel fährt oder bloß Beduinen streifen / ist ein Gebel.
Man kann sich bei uns nicht vorstellen, wie sehr der seßhafte Orientale an der Scholle hängt / wie weit seine Abneigung geht gegen alles, das nicht dauernd ein und denselben Boden unterm Sitzfleisch hat. So graut er sich schrecklich vor den Beduinen, die in seiner Phantasie / sie wurde dazu durch vieltausendjährige Unsicherheit / Räuber, schlechte Menschen, Diebe, Raufbolde, Treubrecher sind. Die verachtet er. Und er fürchtet sie. Dieser Zug geht durch den ganzen Orient.
Man erzählt: Der Beduine sagte meinem Weib, im Brunnen sei kein Wasser / schnell lief sie zum Brunnen mit vier Eimern.

In Ägypten häuft sich diese Summe von Untugenden in dem Worte Gebel an. Das ist eine Abfallgrube, in welche der seßhaft-sittsame Ägypter alles hineinwirft, was er nicht schätzt und was er doch eigentlich selber in so reichem Maße besitzt.
Man versteht es nun wohl, wie schrecklich es liebenden Eltern sein mußte, ihre zärtlich behüteten Augäpfel mit einem Fremden fortzulassen in jenen schlimmen Gebel, in die Welt der wilden Tiere, der bösen Menschen und der grausigen Geister.

Hauptsächlich aus diesem Grunde wechselten die Gesichter vor mir. Da war eine Bande / die machte mir lange Tage das Leben zu einer Last / und schließlich doch noch die unverhoffte Freude, wegzubleiben. Das war das famose Völkchen der „Beduinen" von Ramle.
Ramle ist die Gartenstadt Alexandrias und liegt knappe zwei Wegstunden ostwärts am Strand / durchsetzt von einem Filigranwerk grüner Gärten. Hier lebt toute Égypte den Sommer hindurch in hellen Landhäuschen und weißgekleideter Unschuld / man badet, man flirtet, man schminkt sich.
Winters stehen die meisten Villen leer / was nicht gut ist für sie und ihre Besitzer, da die Ordnung in Ägypten immerhin doch noch ein ganz klein wenig geringer ist als in Ritzebüttel. Und deshalb veranlassen die Eigentümer einen Stamm sogenannter Beduinen, auf den Grundstücken als Wächter ihre Zelte aufzuschlagen.
Von solchen Beduinen bot man mir zwei an, zwei Vettern. Das gefiel mir anfangs recht gut. Aber sehr bald sah ich ein, daß die Beduinen von Ramle gar keine Beduinen sind / nicht mehr sind.
Schon Mehemed Ali begann die Seßhaftmachung von Nomadengruppen / der Beginner des neuen Ägyptens, der Zerstörer des alten, des islamischen. Unter der englischen Leitung machte die Ansiedlung weitere Fortschritte / vornehmlich unterstützt von den Eisenbahnen und Kanälen,

welche die Transportdienste der Kamelzüchter auf den meisten Wegen entbehrlich machten / und durch die Befreiung vom Militärdienst.
Manche Steppensöhne wurden Bauern, echte und rechte Bauern / sie hausen in Würfeln aus Schlammsteinen. Manche Steppensöhne wurden Bauern, halbe Bauern / sie säen ein wenig, ernten mehr und haben ihre schwarzen Haarzelte sowie ihre Beziehungen zu anderen Beduinen beibehalten, die oft in weiter Ferne umherstreifen.
So sind die „Beduinen" von Ramle. Halbbeduinen also / nur ihre Ethnographie erinnert noch an die Lebensart ihrer Väter / und ihre Selbstüberhebung. Es sind unangenehme Kerle, arbeitsscheu, aufgeblasen, betrügerisch.
Ich habe viele Auftritte gehabt mit ihnen und ihrer Sippe. Da war Hassan Said, dreißig, mit regelmäßigen, strengen, finsteren Zügen, dunkelbraun. Ein aufgeregter Satan, der überall Widerspruch witterte und widersprach.
Der Konsul riet von seiner Mitnahme ab.
Mir schien er ein tüchtiger Kerl. Versagte aber beim Kamelkauf. War in tiefster Seele beleidigt, als ich nur Vorderlader für die Diener kaufte. Da fiel sein Herz von mir ab. Er blieb im letzten Augenblicke aus und schickte einen anderen. Auf einer ganz langen Reise / er wäre nicht zurückgekommen. Oder ich nicht.
Sein Halbbruder Nagi Abd el Gader war sein Gegensatz. Jünger, hellfarbig, eine gute, ruhige Erscheinung. Seine Ruhe entpuppte sich aber gar bald als Dämlichkeit. Er war Wächter in einem Theater. Beim Einkauf der Vorderlader brach er das Genick. Er hielt die Doppelflinte vor die Brust / streckte den rechten Arm und krümmte den linken. Dann blieb er fort. Die Furcht vor dem Gebel und den schlimmen Beduinen machten das dem Beduinen und Theaterwächter leicht.

Endlich kam eine Erwerbung, die Bestand hatte. Ein alter Mann aus Edfu, um fünfzig, schwärzlich, vernegert. Mit

dem braunen Blick des Hundes, der um einen Knochen bettelt. Linien im Jugendstil durchrillten seine niedrige Affenstirn / sie versuchten namentlich beim Zuhören einen Ausdruck von ahnungsvollem Verständnis. Abdu von Edfu war ältlich und nicht mehr sehr stark. Aber er hatte schon öfter auf den Straßen gelegen, wo das Kamel rört und der Rauch der Lagerfeuer schwelt.
Er war willig und tat mit rührender Hast alles, was ich ihm gebot. Er war ehrlich und hat kaum einen einzigen Betrug versucht / das ließ sein schlecht entwickelter Verstand nicht zu. Denn man durfte sich keiner Täuschung hingeben / Abdu war begriffsstutzig, nein er war dummlich. Darum verulkten ihn die andern ständig, die seinen Wert nicht brauchten / aber Abdu stand unter meinem Schutz und fühlte sich wohl dabei.
Der Alte aus Edfu, der ein guter Marschierer war und niemals klagte, ist der einzige der fünf Diener, welcher mir in jenen Wochen nähertrat. Mit ihm erzählte ich gern und er wußte vieles, was den andern verborgen / und was mich, was mich überraschte. Wir sprachen auch von Saladin Pascha, wie er Slatin / und von Nofel, wie er Neufeld nannte.

Da war Farag, ein Alexandriner Tagedieb aus Sagasig. Er trug den ducknackigen Kopf eines Bulldogs auf untersetztem, gedrungenem Körper. Der häßlichste von allen / der häßlichste und der stärkste; der anstelligste. Farag konnte alles. Farag nähte Packsäcke am besten zusammen / er lief auf allen Listen eines jungen Proletariers, der zu intelligent ist für das ertötende Einerlei einer regelmäßigen, untergeordneten Beschäftigung. Der aber doch nicht glücklich, nicht erfinderisch, nicht beharrlich genug ist, um den ewig erträumten Erfolg zu erjagen.
Farag telephonierte, als sei er nichts anderes gewöhnt. Farag lud ein Mausergewehr, als sei er Soldat gewesen. Farag besaß Witz und er benutzte ihn, namentlich den alten

ehrlichen Abdu zu verspottten. Farag war der aufgeweckteste meiner Kerls / und der bedenklichste.
Unterwegs schnitt er weniger gut ab als in Ruhe. Das Marschieren griff ihn stark an, zumal er trotz seinen zwanzig Jahren etwas asthmatisch war. Er suchte seine Ermüdung hinter einer stierverbissenen Miene zu verbergen / aber er konnte es nicht verhindern, daß der verlachte alte Abdu triumphierte.
Farag war mir manchmal ein ganz klein wenig unheimlich. Er war gar zu geschickt für einen Orientalen und wohl mehr zu langverhaltenen, aber dann um so schlimmeren Ausbrüchen veranlagt / als ein Expeditionsleiter das gern sehen kann.

Da war ferner Gibrin, ein Halbbruder Abdus. Ihn vorzuschlagen war des Alten einziger Fehlstreich. Gibrin war etwas jünger, aber wesentlich länger als Abdu. Besaß Farag eine groteske, so schreckte Gibrin durch eine widerliche Häßlichkeit ab. In seinen Zügen konnte auch ein scharfes Auge keinen Weg finden, und ich erinnere mich ihrer nur noch als etwas namenlos Scheußlichen / insgesamt und unterschiedslos Scheußlichen.
Seine Beine waren lächerlich dünne Stecken. Seine Faulheit übertraf die aller anderen. Ein Kamel konnte Miene machen, völlig kopflos, wie diese Tiere zuweilen sind, eine steile Geländemauer hinabzustürzen / Gibrin stand daneben, windschief wie eine Vogelscheuche, und rührte keine Hand. Aber abends im Lager hättet ihr ihn sehen sollen. Gibrin fehlte bei keiner Schüssel, und gern ließ er seine Ratschläge hören, in einem näselnden und schleppenden Tonfall. Er war ein feiges Großmaul.
Da war schließlich Hassan, ein „Beduine" aus Ramle. Folglich verstand er von allem, was mit Kamelen und Reisen zusammenhängt, nicht viel mehr als Farag, nur war er wesentlich ungeschickter. Unterwegs spielte er eine traurige Figur, hielt die Märsche nicht aus und blieb am Wege liegen. Er war nicht ohne Witz, doch verging der ihm bald.

Nicht selten erinnerte er mich an einen der beiden abgesandten Meuchelmörder des Alten vom Berge, die in Gustav Freytags Kreuzzugroman auftreten. Er hatte etwas Schleichendes, verschlimmert durch Hahnentritt. Er tippte sich bei Befehlen mit der graziös gebogenen Rechten in ironischer Unterwürfigkeit aufs Haupt. Er war faul und folglich aß er mehr als andere. Dazu ging er gut im Zeug.
Abdu und Hassan waren die Geldleute meiner Schar. Jeder hatte ein stattliches Bündel. Abdu zeigte seine Gewänder und Decken nicht, teilte aber mit Farag. Hassan zeigte seine Kleider, teilte nicht und hängte Farag auf Borg einen schwarzen Mantel an.
Dieses waren die Jungen, mit denen ich die Libysche Wüste erobern wollte. Abdu war gut, aber schwerfällig. Farag war brauchbar, aber unzuverlässig. Gibrin war abscheulich und faul. Hassan war faul und leidlich anständig. Der tüchtigste von allen sollte noch kommen, der jüngste, der schlechtestbezahlte und der verständnisvollste.
Abdu und Farag waren von den vieren die besten / sie erhielten den Monat 2 £ ein jeder. Gibrin und Hassan taugten nichts / sie erhielten deshalb den Monat 2½ £ ein jeder.

Keine Reise ohne Diener. Keine Reise ohne Kamele. Willst du von Alexandria in die Wüste wandern, so findest du in der Stadt nicht ein einziges Kamel zu kaufen. Hinaus mußt du, auf die Wochenmärkte der weiteren Umgegend / die Bauern und Beduinen besuchen sie. Kafr Dauar und Amrije sind die wichtigsten Märkte.
Amrije ist ein Mittwochsmarkt und liegt an der Mariutbahn. Dorthin fuhr ich mit Osman dem Kawaß und mit Hassan Said dem Halbbeduinen.
Der Antrieb war nicht allzu reich. Doch gelang es in vierstündiger Arbeit vier Kamele zu erhandeln und einen Esel. Man betrog mich mehr als nötig nur bei einem Kamel, die anderen waren gut, eins sogar ausgezeichnet / das rote. Alle waren Naga, das heißt Stuten / und sie kosteten Stück für

Stück sieben englische Pfund, was man dort billig nennen muß.
Mir fiel auf, daß die ägyptischen Beduinen beim Einkauf jenes Mittel der Tripolitaner nicht kennen, die Stärke der Kamele zu erproben. Dort zieht man das Tier mit aller Kraft am Schwanz / tritt es rückwärts, so ist es nicht kräftig. Für einhundertundvierzig Piaster, das sind achtundzwanzig Mark, kaufte ich einen schwarzen Esel namens Chamsa, „Fünf". Der Verkäufer, ein Ben-Ali-Beduine, redete mich deutsch an. Deutsch, ein Beduine, auf dem weltentlegenen Steppenmarkte von Amrije im ägyptischen Gau Mareotis. Er rief noch einen andern herbei / auch der versuchte sich in Deutsch. Die Stämme der Nomaden standen umher und atmeten erregt mit offenen Mäulern. Und die heiße Sonne Amrijes glühte über uns.
Beide waren auf der Berliner Gewerbeausstellung gewesen. Hatten dort Fantasia geritten. Sie unterhielten seit anderthalb Dutzend Jahren ihre Brüder von Liebesabenteuern mit wunderbar schönen und wundervoll gemeinen weißen Frauen. Fluch jenen Unternehmern, die fremde Völkerschaften nach dem Abendlande führen, sie unter uns Weiße mischen. Beherrschen wir nicht die Erde durch den Respekt, statt durch die Zahl? Der Respekt kämpft auf unserer Seite / die Überzahl steht in ihrem Lager. Nehmt die Scheu aus ihren Köpfen / sie trampeln auf euren Bäuchen herum und schänden eure Frauen. Ist dir schon einmal ein Orientale frech begegnet / frech, schmutzig-frech, aufdringlich-frech / er war mit Weißen und hat gelernt, daß auch sie nicht mehr als er sein können / daß auch sie sterblich sind.
Wehe dem Alleinreisenden, der in eine durch solche Kerle mißleitete Menge gerät.

Zu einer Forschungsreise gehört mehr als Diener und Kamele / gehört Wichtiges, gehört Unwichtiges. Was unentbehrlich schien, vermissen wir nicht / Kleinigkeiten werden Ziele brennen der Sehnsucht.

Dort draußen bist du allein, siehst keinen Kaufladen, keine Werkstätte. Bist ganz allein, bist du / also nichts oder alles. In der Wüste, in der Steppe lebst du behaglich / lebst erbärmlich. Ganz nach deiner Ausrüstung. Vergiß ein Radiergummi / du lernst die Qualen der Hölle kennen. Verlier deinen Büchsenöffner / das froh gewünschte Mahl wird mühsälige Herkulesarbeit. Da kannst du lernen, wie die Gesetze von der Wirkung der Steigerung sich umkehren. Ein Balken ist dort nichts / ein Häkchen Eisen alles.

Jede Forschungsreise ist ein tiefer Schnitt durch das Leben des Menschen. Geistig / wissenschaftlich / literarisch / seelisch / reisetechnisch / selbst in kleinen Ansichten, in winzigen Gewohnheiten.
Im Kleinsten gar. Jede Reise zeigt dir, wie wenig du von jenen Ländern doch wußtest. Daß die Ausrüstung der Fahrt noch wesentlich schwieriger ist als fesselnd.
Ich hatte mich nach Erfahrungen in Vorderasien reichlich mit Knorrschen Suppenwürfeln versehen / jenen gepreßten Mehlen, die in einer Viertelstunde eine schmackhafte, anregende und nahrhafte Suppe ergeben. Man erhöht ihren Wert durch Zugabe des ausgezeichneten, belebenden Fleischextrakts von Liebig, einer kleinen Handvoll Nudeln und von Eikonserve / das ist eingetrockneter und pulverisierter Eidotter. Dies ergibt eine vorteilhafte, steife Suppe, jene Steppensuppe, die 1908 fast meine einzige Nahrung war in den Ebenen Mesopotamiens und in den Bergen der Kurden. Sie macht nicht dick, aber ihre Bestandteile reichen grade aus, einen gesunden Mann einige Monate bei zähen Kräften zu erhalten. Die Suppe war mir diesmal eine kleine Enttäuschung. Sie wollte mir nicht mehr so ausschließlich munden. Sechs Jahre sind eine lange Zeit, der Geschmack verändert sich, die Ansprüche steigen / ich fand mich etwas verwöhnter. Kurz, es gelüstete mich ein paarmal nach Konservenkost.
Deshalb empfehle ich für eine mehrmonatige oder längere Reise in wüsten Gegenden diese Zusammenstellung / wenn

dort keinerlei Gelegenheit zum Ankauf von Nahrung ist. Grundsätze sind / möglichst hoher Nährwert, große Leichtverdaulichkeit, denkbar kleiner Umfang und geringes Gewicht, appetitreizende und launeerhaltende Abwechslung. Den letzten Punkt hatte ich früher nicht berücksichtigt, er ist eine Erfahrung der letzten Reise.

Die Grundlage der Ernährung bleibe die Steppensuppe. Doch erscheine sie nicht jeden Tag auf dem Feldtisch, sondern nur jeden zweiten oder besser jeden dritten Tag. Dafür wechsle sie ab mit Fleischgemüse-Konserven. Da sind Büchsen, in denen ein aus Fleisch und Gemüse gekochtes Gericht enthalten ist / du erwärmst es nur und verspeisest dein Huhn mit Reis oder dein Gulasch mit Nockerln. Das gibt Kraft / und, was wichtiger, Laune / und läßt dich die Widrigkeiten der Wanderung leichter bestehen. Man findet diese Konserven mit einer Brennvorrichtung für Hartspiritus unter dem Boden / die erhitzt dein Mahl ohne ein besonderes Feuer. Sie wiegen allerdings schwerer / und Feuer muß wegen der Diener sowieso angezündet werden.

Ferner nimm Bouillonwürfel von Liebig mit und rühre einen halben Würfel mit etwas Fleischextrakt in einer Tasse heißen Wassers an / du erhältst eine köstliche Brühe, ein unschätzbares Labsal nach langem Marsch.

Du fragst, ob du die Konserven aus der Heimat mitnehmen oder drüben kaufen sollst. Mein Rat / verschieb es zu Hause nicht. Kaufe daheim, dann kaufst du preiswerte und gute Ware; selbst mit Fracht- und Zollkosten fährst du viel billiger als mit solcher von draußen. Eine Büchse mit einem feinen Gericht, die hier 1,20 Friedensmark kostet, erhältst du erstens drüben überhaupt nicht / sie kennen dort keine große Auswahl und viel mehr als Würstchen mit Sauerkraut, Sardinen oder ein zweifelhaftes Fleischpain (lies Upton Sinclair's Enthüllungen aus Chicagos Schlachthäusern „Der Sumpf") wirst du selten erhaschen.

Zweitens weißt du draußen nie, ob die Konserve frisch ist und ob sie überhaupt was taugt. Denn vergiß nicht / Kon-

ſerven ſind Katzen im Sack / und Ausfuhrware iſt ſelten hochwertig. Kaufe deine Büchſen / es iſt ja doch ein Kiſtchen oder eine Kiſte / daheim auch nicht vom Kaufmann an der Ecke, ſondern wende dich an die Fabrik ſelber / ſie bedient dich beſſer und billiger.
Schließlich und drittens würde jene 1,20 Mark-Büchſe / ſollteſt du dort hinten wirklich eine gleiche finden / nicht 1,20 Mark koſten, ſondern mindeſtens 2,50 Mark. Denn ſie geht von der Fabrik durch mehrere Hände, bis ſie in der Rue Chérif Paſcha oder der Rue Bab Azoun in deinen Beſitz gerät.
Kaufſt du dir außerdem noch drüben Brot, falls du es erhältſt, und einen Sack Hartzwieback / höre, den mußt du verſchließen, damit deine Leute nicht in acht Tagen verzehren, was ſechs Wochen für dich langen ſollte. Kaufſt du ferner reichlich Schokolade zum gelegentlichen Knabbern beim Marſch / und Zitronenſäure-Plätzchen, um dir eine Limonade zu miſchen / ſchließlich Tee und Kakao, in denen du morgens deinen ſteinharten Zwieback zu einem Brei weichen läßt, ſo wirſt du das Einerlei der Reiſe mit leidlicher Laune überſtehen.

Denn jede Reiſe iſt ein Einerlei. Glaube mir / mögen die Landſchaftsbilder noch ſo packend oder ſtimmungsreich, das Volksleben noch ſo bunt, deine Arbeit noch ſo anſpruchsvoll ſein / die Langeweile bleibt nicht aus.
Weißt du warum? Auf der Reiſe biſt du ein Doppelweſen. Dein eines Leben lebt deine Reiſe / es leidet und vergnügt, arbeitet und ſchläft, ärgert und kämpft ſich dort hinten in Afrika. Dein anderes Leben lebt dein Daheim / es ſpricht mit deiner Frau und ſpielt mit deinem Kind, es ſitzt am Schreibtiſch und an gedeckter Tafel, dort hinten in Deutſchland. Das eine Leben drängt vorwärts / das andere ſehnt ſich rückwärts. Beide können nicht zuſammenkommen / durch weite Räume getrennt. Und es entſteht ein Gürtel der langen Weile. Verſteh nicht falſch, du biſt nicht faul unterwegs. Du mißt, beobachteſt, klopfſt und notierſt ununterbrochen. Aber die meiſten dieſer Tätigkeiten füllen nicht ganz aus. Deshalb

bleibt im Gefäß deines Kopfes ein oberer freier Raum / und er ist es, in dem dein anderes Leben sich lebt. Das sich lebt, als wärest du zu Hause. Dessen Bereich sich immer mehr ausdehnt. Denn diese Reisemühe wird von Woche zu Woche mehr und mehr Routine, sie beansprucht immer weniger Platz da oben in deinem Hirn. Die Reise schreitet fort, das Ziel deiner Wünsche verkleinert sich mehr und mehr / jenes hohe Ziel, daß dich die Heimat schal finden ließ und deine Gespräche so einseitig machte. Damit aber entgleitet es gemach dem Bann deiner Seele / und in diese hinein ziehen die Gesichte der Deinen, deine Bücher, dein Schreibtisch, deine anderen Wünsche, welche dein Reisezweck zeitweilig zurückgedrängt hatte.
So bist du auf Forschungsreise. Ein Doppelwesen. Wenn du allein bist.
Du schwelgst in den Farben eines Sonnentodes in der Steppe, über deren Teppich die goldgrünen Lichter schreiten, du zerlegst und notierst die Farben und Stimmungen in der Natur und in dir / aber du denkst an deine Frau.
Du nimmst ein geologisches Profil auf mit einem Eifer, der deine Buntstifte abbricht, diese elenden Buntstifte / aber du sprichst gleichzeitig mit deinem vertrauten Freunde über Bücher.
Du bist ein Doppelwesen, du, auf Forschungsreise.
Du arbeitest und sehnst dich. Du wanderst und träumst. Bist du glücklich oder bedauernswert?
G. v. Schubert, der einzige, und nicht gute, Biograph Heinrich Barths, von diesem / Saß er am Schreibtisch, so sehnte er sich aufs Pferd oder Kamel, war er auf der Reise, so dachte er an die Reize der stillen Gelehrtenstube.

Das ist die Tragik des Forschungsreisenden. Er ist Gelehrter und Beduine. Er liebt den Sattel und den Schreibstuhl. Zelt und Bibliothek sind seine Pole, und die wilde Natur ist ihr Äquator.
Leider läßt sich beides nicht vereinigen. Das ist die Tragik des Forschungsreisenden.

Der Gelehrte ist der Typus des Seßhaften, der Entdecker aber der Typus des Nomaden. Zwei Welten, zwei Klimazonen, zwei Landschaftsformen, zwei Kulturstufen in einem Menschlein zusammengestoßen.
Das könnte ohne Zwiespalt ausgehen?
Was aber ist der Forschungsreisende? Ein Atavismus. Schlimmer als ein Atavismus, denn die Beherrschung allermodernster Gedanken, Kenntnisse und Werkzeuge trifft in ihm zusammen mit einem Wander- und Mordtrieb urältester Menschheitssitten.
Jeder Forschungsreisende, echte Forschungsreisende, hat etwas Primitives. Jeder erregt oft Lächeln bei den andern / wie der Beduine bei den Seßhaften.
Jeder Entdecker ist einseitig, eingestellt wie die Magnetnadel auf ihren Pol.
Jeder Forschungsreisende ist zu bedauern. Jeder Forschungsreisende ist zu beneiden.
Keiner ist ganz ein Kind unserer Zeit. Keiner ist ein Vorläufer werdender Zeit. Alle sind verspätete Nachkömmlinge versunkener Tage, vergessener Welten, überwundener Stufen. Sie geben ihrem geheimnisvollen Triebe nach, zu wandern / Gefahr zu bestehen und Abenteuer zu haschen / zu entrinnen der Trübsal des Spießbürgers und dem Einerlei des Lebens der Städte wie der Gesittung. Sie versuchen, sich mit dem heutigen Leben auseinanderzusetzen und ihren Trieb in ihm nutzbar zu machen. Es glückt und es glückt nicht.
Man kann nicht Neandertaler sein und einen Smoking anziehen. Und man kann es doch.
Das ist die Tragik des Forschungsreisenden. Dieses bedauernswerten Anachronismus, dieses glückseligen Wesens.
Er ist Dichter ohne Verse. Er ist Komponist ohne Melodien. Er ist Gelehrter ohne Regelreiterei.
Er ist ein Urwesen von sehenswerter Seltenheit / denn nicht alle Forschungsreisende sind Forschungsreisende.
Wann kommt der letzte seiner Art?

Von allem Anfang an und schon vorher war es die Hauptfrage der Expedition / möglichst viel Trinkwasser mitzuführen mit möglichst wenig Frachtmitteln.
Das einzige Frachtmittel konnte nur das Kamel sein, welches allein von allen Lasttieren lange ohne Tränken aushält. Im Frühling, wenn die Kräuter und Gräser der Steppe saftig emporschießen und jener würzige Duft vieltausender kleiner Blüten über der Steppe schwebt, dieses stählende Bad von Kräutern, Aroma und Ozon / dann verschmäht das Kamel drei Monate lang jeden Trank. Schreite nur einmal über diese quellenden, dicken Saftstiele und Saftblätter / das helle Wasser quietscht unter deinem Fuß zur Seite. Das ist der Pflanzenbrunnen der Kamele in der jungen Lenzeszeit.
Ja, selbst auf dürrem Boden halten es die Tiere einige Wochen aus, ohne getränkt zu werden. Die Kamele des Gerhard Rohlfs marschierten im Februar 1874 achtzehn Tage / Wasser auf den Höckern, aber nicht in den Bäuchen. Meine eignen blieben zwölf Tage ohne Wasser und soffen dann aus einem Wüstenteich, weil sie acht Tage lang nur trockene Kräuter gefunden hatten.
Ein mittelgutes Kamel vermag auf längeren anstrengenden Märschen zweihundertfünfzig bis dreihundert Pfund zu tragen. Mithin also, den Sattel abgerechnet, hundert bis hundertunddreißig Liter Wasser. Den täglichen Wasserverbrauch von sechs Mann in der weniger warmen Zeit zu fünfzehn bis zwanzig Liter gerechnet, mußte die Wasserlast eines Tieres ungefähr eine Woche lang vorhalten. Dabei war ein sehr leichtes Gefäß des Wassers vorausgesetzt.

Von solchen gibt es zwei. Da ist die alte brave Girba des Morgenlandes / der Rock von einem Bock, der schön dicht vernäht wird, besonders die Ärmellöcher, und dessen Hals als Aus- uud Einguß dient.
Ich ging mit Abdu, eine Girba zu kaufen. Wir fanden einen Laden, der schwarz war von abgestreiften Bocksschläuchen. Überall saßen noch die dunklen Haare an ihnen,

nur vom Widerriſt bis zur Öffnung waren ſie ſauber abraſiert und wuchſen nicht mehr nach. Die Verkäufer, ebenfalls ſchwarze Kerle, ſchwarz wie die Röcke der Böcke / griffen einen heraus und bliesen ihn mit der Kraft ihrer Lungen auf. Bis der Rock aus einem zuſammengeſchnürten Hungerleider ein friſch ausſehender Junge ward, ein ſtattlicher Mann und ſchließlich ein fetter, ſatter Hausbeſitzer. Dann ſchnürten ſchnelle Griffe ihm den Hals zu und verprügelten ihn mit einem Knüppel auf Bauch und Rücken. Mit ſo robuſten Schlägen, daß das ſtrammgeblaſene Fell zitterte, dröhnte / und ich den fünfzig bis ſechzig Liter faſſenden Rock befriedigt für fünf oder ſechs Mark ankaufte.

Ich nehme ſchon hier vorweg, daß ſich dieſe Girba ausgezeichnet bewährte und ihr Waſſer nur deshalb ziemlich ſchnell verlor, weil der Ausguß nicht verſchließbar war / ſo tranken die Diener den Hausbeſitzer ſchon in zwei Tagen zu einem ausgemergelten Proletarier.

Das andere leichte Transportmittel iſt der Waſſerſack. Er wird aus zwei Segeltuchlagen geſchneidert, er hängt in einer netzartigen Gurtentrage und iſt europäiſcher Herkunft. Meine Säcke hatte mir eine Berliner Ausrüſtungsfirma geliefert. Jeder faßte gegen fünfzig Liter.

Da die eine der beiden Segeltuchlagen waſſerdicht gemacht war, ſo nahm der Inhalt eine ekelhaft grünliche Farbe an und wir urinierten ſtets einen braunſchwarzen, gefährlich ausſehenden und mit ſtechendem Schmerz auslaufenden Harn. Nach dieſer Erfahrung rate ich vom Dichtmachen der Waſſerſäcke ab.

Ich rate überhaupt von Waſſerſäcken ab. Ein Waſſerſack kann fallen, fallen auf ſpitzes Geſtein, eine Kugel kann ihn durchbohren oder Schrot / alles Möglichkeiten, die ſich in der Wüſte jede Minute zu ereignen vermögen. Dein Waſſerſack wird zu einem ſeidenen Faden, der alle Augenblick reißen kann. Willſt du, darfſt du dein Leben einem dünnen Seidenfaden anvertrauen?

Ich rate überhaupt von Waſſerſäcken ab. Ein Waſſerſack

scheuert sich durch. Dagegen hilft kein Imprägnieren, das den Harn schwarz macht und ätzend.
Die Bewegung der Kamele teilt sich ihrer Last mit. Der Sattel steigt auf und ab, der Höcker und die Seiten des Tieres steigen auf und ab, die Wasserschläuche steigen auf und ab. Das sind drei Kräfte, die gegeneinander Reibungen entwickeln und im Verlaufe von einem Dutzend Marschstunden eine ungeahnte Summe von Kraft erzeugen. Eine Kraft, die so stark ist, daß sie dickes, hartes Segeltuch zu dünnen Fasern zerreibt, zu Zunder zermahlt / zerlöchert.
Ja, zerlöchert, hoffnungslos zerlöchert / da fließt das Wasser heraus, dieses kostbare Wasser, und jeder Schritt der Kamele preßt einen Strahl hervor. Könnt ihr euch vorstellen, wie einem zumute wird / dort in der wasserlosen Wüste, bei solch einem Fabrikat!
Fluch jenen Unternehmern, die für Wüstenreisen solch Kinderspielzeug verkaufen. Fluch ihnen / denn wir riskieren unsern Hals dabei, und der ist uns einigermaßen lieb und wert.

Es gibt noch andere Frachtmittel für Wasser. Die türkische Armee führt lange, im Querschnitt ovale Holztonnen / sie rinnen immer ein wenig und mögen sich wohl am selben Orte, kaum aber auf weiten Märschen bewähren.
Man könnte eine Holzkiste mit Zink- oder gar Aluminiumeinsatz bauen. Die Kiste müßte äußerst stark und dick gearbeitet sein und würde sehr schwer wiegen. Zerbrechen könnte auch sie.
Rohlfs baute Eisenkisten / gab aber leider niemals eine Zeichnung davon. Auch die angloägyptische Armee führt Eisenkisten. Sie haben die Form eines schmalen Handkoffers mit abgerundeten Kanten und Ecken. An jeder der beiden Schmalseiten sitzt ein wagrecht abstehender eiserner Handgriff, an dem eine kräftige Strickschlinge hängt. Beide Schlingen werden über die Längsstangen des Kamelsattels gestreift, so daß die eine Breitseite des Gefäßes am Sattel anliegt. An jeder Flanke des Tieres kommt eine Kiste. Das Aufl[illegible]

zwei Leute beansprucht ein bis zwei Minuten, denn ein besonderes Verschnüren ist nicht erforderlich.
Da jede Kiste etwa vierzig Liter enthält und ein Eigengewicht von mindestens zwanzig Pfund haben wird, so beträgt das Gewicht von zwei gefüllten Wasserkisten etwas über zweihundert Pfund. Zieht man nicht vor, etwas größere Behälter zu bauen, so kann das Kamel noch irgendeine andere Last tragen.
Diese Eisenkisten kann man in Alexandria und Kairo anfertigen lassen / in einigen Geschäften, die mit Eisen, Öfen und dergl. handeln. Sie allein geben die volle Gewißheit, ohne Besorgnis in die wasserlose Wüste hineinzumarschieren. Der Inhalt wird in der Sonne zwar sehr warm werden / aber warmes Wasser ist besser als keins, und für die Abendsuppe oder den Abendtee ist es gleichgültig, ob das Wasser warm oder kalt in den Topf kommt. Dein Trinkwasser aber kochst du ja doch jeden Abend ab, um dich vor Ruhr, Typhus und Cholera zu schützen. Übrigens erwäge / das Wasser in den Kisten ist morgens nach der kalten Wüstennacht fast wie Eis.

Mariut und Marmarika

Ich tat wieder mal Einblick in das Deutschtum im Ausland. Man lud mich zum Abendessen. Einige deutsche Kaufleute führen gemeinsamen Haushalt. Kamen noch ein paar Kaufleute, alles Deutsche, und der amerikanische Vizekonsul, ein Deutschamerikaner.
Gute Küche, reichlich geistige Getränke.
Das Gespräch drehte sich um geschäftlichen Klatsch / ihr wißt, Klatsch über die Personen eures Interessenkreises ist immer fesselnd. Ging über zu Anmerkungen an ägyptische Geschehnisse, spiegelte sich in unschädlichen kleinen Überhebungen, versagte sich nicht einige niedliche Witzchen und Zötchen Übersee.

Dazwischen drängte sich Streit hervor, Zank im Scherz, Zank mit ernsten Fußangeln und Spitzen. Zank, der manchmal ungemütlich wurde, peinlich für den Gast, unbehaglich für alle, belustigend dem Amerikaner. Über Bücher und Ägypten hörte ich nichts. Von geistigen Belangen keine Spur.

Ihr, die ihr reiset, reiset in Übersee, im Orient, in den Kolonien / fandet ihr beim Kaufmann Bücher? Bücher über das Land seiner Tätigkeit? Bücher von literarischem Wert? Noch nirgends sah ich im Orient bei Privatleuten eine Bibliothek. Es gibt welche, es wird solche geben, es muß sie geben. Aber ich fand sie noch nicht.

Was für ein trauriger Abschnitt / diese geistige Teilnahmlosigkeit der Auslandsdeutschen. Du kannst kein Gespräch mit ihnen führen über die literarischen Strömungen daheim. Georg Ebers bedeutet ihnen die Moderne, die Marlitt ein „gutes Buch".

Sie kennen nur wenige Bücher über ihr Arbeitsland und fast immer minderwertige, nie ein zusammenfassendes. Sie verstehen sich auf den Handel ihres Platzes und seine Waren, aber nicht auf seine Handelsgeographie und seine Warenkunde. Ihre Zeitung ist ein heimatliches Käseblättchen und das unterrichtende, aber doch nur aus zweiter und dritter Hand schöpfende „Echo". Kein Sinn für das Originale.

Frag den Kaufmann über den Charakter und die Behandlung der Eingeborenen / volltönend gibt er dir Lehren. Fast möchtest du meinen, er nur verstehe sich auf diesen schwierigen Gegenstand. Frag den Kaufmann über das Land / er erzählt von seinem Sonntagsausflug, der immer in einen gefährlichen Winkel zu führen scheint. Alles weiß er, und nichts hat er vom Lande gesehen, es dünket ihn so winzig von seinem Küstenplatz aus, den er nicht verläßt.

O ihr deutschen Kaufleute, ihr seid Männer der Tat und ihr verdient nicht schlecht und ihr kennt euren Beruf. Aber meint ihr nicht, daß es so etwas wie einen deutschen Buchhandel gibt? Der alljährlich seine 36000 Druckwerke her-

vorbringt? Für den ein paar hundert Männer jahraus, jahrein tätig sind, um ihr erarbeitetes Wissen und ihre erreisten / erreisten, nicht nur ersessenen! Erfahrungen der Allgemeinheit zu schenken? Ob nicht doch unter diesen 36000 Veröffentlichungen einige wenige Dutzend sind / die euch über euer Land die Augen öffnen, noch mehr öffnen können / die euch rein menschlich fördern / die euch gehobene Stunden bescheren?

Darf ich eine schüchterne, erlaubet, eine ganz schüchterne Frage hier vorbringen? Möchtet ihr nicht eure jährliche Alkoholausgabe ein ganz klein wenig einschränken? Ihr wißt, Bier ist teuer unter den Sternen des Südens, Sekt kostet überall Geld, und Wein fließt selbst in Algerien nicht auf der Gasse. Eine Jahresausgabe von fünfhundert Mark im Orient macht ihren Herrn noch längst nicht betrunken und ist doch viel Geld. Stelle dir vor, du gäbest ein Drittel, ein Viertel für Bücher aus. Für runde hundertfünfzig Friedensmark alljährlich will ich dir in drei Jahren eine reizende Bibliothek zusammenstellen.

Aber ihr kennt die Möglichkeiten nicht, ihr Söhne des Volkes der Bücher. Ihr lebet der liebenswürdigen Täuschung, das Buch sei die Theorie und ihr die Praxis. Seid versichert, meine Freunde, ihr seid die Theorie, die graue, die greuliche, die unvollkommene / das Buch aber ist die Praxis. Was hänget ihr am Alkohol. Welchen Mist gebet ihr zum besten, wenn man dies euer Steckenpferd belächelt.

In Tandscha, im Hotel Cavilla. Ein Kaufmann erzählt. In Brasilien tranken wir nichts als Whisky. Glauben Sie mir, man konnte nichts anderes trinken. Das Wasser war verseucht, Durst hatten wir blödsinnig in der Bombenhitze. Wir soffen den reinen, klaren Whisky aus Wassergläsern.

Nun, Sie konnten doch Wasser abkochen, Tee bereiten.

Ach, wer wird so'n Zeug trinken. Der Whisky hielt uns hoch. Und wissen Sie, eine bessere Arznei als den Whisky gibt's nicht. Chinin nahmen wir gar nicht mehr. Ein Fieberanfall und dann ordentlich Whisky drauf. Is' es ein-

zig wahre. Wenn Sie jemals in die Tropen kommen, dann...
Habt ihr, liebe Landsleute, schon einmal von Robert Koch gehört, von Chininprophylaxe? Wißt ihr, daß der Alkohol die Entwicklung unserer Kolonien mehr aufgehalten hat, als unsere Unerfahrenheit es tat? Ahnt ihr gar nicht, daß es höhere Werte gibt als den Alkohol? Könnet ihr euch vorstellen, daß ihr noch bessere Geschäfte machen würdet, söffet ihr nicht dermaßen!
Nein ihr könnt es nicht. Ihr seid unerzogen, denn ihr kennt nicht die Werte in Büchern. Euch ist nicht zu helfen. Ihr spielt Skat und zankt / und ihr gründet Vereine, die sich auseinanderekeln. Recht so, eure Flagge besteht aus drei Farbenbalken / warum nicht ihr aus drei Parteien?

Afrika, mit Ausnahme der Atlasländer und der Flußdeltas, geht im ganzen Rundlauf seiner Küsten mit einem Steilufer ans Meer. Diese Kante kann aus Stein oder festem Sand bestehen, sie kann hoch sein oder niedrig, sie kann der Stirn eines Bison gleichen an Wucht und Zorn, oder sie kann in ein leichtes sandverschleiertes Schmunzeln der Geländeformen auslaufen / immer und allerorten ist sie eine Steilküste.
Warum also sollte dann das Gestade der Mariut und Marmarika eine Ausnahme machen? Junge Kalke treten ans Meer heran, spielen hier mit Sandstreifen, dort mit niedrigen Riffen. Häufen sich zu Hügeln aneinander, die in ununterbrochener Folge und in denkbar mannigfaltiger Einförmigkeit dem Küstensaum entlang ziehen. Eine halbe Wegstunde von diesem entfernt / so wie ein Hirt geht, dessen Herde vergnügt knuppert und der seinen Freund auf einem Hügel erspäht hat / dort senkt sich das Gelände zu einer breiten flachen Hohlform.
Sattelst du nun ein Beduinenpferd, einen von jenen Apfelschimmeln, die vom Stand aus in Galopp anspringen, und blickst zwischen seinen steifen Ohren unverwandt südwärts /

so fühlst du schon nach zehn Minuten, es können aber auch fünfzehn sein, daß der weiche Boden sich sanft hebt.
In kurzem reitest du ein flaches Tal über Geröll aufwärts. Im Schatten eines ganz stillen Bäumchens trocknest du dir die Schläfen. Denn die Talwände nähern sich einander, und ihre Schultern wachsen sichtbar unter dem frischen Hauch, der von oben heranzieht. Tüchtige Bänke von Kalk treten aus den Schultern heraus, trotzig und wagrecht wie die Schlüsselbeine eines hart arbeitenden Mannes. Die Schritte deines Pferdes verkürzen sich, sein kleiner Vollhuf tastet. Ein ganz weißer und ganz schmaler Pfad stiehlt sich den schrägen Hang empor. Da mußt du hinauf, denn der boshafte Gott dieses stillen Tales hat dessen Ende so steil gebaut, daß nicht einmal eine Ziege die Mauer erklettern kann. Dein Gaul hat sich hinaufgetastet / und es hat dir Spaß gemacht, Spaß, unterstrichen von einem ganz leisen, sehr zarten Gefühl der Bänglichkeit. Oben blickst du gen Mittag über eine sanft andachende weite Fläche / die liegt da mit einer harten, kaum geschwungenen Linie unter dem Himmel.
Ihr dürft nicht denken, daß diese Landschaft der Mariut von einer unbeschreiblichen Schönheit wäre. Sie ist es nicht. Ja, sie ist, bei Lichte besehen, sogar recht öde und eintönig, soll ich sagen / häßlich? Sie steht mit dem Himmel zwar in enger Verbindung, sie empfängt seine glühenden Küsse, Küsse, deren es ihr sicher oft zuviel wird. Mit einer Glut, welche die Erde dampfen macht von Staub. Mit einem rasenden Verlangen, das bißchen Leben zu ersticken und zu verlodern. Aber Regen gibt dieser erbarmungslose Himmel nicht ab. Und doch spendet er Regen / streut an den Tagen des Februars Wasserperlen mit breitausladender Geste über das erschauernde Land.
Ich wollte, du könntest einmal das Wunder sehen, das sich dann begibt. Da geht ein Rucken, ein Recken durch jene Millionen mißfarbener, verdorrter, angeknabberter, verstaubter Dingerchen auf dem weißlichen geborstenen Boden / der ist so steinhart, daß das Eisen einer unvorsichtig ein-

gesetzten Pflugschar zerbrechen würde wie Glas. Der Steinharte wird weich und dunkel, er löst sich in Krume auf, in welcher sich der Belag der vielen Steinsplitter und Gerölle, jedes in eine kleine Mulde, bettet. Winzige Erdhäufchen wölben sich empor, springen in geschlängelten Rissen / grüne Köpfchen lugen heraus und verschlafene Zwiebeln und Knollen senden Antennen an die weiche Meerluft, zu empfangen Wasser und Salzgeschmack, Brise und Hoffnung. Ich will dir nichts vormachen / andere Reisebeschreiber besorgen das schon / aber würdest du dich eine Anzahl Stunden auf die Lauer legen und einen ebenso langen Regenguß miterleben / du sähest die schüchternen Hälmchen wachsen und werden, die nach wenigen Tagen so saftige Kräuter, so stattliche Gräser sind.
Wer das täte / wie unsagbare Abenteuer könnte der erleben, der beschreiben. Denke dir / dies unerhörte Erlebnis eines rasenden Wachsens, die Abenteuerlust, die den Skarabäen die Brust schwellen muß und ihre Jungmannschaft in Neuland hinausschickt. Primavera. Primavera der Mariut.

Das ist die Landschaft der Mariut und Marmarika. In der Trockenzeit, von April bis Januar ein vergilbtes, verstaubtes, steinig-sandiges Blatt von Allahs Baum. Im Lenzregen eine grüne Wellenfläche aromatischer Kräuter und vereinzelter Büsche. Ein Paradies arabischer Beduinen und Herden. Mit verstreuten Wasserlöchern und wegweisenden Steinhäufchen. Eine Landschaft, über hundert Wegstunden lang und nur wenige breit. Eingekeilt zwischen Meer und Wüste.
O diese stumme Landschaft der Mariut und Marmarika. Dieser Landstreifen von Beduinen und einigen wenigen Forschungsreisenden / die mußten ihren Mut sammeln, so sie dort hineinzogen, denn die Aulad Ali sind eine böse Bande. Heinrich Barth raubten sie aus und Minutoli brachten sie zur Verzweiflung.
Sonst störte sie kein Mensch. An einigen Punkten der Küste, aber nur im Osten, recken sich die sonderbaren Stelzbauten

ägyptiſcher Leuchttürme weiß und zerbrechlich empor. Hin und wieder, doch ſelten, ſtreift ein Trupp kamelberittener Coaſt Guards die winzigen Buchten des Geſtades auf griechiſche Haſchiſch- und Waffenſchmuggler ab.
Sonſt ſtörte ſie kein Menſch, dieſe herdenhütenden, herdenſtehlenden Raubbeine von Aulad Ali. Die Sonne der Mariut und Marmarika ſtand über ihnen, ſonſt nichts. Auch Effendina nicht, der am Nil genug zu tun hatte mit Geldverſchleudern und Feſten, mit Engländern und Nationaliſten, mit Aktien und Wucherern.
Ein Land der Beduinen, der Sonne und der Stille.

Da kamen eines Tages Männer in dieſes Schäferlied. Männer in Tropenhelm und Khaki, mit Kamelen und Zelten. Die ſtellten Meßlatten auf und guckten ſie durch funkelnde Röhren an, als ob die Landſchaft der Mariut nichts Feſſelnderes böte als nur dieſe zweifarbigen Stäbe. Und dann kamen Arbeiter / Soldaten und Beduinen. Und ſie ſchaufelten und ſchachteten, warfen einen Damm auf, und durchbrachen Hügel. Schleppten Holzſchwellen herbei und warfen zerklopfte Steine dazwiſchen. Legten eiſerne Schienen darauf und grinſten über deutſche Flüche, welche die uralte Stille der Mariut beſchleunigten.
Nach langen Mühen jaulte ein mißtöniger Pfiff durch die leiſe ſummende, die ſchläfrige Luft, ein Fauchen, ein ruckendes Anziehen, daß Eiſen an Eiſen klirrte / und der erſte Eiſenbahnzug dampft vorſichtig und bekränzt durch die ſonnzitternde, die antike Mariut.
Es gibt merkwürdige Menſchen, in Ägypten ſo gut wie in Wien. Nur ſind ſie dort noch ſchläfriger und manchmal platzen ihre Ruhegezeiten zu ſtürmiſchen Tathandlungen auf.
Ich kenne Effendina nicht perſönlich und kann nur wiedergeben, was andere mir ſagten. Sie erzählten, er ſei der beſte Geſchäftsmann ſeines Landes geweſen, vielleicht auch ſein beſter Vizekönig / wenn nicht Lord Cromer und deſſen Nachfolger ihm das erſpart hätten.

Effendina lernte in Wien und hat daher wohl seine behäbige Gestalt mitgenommen. Effendina lernte bei den Engländern und hat dabei wohl seinen Geschäftssinn entwickelt. Besitze einmal ein Land von einer Million Quadratkilometern und einem Außenhandel von anderthalb Milliarden Mark / und besitze es nicht. Kannst du dir vorstellen, wie es in der Seele eines solchen Mannes aussehen muß?
Effendina ist dick, aber ein guter Kaufmann. Effendina liebt die Frauen, aber noch mehr das Geld. Effendina ist kein Phantast, sondern ein Realist. Er ist nüchtern und verschmäht das, was wir geistige Ideale nennen.
Man brachte ihn auf den Gedanken, jene Ödländereien da oben am Golf der Araber (was für ein köstlicher Name das ist, voll von der geographischen Naivität des Biedermeier, voll von Strandräubereien und langen Flinten, voll von Meeresblau und Sonnengold und Dünenrot), jene Steppen da oben am Golf der Araber dem Pflug zu erschließen.
Denke an deinen Ahn Mehemed Ali, denke an Lord Cromer / beide gruben Kanäle und schufen Reichtum, wo früher das Nichts war. Eifre ihnen nach / und du wirst ein Wohltäter der Deinen. Und des Deinen. So dachte Effendina / und Effendina eiferte. Baute jene Bahn, baute sie mitten durch öde Steppe, wo nur Kraut und Schafe leben, und nicht einmal viel davon. Erst die Wünschelrute der Bahn / und der Anbau, die Pflanzungen werden schon kommen. Dies letztere war gut gedacht. Schlecht gedacht aber war der Vergleich zwischen dem stets und beliebig bewässerbaren, fetten Schwemmland des Niltals / und jener von keinem Fluß erreichbaren, nur kümmerlich beregneten, dürren Steppenkrume der Mariut und Marmarika.

Marschiere von der Küste fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig Kilometer ins Land hinein / die Kräuter schrumpfen, schwinden unter deinen Füßen, die lockere Erdkrume löst sich auf, ein dichtes Parkett von scharfen Steinsplittern hemmt Schritt [illegible]t, Sanddünen treiben daher, Regen bleibt fast ganz

aus. Einen so schmalen Küstenstrich will man, wollte man zum Paradiese wandeln. Von vornherein kam nur jene flache Mulde in Frage, in der die Bahn läuft, zwischen den Küstenhügeln / ganz alte Wachtturmreste schlafen auf ihnen, wie Zahnstümpfe, zernagt von der bösen Fäule der Zeit / und dem ersten Anstieg zum Libyschen Küstenplateau.
Hier grub man Brunnen, Brunnen mit einer Tiefe von oft vierzig und mehr Metern. Stellte einen Windmotor daneben auf und ließ das meist brackische Wasser emporheben in ein gemauertes Becken. Nun pflanzte man ein paar Dattelpalmen, mehrere Tamarisken, ein Feld Reben und Gerste. Bewässerte sie und harrt jetzt des Lohns.
An der Bahn liegen einige Stationen, die von Grün in geringem Umfang umgürtet werden. So besonders jenes Amrije, das mir meine Kamele gab. Es ist, wie noch eine oder zwei Stätten / Behig / auch ein wichtiger Wochenmarkt der Beduinen. Fahret ihr aber weiter westlich, so lernt ihr Halteſtellen kennen, die nur eine Hütte besitzen oder ein paar Häuschen oder ein paar winzige Felderchen und Tamariskbüsche. Denen der Wasserbedarf durch den Zug täglich von Alexandria gebracht wird, hundert Kilometer weit und mehr / stellt euch eine unerwartete Betriebsstörung vor, daß der Wasserzug mehrerere Tage ausbleibt!
Übrigens, diese wasserlosen Halteplätze werden von den anderen noch beneidet / trinken sie doch das von jedem guten Ägypter über alles geschätzte Moije e'Nil, das süße Wasser des heiligen Nils. Brauchen sich nicht die Verdauung zu verderben und den Appetit mit bitterlichem Wüstenwasser.
Effendina, Effendina, ich fürchte, diesmal warst du kein guter Geschäftsmann. Die Mariut ist kein Delta / ein Sprühregen im Lenz kein Stausee, und ein Amrije wird nimmer ein Kairo.
Aber Effendina ist doch kein so schlechter Geschäftsmann / er hat die Mariutbahn, seine billig und gut gebaute Mariutbahn, dem ägyptischen Staat aufgehängt, im März des Jahres 1914. Mehemed Ali hätte diese Geldumsetzung nicht fertiggebracht,

denn er konnte noch von sich sagen / l'état c'est moi. Abbas Hilmi hingegen muß schon Unterschiede machen, ja Unterschiede machen, Unterschiede. Weh dir, daß du ein Enkel bist.

Die Mariutbahn lief zur Zeit meiner Reise, im Februar 1914, normalspurig bis Dabba (km 165), und schmalspurig noch beträchtlich weiter bis zu einer dem Namen nach mir unbekannten Haltestelle, die 45 km westlich von Bahnhof Kanais liegt.

Ich gedachte nach Siwah zu gehen / und zwar auf einem neuen Wege, von der Bahnstation Dabba in südwestlicher Richtung nach Gara. Das konnte nicht schwer sein. Man stellt die allgemeine Richtung, 233°, im Kompaß ein und marschiert schnurstracks auf dieser Linie. Eines Tages muß man dann wohl die Gegend von Gara erreichen.

Ich kannte die Beschreibungen der früheren Überquerungen der Libyschen Küstenplatte. Sie sind recht kurz gehalten, können Wißbegierde nicht befriedigen und lassen nicht ahnen, was für bedeutende Geländeschwierigkeiten dort des Reisenden harren. Vielleicht fehlt es auf den anderen Linien an ernsten Hindernissen. Wahrscheinlich sogar, denn es leuchtet ein, daß solche Karawanenwege, durch viele Jahrhunderte und Jahrtausende bekannt, die bequemsten Stellen ausgesucht haben.

Das Land *zwischen* den altbekannten Straßen aber ist schwierig / dort wenigstens schwierig, wo ich es versuchte. Man findet auf der Tafel kein Wasser. Die Beduinen mögen ein paar Löcher kennen / sie verraten nichts. Ich mußte mithin für die mutmaßliche Zeit der Überquerung auf der in der Luftlinie etwa 250 km langen Strecke Dabba—Gara Wasser mitnehmen. Länger als zehn Tage konnte dieser Marsch nicht dauern. Mit einem Wasservorrat von rund 200 Litern mußte ich auskommen. Ich vermochte nicht zu ahnen, welche ungeheuren Hindernisse das Gelände dort in der nackten Wüste besitzt / deren Steinfelder niemals eines Menschen Fuß quert.

Mit dem 15. Februar, einem Sonntag, war der große Tag des Aufbruchs gekommen. Des Aufbruchs von Alexandria. Diese Stadt war mir verhaßt geworden durch die Quengeleien der Herren Diener. Nun war ich frei davon. Wirklich frei?

Abdu und Farag kommen pünktlich um sechs Uhr ins Hotel. Da ruft der Fernsprecher. Osman der Kawaß hockt schon seit vier in Wardian, dem Kopf der Mariutlinie, und wartet auf die Kamele. Er telephoniert, daß sie noch nicht von Ramle angerückt sind mit den beiden „Beduinen".

Ich rufe Osman zurück. Wir fahren nach Ramle und hören von den sogenannten Beduinen, die Tiere seien pünktlich abmarschiert. Ich wittere Unrat. Ein frecher Betrug?

Elektrisch nach Wardian; das dauert länger als eine Stunde. Und da stehen die vier Bestien mit dem Esel mutterseelenallein gegenüber der stattlichen Stirnseite des Bahnhofs und wühlen im grünen Kraut.

Nach einer Viertelstunde kommt ein weißer Haram aus einer weitentlegenen Kaffeebude angeschlürft. Ein überraschtes Gesicht wickelt sich heraus und stellt sich als „Beduine" von Ramle vor. Will an Stelle der andern mitgehen, die keine Lust mehr haben.

Man sei unter hohem Mond aus Ramle abmarschiert. Das schwarze Kamel habe viel Mühe gemacht. Ein Totrombil sei gekommen, das Schwarze sei gestiegen und querfeldein gerast. Ein Wunder Allahs sei's, daß überhaupt alle Wardian erreicht hätten.

Der einzige Zug, der alltäglich nach Dabba fährt, war längst weg. Ich mußte noch einen Tag in Alexandria hocken. Ließ die Tiere draußen, führte sie am Nachmittag in die Umhegung des Bahnhofs, was der pechschwarze Naßr oder Vorsteher gern erlaubte / und schloß auch meine vier Männerchen dort ein. So konnte kein Tier verlorengehen. Nur Hassan kletterte im Dunkel über und verbrachte die letzte Nacht, die allerletzte Nacht, in weichen Armen.

Erſt der andere Morgen machte Ernſt. Aber ein Montag / und Montag wird nicht wochenalt, ſagen die Leute. Früh kam ich nach Wardian, und früh begannen wir das Verladen der vier Kamele und des Eſeleins Chamſa in den ſchon vorher beſtellten Viehwagen.

Du kennſt den Orient nicht, wenn du nicht mit eignen Augen ſolch einen Zirkus geſehen. Dieſes Sträuben der Kreatur gegen den Wagen. Dieſer Abſcheu des orientaliſchen Charaktertieres vor dem rollenden Vertreter europäiſcher Ziviliſation. Dieſer Widerwille des überwundenen Frachtmittels gegen ſeinen Überwinder.

Wie haben wir gezogen und geſtoßen, geſtochen und gepeitſcht. Der alte Orient ſperrte ſich, blökte verzweifelt und zerſtieß ſich die Beine. Der Kreatur ſank das Herz in die Hoſen und noch weiter hinunter, bis auf die Erde. Die Kreatur blutete, die Diener bluteten, die braunen Eiſenbahner bluteten — und ſelbſt die knochigen Hände des pechdunklen Naßr griffen mit an. Die ganze Kreatur ſträubte ſich, Kamel wie Eſel. Am ſchlimmſten natürlich das Schwarze, der Auskneifer vor dem Automobil / es war anſcheinend der Vernünftigſte von uns allen.

Der Zug fährt morgens um neun von Wardian ab, ruht ſich mittags von ſeinen beſcheidenen Anſtrengungen nahezu zwei Stunden lang in Omäjed aus und erreicht Dabba um halb fünf. Er legt alſo in etwa fünfeinhalb Fahrſtunden eine Strecke von 165 km zurück. Das ergibt eine Stundengeſchwindigkeit von 30 km / weniger, wenn man die Aufenthalte auf anderthalb Dutzend Stationen abzieht.

Wer nicht beſondere Pläne verfolgt, ſollte nicht auf der Mariutbahn fahren / ſie iſt nicht für Touriſten erbaut. Du ſiehſt weder Palmhaine noch Berge, weder berauſchende Farbenſpiele noch Baukunſt. Du fährſt zwiſchen vereinzelten Palmſtümpfen, zwiſchen Schuppen, zwiſchen Fabriken hin- [illegible] erblickſt rechts Dampfer und Barken, links grüne niedrig- [illegible] Ger[illegible]der und Bauernhütten aus gelbgrauen [illegible]

Ein kahler Friedhof in jener erdigsteinernen, nackten Art des südlichen Orients. Ein oder zwei schwarze Beduinenzelte mit ihrer selten fehlenden Rauchstange vor dem Einlaß. Blauer Himmel.

Die Lokomotive zischt jappend in die Steppe hinein. Dort sitzt der Schopf eines grünen oder doch graugrünen Krautes auf einem winzigen Hügelchen, dessen Sand und Staub die Wurzeln zusammenhalten. Jeder Haufen ist von seinen Nachbaren ringsum durch einen Hof getrennt; der muldet sich einen halben oder auch einen ganzen Fuß tiefer und ist einen Schuh lang, es kann aber auch ein Schritt sein oder gar zwei. Solche kleinen, ganz nackten Sandtennen sind für diese Art der Steppe fast bezeichnender als das Kraut selber.
Ein Beduine im weißen Haram steht auf einem Hügel und starrt von seiner Ziegenherde zum Zug herüber.
Das Mariut-Haff liegt wie eine flache Schale mattierten Silbers in seinen fahlen Ufern. Ein Schwarm von Möwen kreischt. Ein paar auseinandergesprühte Fischerbarken scheinen in das Silber wie eingelötet.
Nette weißgelbe Stationshäuschen spazieren dem Sikr al hadid entgegen, dem Eisendraht, wie der Ägypter die Bahn nennt. Tamarisken, ein paar Bäume, ein paar Felder, ein Windmotor, eine Hecke stachliger Opuntienkakteen. Von all diesen bescheidenen Kleinigkeiten war vor zehn, zwölf Jahren noch nichts zu erblicken. Man hat den Eindruck der Jugendlichkeit, aber auch den, es könnte doch vielleicht etwas werden. Allerdings zeigen die Felder mehr gelbe Erde als grünen Wuchs. Und wir erinnern uns / eins ist es, wenn ein königlicher Herr Musterwirtschaft einrichtet, ein anderes, wenn der orientalische Bauer allein haust.
Werfet mir einen Haufen elenden Sandes in die schlechteste Ecke der Welt und gebt mir einen Mississippi voll Wasser: ich schaffe euch morgen ein Paradies. Gebt mir wundervollen Boden und nur eine Kanne voll Feuchtigkeit, und ich pflege nicht ein winziges Hälmchen hoch.

Eins ist es, hin und her zu versuchen, ein anderes, zu wirtschaften.

Auf den nördlichen Höhen der Mariut erhebt sich hin und wieder eine niedrige Turmruine / Leuchttürme des Altertums wie jener „Turm der Araber" bei Abukir. Nicht selten ragen dicke spitzdachige Rundtürme empor, die gen Nord blicken, auf jenes Meer, das du nicht siehst und nur weißt / das sind Windmühlen mit einem ganzen Stern von Flügeln. Türme der Küstenwache wechseln mit ihnen ab.
Die Steppe glänzt im Sonnenschein, in grünen Farben, in gelben Blüten. Ihr Beet reizt den Wunsch, über sie hinzusprengen in tollem Jagen / wie Beduinen sprengen, festgegossen in ihre hohen Sesselsättel.
Wie reif ist doch diese Landschaft! Ihre Kleinformen, ihre Mulden und zackig gekräuselten Tälchen mögen geboren sein durch das fließende Wasser der Regengüsse. Doch das geschieht nur im Lenz. Und dann folgt das Gegenspiel. Der Wind breitet eine Decke von Sand und Staub über die Formen und polstert die Lehnen und Risse hübsch weich aus. Was einige Wochen zernagen und zerwühlen / viele Monate zerstören es wieder, indem sie aufbauen. Spiele und Gegenspiele.

Der Personenverkehr in den Wagen der dritten Klasse ist ziemlich lebhaft. Einige Alexandriner, die aufs Land fahren Geschäfte abzuwickeln. Ein Mechaniker, der nach einer Station muß, um dort eine Kleinigkeit auszubessern. Viele Beduinen in weißem Haram, mit schwarzbärtigen, dunklen Köpfen. Meine Männerchen mitten dazwischen, die Helden des Tages, die Künder meines und hierdurch noch mehr ihres Glanzes.
Ein Beduine reißt den Haram vom Kopfe, windet ihn dick um die Hüften. Hassan spielt die Doppelflöte, die ich eingekauft / und der Araber tanzt.
Tanzt langsam auf dem Boden des wackelnden, stoßenden Wagens. Tanzt mit vorschnellenden Knien und breitzittern-

dem Gesäß. Tanzt mit verschränkten Armen. Tanzt mit liegenden Lidern, unter deren langen Seidenfransen seine Augen die Teilnehmer suchen / die klatschen begeistert im Chore.
Sieghaft setzt sich die alte Kultur des Orients durch mit ihrem ruckenden Rhythmus, mit ihrer trägoffenen, verschleiert-unverschleierten Erotik; setzt sich durch über das Rollen des fränkischen Eisenbahnmaterials.

Man hat ein wenig das prickelnde Gefühl, durch neues Land zu rollen. Durch Land, das wir bisher verkannten. Durch Land, das doch so etwas wie eine Zukunft hat. Immerhin, glänzend kann diese niemals werden. Denn Mariut und Marmarika sind nicht groß genug, nicht wasserreich. Und es fehlt ein Hinterland / die Wüste zwängt den Sahel gegen das Meer.
Wichtiger als durch seine Natur mag es durch seine Lage werden. Denn die Verlängerung der Mariutbahn westwärts in die Kyrenaika hinein würde das Reisen von Europa nach Ägypten wesentlich abkürzen. Würde die Wahrscheinlichkeit und die Dauer der Seekrankheit bedeutend vermindern.
Alexandria ist von Bengasi gut 1000 km entfernt; ein Schnellzug legt diese Strecke in achtzehn bis zwanzig Stunden zurück. Von Bengasi nach einem süditalienischen Hafen, nach Siracusa etwa, läuft ein fixer Dampfer in anderen zwanzig Stunden. Die Reise von Deutschland nach Ägypten würde somit durch die Mariutbahn um runde vierundzwanzig Stunden abgekürzt werden. Unter Benutzung der griechisch-serbischen Durchgangsbahn ließe sich die Seefahrt sogar auf nicht mehr als zwölf Stunden einschränken. Eine schnellere Verbindung von Europa nach Ägypten und über Ägypten hinaus ist nicht denkbar.
Hohen Handelswert wird die Bahn kaum jemals erringen. Aber der winterliche Touristenstrom, Mekkapilger, der Ortsverkehr, alle Post- und einige Eilsendungen würden sie doch benutzen.
Der Bahnkörper, der unter Gustav Kaisers Leitung ange-

legt wurde, ist in ausgezeichnetem Stande. Das weiß ich aus dem Munde eines Alexandriner Deutschen. Der Khediv hatte nämlich die Mariutbahn dem deutschen Kapital angeboten, und dieses war gar nicht abgeneigt, darauf einzugehen. Es ließ alles genau untersuchen, und hierbei ergab sich der überraschend gute Zustand des Bahnkörpers / während das rollende, aber schließlich leicht ersetzbare Material stark vernachlässigt war.
Der Handel hat sich zerschlagen; denn die Briten ließen ihre Vettern wissen, daß ihnen die Sache nicht genehm sei, und veranlaßten den Ankauf durch die Egyptian State Railways. Die Wagen der Bahn sind schlecht, scheinen überhaupt billig hergestellt zu sein und sehen deshalb ziemlich gewöhnlich aus. Erste und zweite Klasse besitzen Doppeldach, durch das die Luft zur Abkühlung hindurchstreichen kann, Luftschächte und Brettchenläden vor den Glasfenstern. Die Abtritte sind mörderlich, die Wasserspülung ist in den Ruhestand übergetreten. Die Erste hat lederbezogene Bänke und sehr viel Flöhe. Das rührt wohl von der Angewohnheit der Beamten her, nachts in diesen Abteilen zu schlafen / oder ein Nachtlager darin an Reisende der niedrigeren Klassen für ein paar Piaster zu vermieten.
Es ist doch nett im Orient, selbst auf der Bahn.
Wär' nur der wirbelnde Staub nicht, der alles im Fluge mit gelber Schicht verkleidet. Um Mittag sammelt sich Wärme im Abteil an / öffnest du ein Fenster, so kannst du es vor dem Sandwehen nicht aushalten.

Halt in Omäjed. Sitze in der Schenke eines Griechen. Zwei Argiver spielen Tricktrack. Jenes klackende Tricktrack, das man mit seltsam halbmondförmig nach hinten gekrümmten Oberkörpern spielt. Die schwarzen, gelockten Haarbüschel springen unter den niedrigen Schirmmützen hervor. Blaue Schärpen drängen die Hosen an die bauschigen Hemden. Jedem schielt ein Messergriff aus der Gesäßtasche / man muß bereit sein auf alles in einem Neulande.

Beduinen mit umgehängten Flinten ſitzen an den Tiſchen und ſpielen Domino. Sie ſchweigen / plötzlich aber fährt rauhes Gekrächz empor, maßloſes Geſchimpf, das ebenſo plötzlich wieder verſinkt.
An den Wänden bunte Bilder von Sultanen und Paſchas in blauen, goldſtrotzenden, ordenbeſäten Uniformen. Da hängt die ſeit 1912 in jedem Griechenhauſe unvermeidliche Landkarte des neuen Hellas, drei Viertel der Balkanhalbinſel in hoffnungsvollem Blau gedruckt. Kriegs- und Schlachtenbilder künden die Siege der Griechen über die Türken / immer ein bäumender General und ſtürmende Hellenen, vor denen Osmanen fallen und fliehen.
Auf der Erde / Säcke mit Korn, Zucker und Reis, Erdölkannen, Kiſten.

Ein ſeltſames Völkchen, dieſe Griechen. Wir können ſie kaum lieben, wir lächeln über ſie, viele verachten ſie. Ob ſie uns nicht doch noch Überraſchungen bringen?
Es iſt merkwürdig / ich muß eben an die Japaner denken. Beide Völker ſitzen am äußerſten Oſtrande ihrer Erdteile. Inſelvölker ſie beide, auch die Griechen, die man nicht ein Feſtlandvolk nennen kann. Koloniſatoren erſten Ranges, wie wenige ſonſt. Koloniſiert der Engländer von oben herab, Grieche und Japaner tun es von unten. Beide durchdringen erſt wirtſchaftlich, mit kleinen Leuten, im Handel. Und nachher erſt kommt der Staat. Über beide lachte man. Den Japaner nehmen wir ſchon ernſt / o ſehr ernſt. Den Griechen werden unſere Söhne ernſt nehmen. Vielleicht noch wir ſelber.
Wer klug ſein will, der rechne ſchon jetzt mit ihm in der Levante. Man ſpricht viel von der politiſchen Intereſſiertheit Frankreichs, Englands, Rußlands, Deutſchlands und erſt ganz neuerdings auch Öſterreichs und Italiens in Vorderaſien. Aber wißt ihr denn eigentlich gar nicht, daß im Orient rund eine Million Griechen ſitzen, die nichts ſehnlicher erſtreben als den Anſchluß ihrer Wohnſitze an Griechenland?

Was vermögen die anderen Fremdstaaten dagegen aufzubringen? Natürlich, das Königreich hat die Macht noch nicht / aber eines Tages wird sie da sein. Der Weltkrieg hat manche dieser Erfüllungen schon beschert.

Ein merkwürdiges Völkchen, diese Griechen. Jede der drei Nationen Südeuropas scheint, kraft ihrer geographischen Nähe und kraft ihrer klimatischen Geeignetheit, eine Kultursendung niederer Art im Orient erfüllen zu müssen.
Den Spanier mit seinem phantastischen Maultiergespann triffst du als untere Frankenkaste in Marokko und Westalgerien, in jeder Stadt, in jedem Dorf mit festen Häusern. Der Italiener und Malteser treten an seine Stelle in Ostalgerien., in Tunisien und an der Syrte. Und dann kommt der Grieche. Er fehlt auch im Westen nicht. Aber seine eigentliche Herrschaft beginnt doch erst in Ägypten und erstreckt sich über den Sudan, Syrien und Kleinasien bis nach Armenien hinein.
Diese drei Völkchen sind unentbehrlich. Sie bilden den kulturellen Übergang vom Abend- zum Morgenland. Ich spreche nicht von ihren gebildeteren Kreisen. Die Spanier, die Italiener, die Griechen brauchen ihre heimische Lebensweise, ihre Eßgewohnheiten, ihr Klima kaum zu verändern, wenn sie vom Peloponnes, aus Apulien, aus Andalusien auswandern. Sie stehen an Schulbildung, an Ethik, an Ansprüchen nicht über dem Orientalen der unteren Klasse, den sie doch so verachten. Ihre Männer arbeiten Schulter an Schulter mit dem Berber, dem Neger. Ihre Weiber hocken mit verwilderten Haaren, keifend, neben Araberinnen vor einer und derselben Tür. Ihre Töchter geben sich preis Wand an Wand mit den Jüdinnen. Ihre Bengels, böse Taugenichtse, prügeln sich mit dem dunkelsten Gesindel der versteckteften Viertel.
Aber ihr könnt sie nicht entbehren. Grade ihre materielle und kulturelle Anspruchslosigkeit ist ihr Rückgrat! Oder denkt ihr, der Deutsche, der Engländer brächte es fertig,

wie ein Eingeborener in Dreck und Speck zu ſchuften? Zu geizen nach einem Verdienſt, in dem der ſchmutzige Pfennig eine Rolle ſpielt / deſſen Erwerb einen halbſtündigen Wortkampf vorausſetzt? Der Eingeborne mag den Griechen beſchimpfen / der lächelt, kriegt er nur ſein Geld. Das iſt der Erfolg dieſer ſchwarzhaarigen, ſchnell behäbig werdenden Männer: Anſpruchsloſigkeit, dickes Fell, Sparſamkeit. Mit dieſen Tugenden kommt man im Orient von unten nach oben, nur mit dieſen.

Wandere durch die Straßen Alexandrias, Kairos, aller Städte Ägyptens / überall an Läden und Kaffeehäuſern, an Weinkneipen und Kinos, an allen Geſchäftsgebäuden erblickſt du Firmenſchilder mit griechiſchen Namen und Lettern. Griechiſche Zeitungen ſchreit man dir entgegen, griechiſche Loſe bieten ſie dir an. Dieſe Städte ſind undenkbar ohne die Griechen.

Wandere durch die Gaſſen der Flecken und Dörfer Ägyptens, überall ſtößt du auf einen Kramladen, eine kleine Butike, ein Kaffeehaus, vor dem der ſchwarzhaarige Grieche ſitzt. Er begrüßt dich als Kulturbruder. Und das Merkwürdige / ganz kannſt ſelbſt du dich dem Gefühl dieſer Gemeinſchaft, nur von Mohammedanern umgeben, nicht entziehen.

Und immer handeln dieſe Menſchen mit Lebensmitteln, faſt ausſchließlich mit Lebensmitteln, mit feſten und flüſſigen. Ein Stoß Sardinenbüchſen und Doſen mit Milch, Hartzwieback oder ſelbſtgebacknes, dann weithin berühmtes Brot, Streichhölzer und Öl, Oliven und Salz, Pfeffer und Reis, Zucker und Kaffee, Tee, Wein und Kognak (kein Chriſt noch Jud wohnt weit und breit) und noch einige Kleinigkeiten. Das macht den Betrieb ſolch eines Griechen aus.

Sobald irgendwo in einem ganz entlegenen Winkel etwas los iſt / vielleicht bohrt eine hoffnungsſchwangere Mining Cie. auf Gold, oder Ingenieure ſtecken eine neue Bahnlinie ab / ſofort kommen zwei arme Griechen daher, abgeriſſen uud mit einigen wenigen Körben. Kein anderer Menſch

hat davon gehört, von dieser Gelegenheit, niemand daran gedacht dort auch nur einen einzigen Piaster zu erraffen. Der Grieche hat's gerochen, hat die Möglichkeiten berechnet. Er bietet an, wo Nachfrage ist und sonst kein Angebot. Macht die Preise und schickt schleunigst seinen Teilnehmer zurück, um neue Ware einzukaufen. Aus dem offnen Stand wird eine Baracke, wird ein Laden, ein Haus. Immer sind es arme Teufel, die vorangehen. Aber sie machen Geld. Schließlich heiraten sie oder lassen ihre Familie nachkommen.
Nur die Tracht unterscheidet diese Griechen vom Eingeborenen. Die Tracht / und mit ihr das Selbstbewußtsein des Europäers. Sowie der beharrliche Wille, voranzukommen. Diese glücklichen Griechen. Die eine Kulturarbeit leisten, ohne viel Aufhebens davon zu machen, ohne zu wissen, was sie tun. Denen kein Dichter ein Lied singt.

Ich schlürfe rotbraunen Tee auf der Station Omäjed der vizeköniglichen Mariutbahn. Im Schank eines solchen Griechen. Wie fesselnd diese Menschen doch sein können, wenn man sie inmitten ihres Milieus betrachtet.
Es ist wie an einem warmen Sommertag daheim. Auf dem Lande, in einem Dorfwirtshause. Die Hühner gackern. Leute sprechen. Sonst alles still.
Und Pan, der große heiße Pan, der Mittagsgott / er schreitet mit weitausholendem ruhigem Schritt über die afrikanische Flur.
Sonntagmittag im Sommer daheim.
Maria und ich wandeln im Wald, durch ein Dorf, zwischen gelbreifen Ährenfeldern.
Wie schön träumt sich's in der Mariut vom fernen Deutschland.

Die Wagen rasseln durch die flache Steppe. Flugsandsteppe mit orangenem Quarzpuder und kleinen Steinsplittern. Winzige Kräutlein darüber hingestreut, wie Korinthen im Teig. Im Abteil überzieht sich alles gleichmäßig mit einer dünnen

gelben Mehlschicht, und in den Winkeln sammeln sich kleine Staubhalden.
Einige wenige Male tritt das Meer ziemlich dicht vors Auge. So nahe und so greifbar hart, daß du es anfangs übersiehst. Denn glaube mir, dein Auge ist ungewohnt eines so einfachen und so fremden Eindruckes: Schau, dicht auf dem Hellgelb der Steppenmulden vor der unsichtbaren Küste liegt ein schwarzblauer wagerechter Strich. Der ist so dünn wie eine auf Khaki genähte Schnüre und von so dunklem Meeresblau, daß er den Boden und den blanken Himmel weit übertrifft. Aber er ist so unwahrscheinlich nah und satt / und darum übersiehst du ihn anfangs.

Mit Überraschungen ist es seltsam im Leben, nicht seltsam aber ist es mit ihren Folgen bestellt. Schon Fritz Reuter wußte davon zu schreiben. Auch ich bin ihrer kein Freund / aus Erfahrung und aus Grundsatz. Hätte ich denken können, daß meine stillsatte und erwartungsfrohe Mariut-Stimmung in Dabba einen harten Stoß empfangen würde? Konnte ich ahnen, daß der dichtgezwängte Menschenknäuel, der den heranrollenden Rädern entgegendrängte, mir ein Verhängnis bringen sollte?
Ich stand in der offenen Tür, man wälzte sich nach mir hin, voran der Vorsteher, der Nassr. Er ruft mir fragend ein seltsames Wort entgegen. Will man mich verhaften? Ich nehme ein aufgeregt geschwenktes Papier. Es ist kunstvoll zusammengefaltet.
Egyptian State Telegraphs. Station from Alex. To Ewald Banse El Dabaa.
Diplomatische agentur Cairo teilt telegraphisch mit dase wegen der noch unsicheren verhaeltnisse an der grenze ihre weiterreise ueber siwa hinaus der regierung unerwuenscht ist. Hopman.
Hast du einmal eine große, eine ganz große Hoffnung genährt? Hast du einmal einer Idee gelebt, die dich seit mehreren Jahren erfüllt? Der du mit allen Nerven, mit allen

Stunden Tages und der Nacht, mit allen Wünschen nachgehst? Hast du einmal ein paar Jahre lang fieberhaft gearbeitet und Geld zusammengescharrt / nur um diese Idee zu verwirklichen? Diese Reise auszuführen, die du so brennend, so glühend ersehnt? Hast du einmal eine ganz plötzliche, eine ganz große Enttäuschung erlebt, erlitten?
Du hast es?
Dann vermagst du von ferne zu begreifen, wie mir zumute war. Dort auf jener Station Dabba der Mariutbahn im Erdteile Afrika. Vor vielen braunen Leuten. Die starrten mich an und suchten in meinen Augen zu lesen, was sie glücklicherweise nicht auf dem Papier hatten lesen können.

Ich atmete tief auf, schob das Blatt mit einem äußerlichen Lächeln in die Tasche und ließ nichts von meinen Gedanken blicken.
Wir zerrten die Tiere aus dem Viehwagen und trugen die Gepäckstücke zusammen. Wir trieben die Gaffer zurück und wehrten den Dieben.
Dann erlebten wir zwei Überraschungen und wir teilten uns in sie. Meine Männerchen hatten sich gedacht, sie würden diese Nacht, diese letzte süße Nacht noch einmal unter Dach und Fach schlafen können. Es bedurfte ätzender Ironie, sie mit dem freien Himmel vertraut zu machen. Dies war ihre Überraschung.
Ich selber aber mußte sehen, daß die von den sogenannten Beduinen von Ramle hergestellten Kamelsättel nicht viel taugten. Einer war von den Tritten der geängstigten Tiere sogar arg zugerichtet und alle waren bös bedreckt. Und dann zeigte es sich, daß keiner von meinen vier Männerchen sich recht auf die Ausbesserung von Kamelsätteln verstand. Bis der Schech el beled selber sich daranmachte und mit Hilfe eines ganz jungen, halbnackten Negers, eines Stricks, einer Rolle Bindfaden und einer Sacknadel die Hauisen ganz erträglich zurechtbastelte.
Auch beim Beladen der Tiere stellte der Neger meine vier

völlig in den Schatten / was ihm ja schon vermöge seiner Hautfarbe nicht schwer wurde. Dies war meine Überraschung.
Bei einbrechendem Dämmerlicht marschierten wir einen guten Büchsenschuß weit von der Station südwärts und warfen ab. Ich bezeichnete die Lage des Zeltes, und in halbem Dunkel unterwies ich meine Leutchen zum erstenmal in den Schwierigkeiten des Zeltbaus.

Über die Libysche Wüstenplatte

Das ist ein seltsames Land / dieses „Libysche Wüstenplateau". Wir glaubten bisher von ihm, daß es eine völlig kahle Steinfläche sei, die irgendwo weit im Süden steil zu einer tiefgelegenen Depression abfalle. Es ist anders, als wir dachten. Es ist mannigfaltiger, als es in der Verallgemeinerung unserer Geographiebücher erscheint.
O über diese Generalisierung im Leben, in der Wissenschaft, in der Erdkunde. Wißt ihr, was sie schon für Schaden angerichtet hat? Sie, die notwendig wird durch die Oberflächlichkeit der Menschen und ihre Sucht, zwar von allem, aber doch immer nur ein wenig zu wissen.
Wenn mir in einem Geographiewerk für die Libysche Wüstenplatte drei Zeilen offenstehen, so kann ich schließlich nicht mehr von ihr sagen, als daß sie von dürftiger Steppe im Norden zu echter Wüste im Süden übergeht und daß die Aulad-Ali-Araber mit ihren Herden das Kraut abweiden. Von der Mannigfaltigkeit der Landformen gerade im Wüstenteil vermag ich nicht den Schatten einer Vorstellung zu geben. Und von manchem andern nicht.
Es ist ein seltsames Land / diese Libysche Wüstenplatte. Acht Tage bin ich auf ihren Flächen gewandert und habe ihre ganze Breite zweimal gequert. Die südlichen drei Fünftel sind echte Wüste. Sie empfangen fast niemals Niederschläge / infolgedessen erblickt man nahezu gar keinen Pflanzenwuchs,

und nur wenige dürre Kräuter ſtechen in ſeltenen Mulden aus dem Sande.
Das iſt ein Land der kahlen miozänen Steinflächen und der Sandtennen, der platten Tafelſchollen und flachen Senken. Auf ihnen ſtolpert der ſchnell ermüdete Fuß über Milliarden ſcharfkantiger Kalkſcherben. Oder er wühlt ſich durch Zehntauſende löcheriger Gerölle. Biſt du drei Stunden mit Buſſole und Taſchenbuch durch dieſe Felder von ſchreiendem Nichts gewandert / glaube mir, du weißt, was du getan haſt.
Blickſt du nicht über eine platte Ebene / ſie iſt ſo tiſchglatt und zeichenlos, daß ein einſamer Steinhaufen dir einen fernen Berg vorgaukelt / ſo ſchauſt du gegen niedrige, weite Steil- und Schrägränder von Tafeln. Von denen folgt eine der andern. Kletterſt du endlich mit Mühe und Schweiß eine ſandverſchüttete Halde hinauf / ſo ſiehſt du entweder über eine platte Ebene oder du ſtarrſt erneut gegen Ränder von Tafelflächen.
Ganz im Süden aber ſtößt du in ein Labyrinth von Tafelklötzen und Kanjons / in denen dir ſchwindlig wird beim Überdenken der Richtung. Da darfſt du deine Buſſole keinen Moment aus dem Auge laſſen und mußt notieren, notieren. Hier gewahrſt du keine Menſchenſeele. Und das iſt vielleicht gut ſo. Denn wem anders könnteſt du in dieſen Einöden begegnen als Räubern oder Nebenbuhlern. Hier läßt ſich nicht gut leben ohne einen Schatz wohlgefüllter Waſſerkiſten. Nirgends murmelt ein Bach. Nirgends kreiſcht ein Ziehbrunnen. Nirgends verzehrt ſich ein Waſſerloch unter dem Atem des Himmels.

Die nördlichen zwei Fünftel der Libyſchen Wüſtenplatte ſind nicht echte Wüſte. Das ſoll heißen, daß ſie auch nicht ganz und gar ſchöne reine Steppe darſtellen.
Niemals umſchmeichelt ein bunter Blütenkranz die Hufe deiner Tiere / wie am Tigris. Kleine grüne Kräuter und Gräſer und ſpirrlige Stauden wurzeln in der Krume der nördlichen Striche. Ganz allmählich aber ſchieben ſich Steinſplitter zwi-

schen das Grün, das ohnehin nirgends dicht steht. Die anfänglich welligen, pleistozänen Formen glätten ihre heiteren Mienen zu einem platten Alltagsgesicht / dessen einziger Ausdruck ist seine Ausdruckslosigkeit.
Zuletzt umfängt dein Auge mehr kahles Gefels, Geröll und Sand als Pflanzenwuchs. Und diese Pflanzen sind im Süden nicht mehr grün und saftig / nein, holzige Stengel haben sie und gleichen putzigen Zwergbäumlein. Mit Stamm und Geäst, alles holzig und hart, alles naturgetreu sozusagen / aber doch keine Bäume, sondern Kräuter, die eines Panzers bedürfen wider Sonnenschein und Verdunstung. Wie kleine Zwergkämpen im Streit gegen Riesen.
Wenn du von Süden her dem Meer entgegenmarschierst und wenn du die Grenze der Wüste noch vor dir hast / dann trägt dir der günstige Nord von Zeit zu Zeit einen zarten und köstlichen Duft aromatischer, würziger Blütensterne entgegen. Daran empfindest du, daß die Steppe nicht mehr fern sein kann. Deine Tiere aber sind schon vorher lebhafter ausgeschritten / du merktest es nur nicht. Gehst du noch weiter dem Meere zu / noch bevor du zum Nordabfall des Steppenplateaus gelangst, weitet etwas deine Nüstern, die Zunge juckt dir am Gaumen und feiner Salzgeschmack kitzelt deine Lippen.
Dies ist die Steppe im Norden der Libyschen Wüstenplatte.

Auch ein ganz kurzsichtiger Bewunderer der orientalischen Landschaft müßte den Nachweis schuldig bleiben / daß man hier von Schönheit reden könnte oder daß Stimmungswerte höheren Maßes ausgelöst würden. Doch birgt die Libysche Platte noch eine dritte Landform / das ist ihr Steilabfall im Süden.
Ihr werdet meinen, Zerreißungen, Zernagungen, Zerwühlungen der Erdkruste müßten die wildesten, die malerischsten, die eindrucksvollsten Landschaftsbilder dort hervorrufen, wo das Gefüge der Kruste schon vom Beginn der Anlage an höchstgradig verworrene Vorbedingungen geschaffen hat. Also

in arg zerfalteten und zerknickten Kettengebirgen / in Alpen, in Himalajas. Ich versichere euch, nirgends starren dem Auge so außergewöhnliche, so pittoreske, so verblüffende Naturspiele ins Weiße / wie in ganz gewöhnlichen, ungefalteten, niemals durch irgendwelchen Druck um ihren Lagerverband gebrachten Schollenländern. So langweilig sie sind auf der Plattform ungebrochener Schichtflächen / manchmal tagreisenweit eine riesige Tischplatte / so mannigfaltig und wechselvoll öffnen sie ihr Inneres, wo Brüche oder Wasser ihm zu Leibe gegangen sind. Es gleicht einem Wiedergutmachen, einer Entschädigung.
Doch auch in der Vielgestalt solcher Wüstentäler verleugnet sich nicht der Plattencharakter der Lagerung. Überall schauen die wagrechten Schichten in dunklen Bändern heraus. Einförmigkeit und Wildheit reichen sich in den Wüstentälern die wachsgelben Hände. Verzahnen ihre Leiber in rasender Brunst durcheinander. Schaffen Kanjons.
Du ahnst nicht, wie still, wie gruftstill solch ein einsamer, weltentrückter Wüstenkanjon daliegt.
Dies ist die Libysche Wüstenplatte / dies sind ihre Landformen.

Nichts Schöneres kennt sich der Heimatshocker als Reisen in fremden Ländern. Weil er es nicht kennt. Oder wähnt ihr auch nur ganz von weitem, wie ein Kamel einen Mann zu peinigen versteht?
Du springst morgens mit frohem Mut von deinem Feldbett und schlürfst den glühenden sandigen Kakao hinab. Die Diener kauern sich eng um ihren Teetopf. Sie suchen die steifen Hände über seinem Atem aufzuwärmen, erfrösteln unter ihren durchtauten Kleidern.
Ein kalter Wind bläst über das Steinfeld.
Einer hoppelt hinaus, die Kamele zusammenzulesen, die sich während der Nacht fortgeweidet haben.
Die Gepäckstücke sind verschlossen.
Das erste Kamel wird unter rauhem Krächzen zu Boden gezwungen. Zwei schleppen Kiste Nr. 1 an die linke Flanke

des Tieres, das unruhig hin und her ſchaukelt. Sie ſchleppen Nr. 2 an die rechte Seite. Das Kamel ruckt nervös nach vorne und brüllt. Die Kiſten werden von vier Mann gleichzeitig gehoben und in das geöffnete Packnetz eingehängt. Das Vieh grölt und macht verzweifelte Anſtrengungen hochzukommen. Es hört ſich an wie überlegter Totſchlag. Noch ein paar Säcke müſſen auf den Rücken und werden verſchnürt / die Beſtie hört nicht einen Augenblick auf zu brüllen.

Ich komme ihrem Kopf ein wenig zu nahe, nicht näher als drei Schritt / da trifft mich ihr ſchauerlich riechender Atem, eine erſtaunliche Miſchung von Stallſtank, Raubtierkäfig und Bosheit.

Ein Mann tritt dem Vieh auf das Vorderbein. Es grölt raſend / aber es bleibt.

Es iſt beladen / Ruck hinten, Ruck vorne, Ruck hinten. Es ſteht. Es ſchweigt. Es ſchreitet unſchuldig voran. Als ſei ihm nichts geſchehen. Als hätte man ihm niemals den Schimpf des Beladens angetan.

Schreitet dahin, mit jenem weitausholenden Schritt des Orients. Den hat Mann und Tier. Siehſt du ihn, ſo kommt dir die Furcht, beide würden wohl niemals an einem Ziele anlangen / ſo langſam geht das. Wendeſt du aber den Blick ab und ſchauſt nach zehn Minuten wieder hin / wollen wir wetten, Fremder, daß Mann und Tier ſchon in weiter Ferne, ganz klein, über das Flachfeld dahinkriechen?

Das iſt der weitausgreifende Schritt des Morgenlandes, jener in ſich gefeſtete Schritt alter Kulturen. Der Schritt einer Zeit, die noch das Marſchieren über rieſige Flächen kennt, noch mit wochen- und monatelangen Reiſen rechnet / um ein kleines Geſchäft abzuwickeln.

Dieſer Schritt iſt ein Anzeichen der Seele des Orients. Lang und langſam, faul und fördernd, ſchlurfend und ſchiebend. Er iſt ein Gegenſatz, ein Gegenſatz zu unſerm kurzen Nervenſchritt / der langt gerade, uns in einen Zug, einen Dampfer, ein Auto zu werfen. Dieſer Schritt der Unübung und des Aſphalts.

Am ersten Tage marschierten wir nur wenige Stunden. Wir gingen über Lehm- und Kalkboden, der in sanften Wellen und Mulden vor uns herlief. Überall sproß grünes Kraut, ja grüne Stauden sprossen empor und nur hin und wieder machte sich ein Belag von Steinsplittern fühlbar. Auf den sanften Kuppen herrschten diese Scherben, in den flachen Niederungen aber das Kraut / ja sogar ein paar Gerstenfelderchen traten einmal auf.
Grüne Mulden und gelbgraue Kuppen. Am rötlichen Himmel hängen lange Regensträhnen herab und überschütten uns mit dem feuchten Saum ihrer Fahnen.
Leider warfen die Kamele am ersten und auch noch am zweiten Tage oft ab; die Sättel mußten sich erst einliegen und die Leute sich erst gewöhnen. Manchmal schmiß ein Kamel ab / wenn ein anderes gerade mit Not wieder war beladen worden. Dann schien es, man würde wohl niemals vorwärtskommen, und aller bemächtigte sich Verzweiflung.

Der zweite Tag bescherte schon blauen Himmel, den nur im Norden noch greise Haufwolken versperrten. Das Kraut nahm an Frische, an Höhe und an Häufigkeit allmählich ab. In gleichem Maße, wie folglich die Niederschläge hier verarmen, ward der Boden flacher und verlor merklich von seiner Wellenform.
Der niedrige Steinhaufen eines einsamen Beduinengrabes galt schon als Ereignis. In der maßstablosen Ödfläche erschien er von weitem groß, eine mächtige Burgruine / und schrumpfte beim Näherkommen zu einem Dreckhaufen zusammen. Der Steinbelag des Bodens vermehrte sich zu einem niederträchtigen Pflaster, das uns die letzten Schritte zur Qual machte. Da waren scharfkantige Platten. Und da war anstehender Kalkfels, dessen Oberfläche von unzähligen Rissen und Löchern zernarbt war / den Folgen bedeutender Wärmeunterschiede zwischen Tag und Nacht. Spärlicher wurden die Pflanzen, aufdringlicher die Steine. Und das ist kein Spaß.
Um halb drei wurde Hassan der „Beduine" fußkrank. Er

tappte ganz ſtumpf neben der Karawane her und vergaß alles, Worte und Späße. Um drei fragten die Jungens, ob wir nicht Lager machen wollten. Ich war ſehr empört / und gab um halb vier ſelber das Zeichen zum Halt.

Ich ſitze vor dem Zelt. Spärliches Kraut und Geröll ringsum. Ein Holzkohlenfeuer verglost. Verſtummte Geſpräche ſchweben noch in der Luft. Ein Sternenhimmel ſenkt ſich herab. Seine ſilbernen Stifte mit den großen Köpfen puckern und flimmern. Das grenzenloſe Schweigen der ſternnächtigen Vorwüſte hüllt uns ein. Die Tiere rücken ahnungſchauernd einander näher / die Männer ruſcheln in ihren Hüllen.
Die Stimmung iſt da. Das Hineinlauſchen ins tiefſte Innere ſeiner ſelbſt. Die Weihe des Empfangens.
Und ich frage mich / wozu reiſeſt du hier? Und ich frage euch, warum reiſen wir, wir alle in fremden Ländern da draußen? Zu was für Zweck dieſe Millionen und Abermillionen im Lauf der Jahre, die hinausgeſpendet werden für die Erforſchung der Erdteile?
Seit ein und einem viertel Jahrhundert bereiſen / erſt wenige Perſonen, dann einige Dutzend, ſchließlich Hunderte von Waghälſen, von Entdeckern, von Reiſenden, von Gelehrten alle Länder der bewohnten und unbewohnten Erde. Unüberſehbar iſt die Zahl der Aufſätze, Legion die der Bücher und Karten über all dieſe Fahrten. Wie wenige von euch haben ſich wohl gefragt / warum?
Warum? Ja, warum?
Wiſſenſchaft und Menſchheit können Forſchungs- und Studienreiſen doch lediglich als Bauſteine betrachten. Als Bauſteine zu einem Gebäude, das alle gewonnenen Erfahrungen vereinigt. Das ſie in überſichtlicher Zuſammenfaſſung der Allgemeinheit zum Gebrauch übermittelt.
Geſchieht das? Kann das bei unſerm gegenwärtigen Wiſſenſchaftsbetriebe geſchehen?
Nein, nein und abermals nein! Denn unſere Wiſſenſchaft iſt in dieſer Hinſicht völlig planlos. Sie iſt ſo ohne alle

vernünftige Buchhaltung, daß jeder mittelmäßige kaufmännische Betrieb als ein Ameisenstaat musterhafter Anordnung erscheint gegen unsere verehrte und hochgerühmte Wissenschaft. Ob der Geographie der Geschäftsmann not tut, diesem von Beamten, von Staatsbeamten verwalteten Fach?
Gibt es irgendwo in der Welt irgendeine Stelle oder Person, welche jene Unzahl von Einzelbeobachtungen zu sammeln und literarisch darzustellen unternähme? Niemand, ich sage niemand kümmert sich darum / was aus den Neutatsachen in jenen Werken wird.
Das Reisebuch wird geschrieben, der Autor befriedigt seine Eitelkeit und seinen Beutel, oder auch nicht / der Verleger ebenfalls, oder ebenfalls nicht / die Leute kaufen und lesen es oder meistens auch nicht / die Presse zehrt ein paar Male davon, oder nicht / der Antiquar macht seinen Ramsch. Schließlich wird das Buch allmählich eingestampft oder steht in ein paar Bibliotheken herum, wo niemand es ansieht.

Dies ist das Schicksal unserer Reiseliteratur. Kein Mensch zieht die Tatsachen und Neuheiten heraus und stellt sie mit denen aus anderen Arbeiten zusammen, um ein Sammelwerk über jenes Land zu schreiben.
Einer freilich hat es getan. Es ist lange her. In den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren gab Carl Ritter neunzehn durchschnittlich tausend Seiten starke Bände über Asien heraus. In ihnen faßte er alles zusammen, was die bis dahin erschienene Einzelliteratur barg an Schätzen und Beobachtungen.
Ritter hatte etwas Hölzernes, dazu Frömmelndes, er war kein Schriftsteller, er kannte nicht eine einzige Scholle von jenen Ländern, und er war ein Kind jener geographisch noch recht unfertigen Zeit. Deshalb sind seine Neunzehn kein nachahmliches Muster von Darstellung. Sie lesen sich nicht gut und sie tragen nur zu oft den Stempel eines Sammelsuriums.
Al[illegible] zur Durcharbeit war da und also auch der, v[illegible]q. Und dann das Vorbildliche, das

Monumentale / willst du dich, beispielsweise, über Arabien eingehend unterrichten, so brauchst du kaum ein Buch einzusehen, welches vor Ritters dieses Land behandelnden zwei Dickleibern erschienen ist.
Scheint dir das nicht doch noch wichtiger als Mängel in der Methode der Bearbeitung? Wäre allerletztes Ziel der Geographie die Erstellung eines alle Erfahrungen des Gebietes einheitlich zusammenfassenden Gemäldes / dann wäre Ritter doch vielleicht der größte aller uns bekannten Geographen. Trotz vielen Mängeln der Form.
Von seinen Vorgängern, von seinen Nachfolgern hat keiner es für so große Erdräume gekonnt. Es fehlt ihnen der Bienenfleiß; es fehlt ihnen der Blick, der aus tausend Einzelheiten zehn Wichtigkeiten herausfindet; es fehlt ihnen der Wille und das Vermögen zum Ganzen.
Denke dir alles aus. Stelle dir vor, du wolleſt dich über, sagen wir, Mesopotamien unterrichten. Wie willst du das anfangen? Ein Werk über Mesopotamien zur Hand nehmen und nun an der gehörigen Stelle nachlesen, was du wissen willst? Nicht wahr, so muß man es doch machen!
O du Narr, du gestrichener Narr / es gibt gar kein Buch über Mesopotamien. Du lachst? Du wendest ein, das Land des einstigen Paradieses, die Wiege der Kulturen, der Garten der Abbassiden, der Schauplatz der Bagdadbahn sei doch sicher schon oft in umfangreichen Werken beschrieben.
O du Narr, du gegeigter Narr. Es gibt einige wenige Dutzend Reisebücher und etwa hundert Aufsätze, dazu zwei Ritterbände von 1843 und 44 / das ist alles. Aber es fehlt an Zusammenfassendem, in dem doch jede Einzelheit steht.
Willst du also nicht all diese unendlich weit und eines Teils in kaum zugänglichen Zeitschriften verstreuten Arbeiten zusammensuchen / das Sammeln der Titel allein ist schon eine achtenswerte Tat / und einzeln nacheinander durchgehen / dazu gehören Zeit, Fleiß, Kenntnis von mindestens vier Sprachen und Übung / so mußt du dich bescheiden und verzichten. Wahrscheinlich wirst du nur einige wenige, zufällig erhaschte

Schriften durchleſen und dich bloß oberflächlich und ungenau unterrichten können.
Siehſt du nun, wie unendlich wertvoll und wichtig und nützlich die Erſchaffung von großen Geographien, ſogenannten Landeskunden iſt? Landeskunden, deren Daſein dir als Laien vermutlich ſelbſtverſtändlich erſchien.

Dies, mein Lieber, die Erſtellung länderkundlicher Monographien, nicht einer vereinzelten (es gibt über China ein größeres Werk, über die Kalahari, über Schleſien, über die Türkei), ſondern ganzer Reihen, aller / das iſt die Forderung der Geographie, das ihre Aufgabe.
Und ich glaube, ehe nicht die Mehrzahl der Erdteile mit ihnen ausgerüſtet iſt / ſo lange gibt es noch keine richtige Geographie.
O ihr Männer vom Fach / verſchanzet euch nicht hinter der jämmerlichen Behauptung, es ſei noch nicht die Zeit zu derartigen zuſammenfaſſenden Arbeiten, ſondern es gelte vorerſt, Einzelſtudien anzuſtellen und Rohſtoff herbeizutragen. Männer, ich ſage euch / dieſe Behauptung iſt eine leere Behauptung. Ein Vorwand iſt ſie.
Ich kenne die anderen Wiſſenſchaften nicht / aber ich kann mir nicht vorſtellen, daß in ihnen eine ſo weite Welt von Aufgaben allererſten Ranges der Löſung harrt / und daß in ihnen ſo wenig Anſtalten getroffen werden, ſie zu löſen.
Höret Goethe / Treffliche Menſchen kommen jetzt in den Naturwiſſenſchaften heran, und ich ſehe ihnen mit Freuden zu. Andere fangen gut an, aber ſie halten ſich nicht; ihr vorwaltendes Subjektive führt ſie in die Irre. Wiederum andere halten zu ſehr auf Fakta und ſammeln deren zu einer Unzahl, wodurch nichts bewieſen wird. Im ganzen fehlt der theoretiſche Geiſt, der fähig wäre, zu Urphänomenen durchzudringen und der einzelnen Erſcheinungen Herr zu werden.
Dies iſt, wie ihr ſeht, eine ſehr traurige Geſchichte. Traurig noch mehr darum / weil niemand es wagt, den Deutfinger in dieſe ſchwärende Wunde zu legen.

Doch wollt ihr zum Schluß ein Späßlein hören? Ihr müßt wissen, daß jeder Geographieprofessor seinen Studenten das Ideal als Ideal richtig schildert. Und es gibt gute Jungen, die das einsehen und als Dissertation irgendein Land geographieren wollen, dem es ganz besonders empfindlich an einer Landeskunde mangelt. Ja, das sind beliebte Doktorarbeiten und das sind tüchtige Jungen / was allein schon der bloße Wille dazu dartut und die Ausarbeitung selber. Diese Knaben haben nie etwas von jenem fernen Lande gesehen, haben mit verblüffendem Fleiß die Literatur ausgenutzt und bringen natürlich Arbeiten zustande, die rein geographisch und literarisch fast alles vermissen lassen, was an Geschmack man nun einmal von Geographie verlangen muß. Mit dem einen Versuch hat's denn auch jedesmal sein Bewenden. Du mußt mir zugeben / es ist neckisch, es erscheint grotesk, daß an die höchsten Aufgaben einer Wissenschaft grade die Kleinsten 'rangehen / daß aber die Großen sich in Einzelarbeit und Zettelsammeln zersplittern.
Die Feder des grausigen Dichters Edgar Allan Poe scheint mir erforderlich zu sein / die Geschichte und das Elend der Geographie zu beschreiben. Denn wisse und glaube mir / die Geographie ist ein Elend und nicht ein Fach.

Der dritte Tag. Morgens früh melden mir die Jungens, daß einer der Wassersäcke sich an einer Ecke durchgerieben hat und leckt. Trübe Botschaft. Ich lasse alle Wassersäcke in Packleinen und in eine Zeltdecke hüllen, um sie vor Schaden möglichst zu schützen. Nach wenigen Tagen scheuern auch diese Hüllen sich durch.
Die tägliche Morgenfreude des Packens ist überwunden. Wir trapsen in die Serir-Steppe hinein / über Geröll und dürres Schillkraut. Pflanzenwuchs beschränkt sich jetzt schon fast ganz auf eng umschriebene Flecke. Mitunter umgürten Ringe von Kraut eine runde oder ovale Sandtenne, das Bett eines schnell verdampften Regenteiches. Bezeichnender aber als Pflanzen sind jetzt die weißen Schalen der

Schnecken / an Stein und Strüpp haften sie in zäher Verklammerung.
Weite Steinmeere breiten ihr scheußliches Pflaster vor deinem Schritt aus. Eine Unzahl winziger Felsscherben liegt in einem dünnen Sandlager, und eine Unzahl von Steinstücken erregt Millionen kantiger Fasetten im Morgenlicht. Diese flachen Steinmeere entstehen durch Zerfall, indem beide, Sonne und Kälte, die Kruste des festen Gefelses lossprengen / das zeigen die vielen Spalten und Sprünge.
Die Serir-Steppe wandelt sich zur Wüstensteppe, in welcher der Krautwuchs schon eine recht untergeordnete Rolle spielt. Trockenbetten mit flachen Sandböden stellen sich ein. Im Süden schimmern ferne Wüstenstreifen in rosigem Licht. Ein Vogel flötet süß und belebend in einem verlorenen Gestrüppfleck. Ich halte Hassan mit Mühe ab, ihm eins vorbeizubrennen.
Eine weite Strecke nichts von Pflanzen zu sehen. Nichts als Steine und Stille. Das ist der Nordsaum der Wüste! Schauerliche Kalkscherben. Die Leute stöhnen und jammern. Hier sei ja gar kein Weg / ob die Karte auch bestimmt sage, daß es richtig sei.
Die armen Teufel ahnen gar nicht, wozu das Geschick sie erlesen hat. Sie stapfen vorwärts.
Hassan und Gibrin sind fußkrank. Beide zeigen mit verschleierten Augen / die sehen so seltsam über mich weg / ihre Blasen. Blasen von der Größe einer dicken Walnuß. Wir nannten sie Girben, Wasserschläuche. Und beide humpelten weiter. Farag und Abdu haben keine Blasen / aber man merkt ihnen die Ermüdung an. Namentlich dem jungen kräftigen Farag, der mit der verbissenen Miene eines Bulldoggs weiterschlürft. Zuzeiten packt ihn blinde Wut, und er stürzt über die Kamele her / prügelt sie zum Trab an. Dann fällt er wieder in stumpfe Dumpfheit. Taijib der Neger ist der einzige, der nicht am Wege leidet. Er läuft barfuß und jagt unermüdlich hinter den Kamelen her. Er ist unersetzlich / und erhält doch nur zwei Piaster Lohn für den Tag.

Am Abend schlagen wir kein Zelt auf. Wir sind zu müde, und Regen gibt es hier in der nackten Wüste kaum noch. Chamsa der Esel, der immer einen Mann zu schleppen hat, ist furchtbar angegriffen, und ich muß ihm von dem kostbaren Wasser geben, soll er nicht verrecken.
Wir waren ermüdet, manche übermüdet. So auch Farag, der junge, handfeste, etwas kurzatmige Farag aus Sagasig am Bachr Moes. Farag suchte schon immer die Nähe des schwarzen Taijib. Jenes Taijib, dessen schwarzer, von einer aschgrauen Dreckborke gepolsterter Buckel so verführerisch aus dem tiefen Hemdausschnitt hervorlugte.
Es war zu drei Vierteln dunkel. Abdu, Gibrin und Hassan schliefen und schnarchten um die Wette. Ich ruhte verträumt auf dem Feldbett. Farag und Taijib lagen nachts immer nahe beieinander, verlockt durch gemeinsamen Mangel an Decken und durch gemeinsame Zuneigung.
Karawanenliebe.
Ich glaube, den Farag hat nur die Hoffnung des Abends in den Fährnissen des Tages aufrecht gehalten.

Diese Nacht war sehr taufeucht, und ich hatte gegen Morgen einen schauerlichen Traum.
In meiner Vaterstadt ging ich, in dem altertümlichen Braunschweig / oder war's in Weimar? Ein Mann schritt neben mir. Etwas kleiner als ich und nicht allzu vornehm gekleidet / sichtlich nicht aus Kulturlosigkeit, sondern kraft des seiner selbst sichern Wertes. Er trug einen dunklen Anzug von jener Art, die man in den siebziger Jahren sah / der Rock tief ausgeschnitten, die Weste nicht viel weniger, ein niedriger Klappkragen mit großer Schleife, deren Enden seitwärts über die Rockpatten flatterten. Der Mann hatte ein volles Gesicht von der Färbung halbangerauchten Meerschaums. Über dem kleinen Munde wallte ein angegrauter Schnurrbart weit über die Backen hinaus. Und darunter klebte eine krause Fliege.
Wer war das doch?

Wir gingen unter breitschattenden grünen Bäumen über wohlgepflegte Wege. Wir sprachen von Reisenden, die längst vergessen / deren Namen kaum noch ein Lexikon nennt / deren Werke nur noch zwei, drei Einsame lesen. Es war unendlich schön, dieses Zusammengehen mit dem fremden Mann. Er wußte so wundervoll Bescheid, oft viel, viel besser als ich. Manchen der Verschollenen kannte er noch persönlich / und mir fiel auf, daß er nicht sagte, er hätte sie gekannt, sondern er kenne sie. Es war sehr seltsam.

Wer war wohl dieser Mann?
Da blitzte Sonnenflut durchs Gezweig, und es ward warm. Wir lächelten über die Wärme, und doch nahm der Mann den Hut ab / einen breitrandigen schlappen Hut. Braunes, ergrautes Wellenhaar flutete von einer freien Stirn nach links und rechts. Krause Locken trieben dort ein Spiel, welches die silbernen Reflexe Lügen strafte und die ganze Erscheinung mit einer Art von besonnener Keckheit überströmte.
Und da blitzte der Sonnenstrahl der Erkenntnis herein über mich / Nachtigal war es! Gustav Nachtigal, der Afrikaforscher. Der so jämmerlich und so zwergenhaft reiste, daß er die Erfolge eines Riesen errang / dort, in jenen Ländern der Gegensätze und der Umkehr. Wie froh war ich, wie stolz, mit diesem Mann gehen zu dürfen! Welches Schreiten in gleichgestimmter Schönheit!

Er hatte eine Reise vor in ein Gebirge Innerasiens / dessen Name und Lage waren mir völlig unbekannt. Und doch mußte es ein ungeheures Gebirgswesen sein, denn er sagte es. Er sprach lebhaft und eindringlich über seine Pläne. Es war sehr lehrreich und fesselnd / fesselnd, trotzdem ich für Innerasien sonst gar nichts übrig habe. Seltsamerweise hatte er vier arabische Diener gemietet, ja wirklich / arabische Diener, so sagte er. Eigentlich konnten ihm die dort wenig nützen. Das ließ mich etwas stutzen, aber schließlich / er mußte wohl seine Gründe haben.

Es war sehr schön, unser Zusammensein.
Das alles beschäftigte mich noch im Erwachen. Weißt du, jene Zwischenstufe hindurch, die nicht Schlaf noch Klarheit ist. Es war wundervoll.
Ganz allmählich aber zog sich ein zartes Gewebe über dem Bilde zusammen, ein federflaumiges Wölkchengespinst dehnte sich darüber aus, und duffe Schleier begannen es zu verhüllen. Eine Unruhe kam über mich und nistete sich in meinem Körper fest. Und dann plötzlich ballte sich das Wolkwerk zu grausiger Finsternis zusammen, aus welcher der Blitz der Erkenntnis in mich niederjagte.
Ich erwachte, und mir fiel ein / daß Nachtigal schon seit genau dreißig Jahren in der dunklen Erde vor dem Regierungsgebäude in Kamerun als toter Mann lag.
Das überschauerte mich, und es ward mir zum erstenmal klar, daß der Tod mit meiner kleinen Karawane ritt / bereit, die Sense auf uns niederzuhauen.
Ich überrechnete den Wasservorrat, die voraussichtliche Zahl der kommenden Marschtage. Ich bedachte, was geschehen würde, wenn die Bussole uns an dem Brunnen Gara rechts oder links vorbeiführen würde. Wir marschierten ja ohne ortskundigen Führer und querfeldein ohne Weg und Steg. Da sah ich ein / wir mußten noch viel sparsamer mit dem Wasser umgehen. Und von diesem Tage an haben wir alle uns nicht mehr gewaschen, auch die Hände nicht, und das Kochgeschirr kratzte Abdu notdürftig mit Sand aus.
Wir tranken morgens früh / ich meinen Kakao, die Leute ihren Tee. Dann kam bis zum Mittag kein Tropfen mehr an unsere Lippen. Und erst vom Beginn der Mittagspause an durfte jeder einen Liter Wasser im Verlauf des Nachmittagsmarsches trinken. Abends entnahmen wir für meine Suppe, für ihren Brei und ihren Tee das notwendige Wasser und gaben jeden zweiten Abend dem Esel ein paar Liter / denn der durfte nicht noch mehr verfallen, weil er uns tragen mußte.
So ward Nachtigal die Sorge und der Schutz unseres Häufleins im libyschen Sand.

Der weitere Marsch führte uns in immer wüsteres Land. Ringsum staffelte sich die Kimmung in niedrigen Tafeln ab / oben stets ein wagrechter schwarzer Strich, von dem schräge hellere Schatten die schrägen helleren Abhänge hinablaufen. Einen solchen Abfall, auf dessen Tafelhöhe man dahinwandert, erblickt man oft erst wenige Schritte, bevor man ihn erreicht. Manchmal auch kündigt er sich schon früher durch sein Gegenspiel an, durch den drüberen Rand, der jenseits der kommenden Niederung emportaucht.

Dann gibt es da Hügel / die täuschen ganz genau die Form von spitzen Zelten vor. Und andere sind da / geformt wie Kegelstümpfe / also eigentlich nur Tafelplatten von geringem Umfang. Tafelränder ringsum / Tafelränder und stumpfsinnige flache Ebenheiten. Dazu ein völlig kahler Boden unter deinen Füßen / nackter Stein, gelber Sand, löcheriger, gesprungener, geborstener Kalk. Ganz selten erblickst du einen Fleck dürren grauen Krauts.

Das ist echte Wüste.

Aber die weißen Schneckenschalen gleißen noch immer in riesiger Menge zwischen dem Gestein. Doch sind alle von ihren Bewohnern längst verlassen, und die harten Gehäuse klappern im Südwind.

Zwei Geier schweben von irgendwoher uns entgegen.

Welch ein Kontrast zu der Landschaft der ersten zweieinhalb Tage! Dort, im schmalen diluvialen Nordgürtel / welliges Hügelland, Steppenwuchs, Lenzgrün, Vögelziepen, bescheidene Heiterkeit und arabische Beduinen, wenn auch in geringer Zahl. Hier, in der breiten miozänen Südzone / flache Senken, weite Ebenen und platte Tafelhöhen, jahraus, jahrein grenzenlose Kahlheit von fahlem Gelb, ernste Todtraurigkeit und Stille, vollkommene Menschenleere. Die verschiedene Entfernung vom regenspendenden Meere und ein wenig wohl auch die Gesteinsverschiedenheit / erzeugen diese auffälligen und doch bisher nicht so scharf erkannten und dargestellten Unterschiede.

Ringsum Tafelhöhen und Wüste. Und ringsum Moise Schetan /

Teufelswasser. Teufelswasser, Satansflut / so nennt der Beduine die Fata Morgana.
Die Fata Morgana ist eine ebenso wunderbare wie närrische Erscheinung. Nicht wahr / auftauchende Schlösser und Seen, Palmen, die im Winde schaukeln, Marmorbecken und hängende Gärten, glutäugige Frauen und dienende Mohren?
Ich sah Fata Morgana in den Hintersteppen des äußersten Syrien, am Tigris und in der Libyschen Wüste. In dieser glich sie einem unscharfen, zart umschleierten Flachsee oder vielleicht noch eher einem Sumpf. Hell, ganz hell in Licht, und rosa in Farbe. An den Ufern schienen Binsen zu sprießen. Nach oben zu zerfloß das Wasser / Himmel und Feuchte schwammen ineinander. Teufelswasser.
Man kann nicht einen Augenblick über die wahre, die Scheinnatur dieses Gaukels im unklaren sein. Die Fata zittert zu gierig, um verlocken zu können. Sie steht zu hoch, um Teil der festen Erde zu sein / weißt du, einige Linien hängt sie über jenem Strich, wo die Kimmung liegen müßte.
Nein, diese Fee vermag nur Unmündige zu verführen. Sie ist eins jener vielen und ehrwürdigen Rüstzeuge aus der Polterkammer einer unvollkommeneren Anschauung der Natur. Sie ist darum nicht ohne Reiz. O nein, das ist sie nicht.

Eine Gazellenfährte kreuzt mit zierlichen Eindrücken unsern Pfad / diesen Pfad, der doch gar nicht vorhanden ist / den nur die Bussole mir zeigt mit 233° / den nur mein Wille uns vorschreibt. Nirgends auf der Erde ward in jenen Tagen eine Zahl so oft genannt und so oft in den Sehschlitzen gesucht / wie 233.
Einmal stob ein lichtes Wölkchen von einem einsamen Krautbüschel fort und flog durch den gelben Sand / ein Bündelchen von Helle und Dunst. Die Leute meinten, es wäre ein Hase.
Mafisch uahad arneb, uahad arneb smin, ischi oketen / winselte Gibrin von da ab immer / kein Hase da, kein fetter Hase, der auf zwei Oka kommt.

Und dann hob er seine dünnen Beinstecken auf und betastete unter Tränen die Blasen.

Am Spätnachmittag des vierten Tages stiegen wir über vier Stufen des Geländes in einen rings umschlossenen Kessel hinab. Es kostete viele Mühe, Stellen zu finden, deren steinig-sandige Böschung nicht so steil war, daß sie den Kamelen den Abstieg verwehrten. Halden schon, deren Neigungswinkel einem Fußgänger nicht das geringste ausmachen, kann das Kamel kaum noch überwinden. Da gesellte sich uns zur Wasserfurcht noch die Geländefurcht / die Besorgnis, ob es überhaupt möglich sein würde, in dieser Wüste tagelang auf einer und derselben graden Linie zu marschieren.
Aber trotzdem war es schön, durch diese in unverbrüchlichem Todesschweigen verharrende Welt von Sandhalden und Felsspitzen zu klettern. Alles gelb in gelb.

Über den westlichen Tafelrändern steht das Nachglühen der versunkenen Sonne. Die Abhänge und Schroffen treten hellviolett hervor. Sie verfärben sich / werden grau / und ihre Mienen erschlaffen. Es ist Nacht, um sieben Uhr schon Nacht. Ich sitze unten auf dem tiefen Boden des geräumigen Kessels. Die Leute hocken um ein Feuer, das sie mit ausgedörrtem Holz unterhalten.
Eine wild aussehende Gruppe. Abdu hat seine Keffije wie ein Turbantuch um den Kopf geschlungen. Sein schwarzes Gesicht springt in den Reflexen des Feuers mit scharfen Kanten aus dem Dunkel hervor. Wie das eines arabischen Sklavenjägers aus Suber's Pascha raubfrohen Zeiten. In grauem Haram hockt Taijib da und schiebt seine massigen Kiefer vor wie ein gewalttätiger Affe.
Auch die anderen lagern und kauern frei und ungezwungen um das knisternde Feuer. Sie kochen ihren süßen grünen Tee und gleichen einer Räuberbande / einer wandernden Horde, deren Anblick einen jeden abschrecken müßte, der sich in diese Einöde verirrt hat.
Ich wundern, daß solche Jungen dergleichen An-

ſtrengungen ohne Murren ertragen. Sie, die doch nicht den geringſten Teil haben am Erfolg / die keinen Zweck der Mühen ſehen. Denn ſie wiſſen gar nicht, wohin wir marſchieren, und blind müſſen ſie dem Verſtande von Buſſole und Karte vertrauen. Uns treibt Wißbegier, Drang zum Ungewöhnlichen, Ehrgeiz. Dieſe armen Orientalen aber! Wie oft mögen ſie ſich heimlich in Alexandrias Kaffeehäuſer zurückwünſchen!

O dieſe ſtillen Abende in den Lagern des Orients. In der Wüſte, in der Steppe, in den Bergſchluchten. Mit ihrem Flüſtern und Kniſtern / ihrem ſüßen Tee und Kaffee / ihrer wohligen Entſpannung und ihrem ſtillen Treiben / mit ihren Finſterniſſen und ihren Sternen / mit ihrer Weltweitheit und ihrer Enge. O ihr ſtillen Abende in den Lagern des Orients.

Es iſt der fünfte Tag des Marſches / landſchaftlich der erregteſte, praktiſch der ſchlimmſte. Der Tag des Vorwärtsdringens und des Stillſtandes.

Ich wanderte allein voraus / dem Ekel des Beladens zu entgehen und einen vorn winkenden rieſigen Tafelklotz zu unterſuchen. Ein großer Teil des Keſſelbodens beſteht aus einem leichtgewellten, aus der Entfernung dunkel ausſehenden Grunde. Das iſt ein Sand, über den Tauſende ſchwarzbrauner Geſchiebe dicht verteilt ſind, die einen metalliſchen Klang in ſich haben. Es ſind vielleicht die Ablagerungen von Wadi-Einflüſſen. Gerollte Quarzkörner teilen ſich mit den Schwarzen in das Lager.

Vor mir ragte der mächtige Tafelklotz über die Ränder des Keſſels empor / deſſen Tiefe er um mindeſtens hundertfünfzig Meter überragen muß. Und das iſt in dieſem Lande der wagrechten Linien ein ganz ſtattliches Ausmaß. Ich kletterte an ſeinem Nordfuße empor bis zur Höhe der Plattform und erwartete oben die Karawane. Zwiſchen großen und kleinen Blöcken ſtudierte ich hier herum. Dabei fiel es mir auf, daß ich die Leute trotz einer Entfernung von wenigſtens zwei

Kilometern Wort für Wort verstand / eine Wirkung der ringsum geschlossenen Wände des Kessels, eines wahren Dionysohres der Natur.
Ich hatte fieberhaft im Kessel und an dem Tafelklotz gearbeitet und war dadurch in eine wundervoll aufgeräumte Stimmung geraten. Hatte doch nunmehr das Land der ausdruckslosen Einöde ein Ende / und es begann das Reich jener Bizarrerien der Wüstengebirge. Das brachte mich in ein langes Singen und Pfeifen / und die Jungens wollten nicht zurückstehen, sondern die Ehre der orientalischen Musik retten. Ich peilte und maß und klopfte und notierte / und sang und pfiff. Die Jungens trieben die Kamele an und schlurften ausgiebig weiter und näselten ihre Sänge.
Dieses war der innere Höhepunkt des libyschen Vorstoßes. Es ging noch höher hinan / aber wie im Werden und Vergehen der Völker höchste Kulturverfeinerung oft mit politischem Verfall Arm in Arm schreitet / so barg auch der kommende Glanzgipfel schon die Ursache der Umkehr.

Wir marschierten noch weiter durch ständig wüstes Land. Hinter den abwechselnd fahlen, schwefelgelben und scharlachroten Böden flacher Niederungen bauten sich, wie aufeinandergeleimte Laubsägebretter, Tafelschollen auf. Hier lang und eintönig. Dort kurz abgeschnitten und von spitzen Kegeln überragt. Oder übertürmt von Kegelstümpfen. Jeder Stufenhang ist mit schmalen Rinnen quer oder senkrecht gestanzt / eine verständliche Andeutung, daß doch hin und wieder Wassergüsse aus dem Himmelsblau herniederprasseln.
Das Gelände wurde immer zerrissener, und es erwies sich als immer schwieriger, der graden Linie der 233 zu folgen. Hangauf, hangab / welche Tiere halten das auf die Dauer aus? Welche Leute versuchen da nicht, den Staffeln auszubiegen? Man merke aber wohl / die Höhenunterschiede der Gegend waren dabei dauernd gering. Doch erscheinen im [illegible]chten schon Abstufungen von sechs Metern [illegible] in der Ferne, namentlich vorn und im

Süden / da stuften sich Tafeln und Ebenheiten und Klötze in beklemmender Mannigfaltigkeit auf- und nebeneinander. Und dorthin wies 233.

Gegen Mittag standen wir ganz unvermutet auf dem First der linken Böschung eines tiefen und sehr breiten Tales. Dort tat sich gen Südsüdwesten ein Blick auf / ein Blick! Ein Blick in grandiose Landschaft. In ein Felsentor hinein, das nach den überwundenen Wüstenplatten um so eindrucksvoller wirken mußte.
Eine verwirrende Fülle von wagrechten Linien setzte sich von zwei Seiten gegeneinander ab. Rechts und links Berge von tiefem unvergeßlichem Violett. Vorn Gelb.
Hinter und über dem unregelmäßigen, viel mehr breiten als tiefen Einschnitt stand die Wand einer eingesunkenen fernen Ebene / geschummert in veilchenblauen und mittagsrosigen Pastellfarben. Der Horizont, ganz weit weg, verschwamm mit dem dort verschleierten Himmel. Dieses Bild hat mich mehr ergriffen als irgend etwas sonst auf meinen Reisen.
Wie den Pyramiden fehlte dem Stück ein greifbarer Maßstab / und deshalb mochte es mir Einsamen noch größer und bedeutender erscheinen als es ist. Dazu kam das Bewußtsein, daß noch kein Europäer vor mir diesen Blick genossen hatte / also überhaupt noch kein Mensch, denn der Orientale sieht eine Landschaft nicht, er sieht nur das Land. Es ist das eine stille Erregung, die es wohl verlohnt, sich ein paar Tage lang nicht zu waschen. Diese seltene Blume wächst nicht neben den Pfaden der Touristen, sondern will erworben sein / heißer und schwerer als Edelweiß an schroffem Alpenklipp.
Endlich riß ich mich los. Wie lange mag's noch dauern, bis wieder ein Reisender die schweigenden Torklötze im libyschen Sande grüßet?
Nach einigem Suchen fanden wir für die Kamele eine Stelle, auf der sie es wagen konnten, abzusteigen. Es ist das ein scheußliches Gefühl, wenn die unwilligen Tiere, blöde und

furchtsam, wie sie sind, von vier Mann hinabgeleitet werden. An jeder Seite stützt einer das Gepäck / ein dritter nimmt den Halfter und sucht die besten Stellen / der vierte faßt den Schwanz und holpert als Bremser hinterher.
Unten auf dem breiten Boden des oberen Tales rasteten wir auf weichen Geröllagern zu Mittag.
Taijib, vorausgeschickt, kam zurück und meldete, daß es unmöglich sei, Kamele in das vor uns liegende Tal hinabzubringen. Ich ging selber mit ihm voraus und kletterte mehr als eine Stunde lang über und an den Terrassen herum. Ein Fußgänger konnte mit einiger Geschicklichkeit ganz gut hinabkommen. Kamelen jedoch war diese Welt versperrt. Einer Trägerkarawane hätte die Gebirgslandschaft kaum ein ernstliches Hindernis bedeutet.

Aber welch eine Wunderwelt von Formen!
Von beiden Seiten schieben sich wagrechte Schichtbalken gegen einander vor / wie Rammwidder, gesonnen aufeinander loszugehen. Sie fallen mit steilen Bisonstirnen zur Tiefe ab, und oft untergräbt eine Hohlkehle ihr bänderreiches Gefüge. Über den auskragenden Gesteinslagen böscht eine Sandhalde zur nächsten Schicht an, im Profil nicht eigentlich steil anzuschauen / und doch nicht leicht begangbar.
Dann springt wieder eine Steinbank vor. Und so setzt sich eine Stufe gegen die nächste ab / nach unten und oben hin / und auf der andern Seite von einem Gegenstück gekrönt. Gelb alles. Gelb in mannigfaltigen Abtönungen, vom weißen Grau bis zum ockrigen Rot.
Eine verwirrende Fülle von Blöcken säumt die unteren Ränder der Halden / verbrämt alle flacheren Stellen der Talwände / und übersät die schmalen Böden.
Diese Böden der Trockentäler der Wüste! Zu ihnen senken sich die zerklüfteten, vom Wind und Sandschliff zerlöcherten Felsen der Hänge nicht nur von beiden Seiten, sondern auch von hinten. Denn die Gefällslinie dieser Trockentäler verläuft nicht in einer so gleichmäßig sich senkenden Linie, wie

wir sie bei unseren Flüssen gewohnt sind. Vielmehr ist sie ein treppenartiges Gebilde, das in geringen Abständen in völlig lotrechten Wänden geknickt ist. Deshalb dienen die Wüstentäler der Entwicklung des menschlichen Verkehrs in viel geringerem Maße als unsere Gebirgstäler.

Wohl oder übel mußten wir westwärts ausbiegen und eine bessere Gelegenheit suchen zum Abstieg in jene Ebene / die tief dort unten und hinten in blauen und rosigen Schleiern wogte und sich weit in dunstige, unbekannte Fernen verlor.
So marschierten wir den ganzen Nachmittag. Wir machten ständig Versuche nach links auszubrechen. Jeder Talspalt, jeder Talursprung, auf den wir stießen, ward auf seine Gangbarkeit geprüft. Immer fruchtlos, überall starrten unsern tastenden Schritten steile Felsschroffen entgegen. Und das war kein Gradausmarschieren! Wir gingen in der Nähe des Stufenrandes und mußten dabei auf den nächsten Klaff stoßen. Der aber entstand gewöhnlich ein paar Kilometer weiter nördlich / deshalb mußten wir am Rande aufwärts wandern, um ans drübere Ufer zu gelangen.
Es war ein heilloses Marschieren. Ein Marschieren, das Zeit und Kraft raubte und uns doch nur wenig vorwärts brachte.
Dazu lastete auf uns das Gespenst der Wassernot. Wie, wenn wir noch tagelang würden laufen müssen. Tagelang, bis wir einen Abstieg von diesen Teufelsmauern fänden. Und dann wieder tagelang, ehe wir einen Ort erreichten. Der Wasservorrat konnte nur noch zwei, höchstens drei Tage reichen. In dieser Zeit jedoch würden wir kaum eine Siedlung treffen.
Außerdem verringerte sich unsere Marschgeschwindigkeit merklich. Gibrin und Hassan schleppten sich auf ihren Blasenfüßen kaum noch fort. Einmal war Hassan sogar verschwunden, und Farag mußte zurück, ihn zu holen. Abdu und Farag selber klagten zwar nicht, schleppten sich aber

auch nur mit ſtarker Willensanſtrengung weiter. Der Eſel brach mehrmals unter mir zuſammen. Einzig Taijib war aufrecht und kletterte auf jeden Tafelklotz, um nach einem Abſtieg zu ſpähen.
So krochen wir dahin / die wir heute morgen ſo übergeſchäumt waren von Luſt und Stolz.
Wild ſtarrte die Szenerie rundum auf uns. Wild ſtarrte das große Auge der Einſamkeit auf uns nieder. Tafelberge von grauſigen Formen, ungeſchlacht und trotzig, verſtellten uns den Weg. Durch Blockhaufen ſuchten wir uns den Pfad, welche nur die Fäuſte erboſter Titanen von den Bergen konnten losgebrochen haben.
Oben ballten ſich dichte dunkelgraue Wolken zuſammen, Wolken, die niemals eine Kanne Feuchtigkeit entſenden würden. Eine geiſterhafte, ſtumpfe Beleuchtung niſtete ſich in den Felſen ein. So erhoben ſich bleichgrelle Wände über dunkel von Wolken beſchatteten Flächen.
Es war ein Land der Finſternis und des Greuels / ein Land des Fluches.

Es handelte ſich nun um das Weiter. Konnten wir es wagen, in unſerer Ermattung und mit wenig Waſſer noch ferner nach einem Abſtieg zu ſuchen? Oder war es richtiger, nach Norden auszubiegen und in Dauermärſchen den nächſten Brunnen aufzuſuchen, der an der Mariutbahn lag? Das war ein Rückzug, barg aber die faſt völlige Gewißheit, daß kein ſchwieriges Gelände zu überwinden ſei. Der Weitermarſch könnte uns gleichfalls ſchnell zu einem gangbaren Paß und dann zu einem Brunnen führen, er konnte uns aber auch einen Marſch von einer Woche und mehr auferlegen / das alles ließ ſich nicht vorherſagen!
Ich geſtehe, hätte ich jenes verwünſchte Telegramm nicht in der Taſche gewußt, das ohnehin die Weiterreiſe über Siwah hinaus verbot / ich hätte der Verſuchung nicht widerſtanden, ins Ungewiſſe hineinzumarſchieren. Haſſan und Gibrin, die armen Teufel, wären wohl draufgegangen / aber das Ziel

hätte ich möglicherweise erreicht. Nun aber glaubte ich, verzichten zu sollen, da doch die Grenze so eng gesteckt worden war. Auch schien es mir abgeschmackt, an eine derart kleine Aufgabe, wie die Erreichung Siwahs es ist / das Leben zweier Männer hinzuwerfen und unser aller aufs Spiel zu setzen.
Der Märtyrerkranz des Forschungsreisenden steht manchmal billig zu Verkauf. Ich zog es vor, ihn nicht aufzusetzen.

Mit Rückzügen ist es eine eigene Sache. Kambyses opferte der Erreichung der Oase Siwah eine Armee / ich nur einen Esel und einen Wunsch. Die Römer wichen aus Germanien zurück / die Spanier lernten in ihrem Weltreich die Sonne untergehn sehen / Napoleon mußte aus Rußland fliehen / und Rohlfs aus den Dünen der Libyschen Wüste.
Die Blätter der Erforschungsgeschichte aller Länder sind voll von Rückzügen. Ja, man kann sagen, daß fremde Länder mehr durch Fluchten als durch Angriffe erobert werden. Und außerdem / wieviel Blut und Tränen und Geld für Rettungsexpeditionen hätten erspart werden können durch vernunftvolle Rückzüge!
Sind es nicht meist die Reisenden niedrigerer Grade, die von sich reden machten durch ihre traurigen Schicksale? Hingegen unsere Großen, unsere Vorbilder / sie kamen fast alle wohlbehalten zurück. Denn sie wußten klug abzuwägen die kleinen Unterschiede zwischen Möglich, Wahrscheinlich, Unmöglich. Es ist nichts Großes, in gänzlicher Unkenntnis der Bedingungen ins Blaue hineinzustürmen und aus Zufall wohl gar einmal den Erfolg zu erhaschen. Jenen Erfolg, den der Erfahrene sich versagt, weil er ihn sich nach seiner gründlichen Kenntnis der Lage versagen *muß*.
Rückzüge sind eine eigene Sache. Doch bleiben sie es nicht / so die Reise keine eigene ist, sondern eine fremde.
Wenn ein Reisender von einem Mäzen / gibt es deren noch? / von einer wissenschaftlichen Gesellschaft oder durch eine Sammlung Geld erhält, eine bestimmte Aufgabe dort draußen zu lösen, und er löst sie nicht, sondern muß zurück /

dann ist das immer heikel. Und man wird ihm seinen Rückzug verdenken, mag er noch so notwendig und vernünftig gewesen sein. Hat doch der Mann öffentliche Mittel verbraucht und ist damit den Gebern verantwortlich. Das ist die dunkle Seite der Reiseunterstützungen. Heuglin wußte davon zu erzählen.
Etwas anderes dagegen ist es, wenn der mit eignen Mitteln Reisende den Rückzug vorzieht. Er ist niemandem Rechenschaft schuldig, und wenn er sein Reisegeld ins Meer schmeißt / keiner hat sich darum zu kümmern.

Eine Forschungsreise ist immer ein wichtiger Abschnitt im Menschenleben. Dessen Linie läuft nachher nicht unwesentlich anders als vor der Expedition. Man kommt jedesmal wesentlich vertieft / verinnerlicht zurück. Ist reicher und älter geworden an Erfahrung und Kenntnis. Fühlt sich, einige tausend Kilometer Orientland im Rücken, kundiger und / weltflüchtiger.
Keine bessere Einkehr als auf Forschungsreisen. Sie sind für nachdenkliche Leute.
Da ist der notgedrungene Verkehr mit vielen und stets ganz verschieden gearteten Menschen. Der fördert die Gewandtheit und stärkt das Selbstvertrauen. Auch wenn anfänglich einige Rückschläge auftreten. Die vielen Stunden der Selbstbesinnung / auf dem Marsch, im Lager, nachts. In denen man nichts anderes tun kann als nachdenken / nachdenken und in sich hinein lauschen. Wie oft schleicht dann der Wunsch herbei / ein Purun Bagat zu werden, ein Einsiedler in fernem Gebirgswald. Ein Eremit in der Feierstille der Wüstentäler.
O diese herrlichen Stunden stillen Denkens und Sinnierens. Über die Dinge der Vergangenheit oder über die Gestaltung dessen, was die Fata Morgana der Zukunft vorgaukelt. Man sieht die Schatten, welche versunken sind, aus einer fremden Umgebung heraus / also freier und unbefangner als daheim. Kommt damit zu neuen Urteilswerten / zu gerechteren auch.

Auf Forschungsreisen wird man feierlicher und geläuterter, gehobener und größer. Wird älter an Geist und Anschauung / jünger an Körper und Bewegung.
Manchem mag dieser rein menschliche Gewinn nicht geringer gelten als der bloß fachliche. Natürlich ist er der stille Gast, den niemand anerkennt und niemand sieht / der Reisende vielleicht selbst oft nicht. Er ist der philosophische Erfolg / gegenüber dem mehr handwerklichen der Fachwissenschaft.
Irgendwie wird er sich schon bemerkbar machen. In geläuterter Abgeklärtheit des Stils / in stärkerer Vereinheitlichung der Lebensführung / in ungescheuterer Verachtung der mehr grobstofflichen Gewinne / oder anders.
Ja, diese köstlichen Augenblicke der Einkehr. Wie sie beides erzeugen / Denken und Sinnieren!
Das hetzende Erwerbsleben liegt hinter dir, endgültig für lange Zeit. Du brauchst keine Zeitung zu durchfliegen, kein Fachblatt durchzublättern / es geht auch ohne sie. Man schickt dir nicht Abschnitte ins Haus, auf denen dicke blaue Striche deine Aufmerksamkeit auf Stellen lenken, in denen Kerle dich vor aller Welt schlecht zu machen suchen, die du durch nichts gekränkt hast, als daß du ein Buch herausgabst. Und dies letztere scheint für manchen stets eine schwere Beleidigung zu sein. Kein Mensch liegt dir jetzt an, daß du für ihn ein Werk besprechen sollst.
Mann, so gut hast du es mehrere Jahre nicht.
Vorbei damit die Zeit des Sichverausgabens. Begonnen die Spanne des Einsammelns, des Aufnehmens, des äußeren und namentlich auch des innerlichen Aufbauens.
Die eigentliche Langeweile, weißt du, jene echte, graue, fade und pappige Langeweile, welche daheim trotz und wegen aller ausschließlichen Geistestätigkeit doch hin und wieder an dich herankriecht / hier draußen in der Wildnis kann sie nicht so leicht aufbäumen.
Es schwingt eben in der Wildnis durch alle Stunden und Minuten ein Gefühl des Gehobenseins, des Außerordentlichen, des Sonntäglichen, welches alle kleinlicheren Umstände ver-

ſcheucht. Das Bild des Sonntagskindes, jenes Sonntagskindes der Märchen unſerer Kindertage / ich kann es mir ſo recht eigentlich nur in der Perſon des Forſchungsreiſenden vorſtellen. Aber ich glaube nicht, daß jeder Forſchungsreiſende ein Sonntagskind iſt. Ach nein, ich glaube es nicht, ganz und gar nicht.

Es war ein Sonntagmorgen, an dem wir den Rückzug antraten. Wir marſchierten durch eine kahle, graue Öde von flachen Senkungen und nackten Tafelſchollen / gingen durch Sand, über zerblätterte, mürbe Kalkkruſten und über tote weiße Schneckengehäuſe. Nach wenigen Stunden ſchon fiel mir auf, wie ſehr der Anblick dieſes Striches gegen den des geſtrigen und vorgeſtrigen abſtach. Denn heute umfingen uns viel flachere Ebenheiten, und viel weniger rauhe Böden ſchoben ſich unter unſere angegriffenen Füße.
Auch im weiteren Vormarſche hielt dieſer gutartige Wegcharakter an / und ich hätte nie geglaubt, daß in der Wüſte, auf ſöhlig gelagerten Schollen, ohne ſichtlichen Anlaß, die Landformen auf ſo kurze Strecken hin ſo weſentlich wechſeln könnten. Übrigens erſchien die Landſchaft durch die geringeren Höhenunterſchiede noch viel öder und kahler als an den verfloſſenen Tagen / und die Einſamkeit und Todesſtille war erdrückend. Recht die Umriſſe zu einem Rückzug.
Wir marſchierten in grader Richtung auf den Brunnen Fuka an der Mariutbahn los und nahmen dazu die Zahl 20° in die Sehſpalten der prismatiſchen Buſſole. Die Leute verlangten allſtündlich Waſſer, das ich ihnen ſo oft wie möglich verweigerte / und ſahen mit böſen Augen auf mich. Deshalb ſtrebten wir ſchnellſtens Bir Fuka zu erreichen, wenn es irgend ging in zwei Gewaltmärſchen.
Am Mittag bemerkten wir, daß Haſſan fehlte. Er mußte zurückgeblieben ſein, wie ſchon am geſtrigen Nachmittag öfters. Ich hatte ihn eindringlich und grob gewarnt / er ſolle dicht bei der Karawane bleiben, da er allein in der Wüſte umkommen würde.

Taijib mußte zurück. Er wollte nicht / Haſſan wäre nicht ſein Bruder. Dabei heißt Taijib im Arabiſchen „der Gute". Ich greife zum Kurbatſch. Der Schwarze rafft einen der beiden Vorderlader und läuft fort. Nach längerer Weile, während wir ſtill im Sande liegen, kommt er auf der letzten Tafel zum Vorſchein, ſchießt die Läufe ab und ſchwingt ſeinen Haram wie ein Banner.

Farag packt die andere Flinte und läuft hin. Ich ziehe den Mauſerſtutzen aus dem Futteral und hänge eine Feldflaſche um. Wahrſcheinlich rauben Beduinen den Haſſan aus. Abdu und Gibrin ſollen die Kamele zuſammentreiben und warten.

Ich hoppele auf dem abgetriebenen Eſel hinter Farag her. Beduinen ſind nicht zu ſehen. Aber Taijib kauert auf der Erde. Farag beugt ſich daneben herab.

Ich komme und ſehe ein langes weißes Bündel liegen. Haſſan mut, Haſſan iſt tot / kreiſcht der Neger. Ich bücke mich / Haſſan ſieht ganz gelbgrau aus, mit eingefallenen Wangen und gräßlich verdrehten Augen.

Aber das Herz ſchlägt noch ſchwach und in langen Pauſen.

Wir ſprengten etwas Waſſer auf ſein entſtelltes Geſicht / ohne Erfolg. Aber hier konnten wir nicht bleiben. Und ſo luden wir den hilfloſen Menſchen auf den Eſel. Farag und Taijib ſtützten ihn zu beiden Seiten, und ich ſchlürfte mit den Flinten, drei Flinten in der Wüſte Libyens, hinterher.

Während der Mittagsraſt verſuchten wir mit den Mitteln Orients und des Okzidents, den ſogenannten Beduinen ins Bewußtſein zurückzuholen. Salmiakgeiſt, unter die Naſe gehalten, in die Naſenlöcher geſchmiert, geträufelt, gegoſſen / er verſagte elend gegenüber dieſer eingeſchlafenen Nervenkraft. Man ſprengte ihm Waſſer, unſer koſtbares Waſſer! ins Geſicht, auf die Bruſt. Alles vergebens.

Und dann begannen ſie. Sie kniffen ihm die Stirnhaut in ein Gewebe kleiner Fältchen zuſammen / aber er empfand den Schmerz nicht. Sie bohrten ihm die Spitze eines roſtigen Dolches in den Arm / und es kam Blut heraus, aber

kein Leben. Sie forderten ihn mit eindringlicher Stimme auf, zu sagen / Uahed Allah, Gott ist Ein Einiger Gott. Er zog es vor, das zu überhören. Sie kniffen und stießen, ja sie schlugen ihn sogar und zeigten ihren Abscheu vor seiner weibischen Hilflosigkeit. Sie redeten ihm tröstend zu und verfluchten ihn in einem Atem. Aber alle Mittel der Wüste versagten / und Hassan, der entartete Wüstensohn von Ramle, blieb leblos.

Dazu erhob sich von Süden ein brausender Wind / der jagte große Sandkörner vor sich her und überschüttete uns mit einem Hagel von Geschossen. Wir mußten plötzlich alle urinieren / und unser Wasser goß heiß und schwarzbraun dahin und stach uns in der Blase.

Plötzlich ging ein Zittern durch Hassan / seine Züge, hippokratisch scharf und eingefallen, zuckten / er bebte an seinem ganzen elenden Leibe. Und dann fing er an zu weinen / und dabei zitterte er krampfig und die dicken Tränen flossen herab. Es sah das sehr schlimm aus, denn er war noch immer bewußtlos / und von dem, was er tat und was mit ihm geschah, verspürte er nichts.

Unterdes war die Sonne nicht müßig geblieben, und wir mußten weitermarschieren / ohne Hassans Wiederkehr ins helle Dasein zu erwarten. Deshalb hoben wir ihn auf ein Kamel und schnürten ihn mit zwei langen Seilen fest. Er aber ahnte nicht, was wir ihm taten.

Das Tier mit seiner Last sah schauerlich aus / und es war, als ritte ein Toter, als ritte der Tod mitten unter uns. So latschten wir schweigend durch Sand und über blättrig-mürben Kalk und scharfe Steinsplitter.

Erst nach ungefähr vierstündiger Bewußtlosigkeit kam Hassan wieder zu sich. Er war sehr wirr und erinnerte sich an nichts. Dann aber verlangte er, ein echter Orientale, unverzüglich eine Zigarette, die ihm lachend, es war allseitig ein hysterisches Lachen, gereicht wurde.

Die Landschaft veränderte sich während des Nachmittags höchst seltsam. Denn der Chamsin wehte, der Südwind, der

dicke Hitzwellen aus dem Bauche der Wüste herbeiwälzt. Der Horizont ist dabei ganz unscharf und versteckt sich hinter einer hellgrau-nebligen Dämmerung, in der die Grenzen Landes und des Himmels körperlos zusammenfließen. Man reitet in einer geisterhaften und auffällig unwahrscheinlichen Unendlichkeit. Unten graugelber Boden. Oben weißlichgrauer, verschleierter Himmel / der gegen die Kimmung zu verhüllend sich auf die stumpfe Erde legt. Hierdurch vermutet man dort eine ungeheuerliche Ausdehnung in erschreckende Unendlichkeit. Die Sonne scheint gleichsam durch Milchglas. Und gerade die vollkommene Ebenheit des Bodens und das Fehlen jeglichen Merkmals auf ihm / das macht die Landschaft so weit und weltenfern.
Sie sind seltsam, die Gestalten der Wüste / und sie sind veränderlich, veränderlich in ihrer Einförmigkeit.

Woher kommt wohl diese unglaubliche Anzahl von weißen, sonngebleichten Schneckengehäusen in der Wüste? Man kann doch nicht annehmen, daß die Tiere hier bessere Lebensbedingungen finden als bei uns. Aber offenbar fallen sie auf dem kahlen Boden darum so sehr ins Auge, weil die toten Schalen von keinem Regen weggespült, von keinem Getier vernichtet werden. Den Zumutungen von Sonne, Wind und Wetter aber leisten die Schalen durch viele Jahre Widerstand, da ihr Kalk sehr hart ist und bis drei Millimeter dick wird.
Gegen Abend fällt mir noch eine Erscheinung auf. Es zeigen sich vereinzelte Flecke von dürren Kräutern, wie ich sie schon auf dem Vormarsch gesehen habe / noch in der echten Wüste. Ihre Gestalt ist rund oder oval, mit etwas unregelmäßigen Säumen. Aber aus der Ferne sehen sie nicht so aus. Vielmehr erscheinen sie dem Auge als wagrechte schwarze Striche. Das kommt daher, daß das Gelände eben ist und ein fernes Gesicht so gut wie parallel mit der flachen Oberfläche der Krautflecke blickt. Der Araber nennt solche einsamen Zirkel Hattije / er schätzt sie als Ruhepunkte zum Weiden der Kamele

und zum Sammeln von Feuerung. Nicht selten liegen die Hattijen wie dunkle Wolkenschatten auf den hellen Steinfeldern. Und das sieht sehr seltsam aus / wenn dort oben ein klarer Sonnenhimmel flimmert.

Der frühe Morgen des nächsten Tages kündigte uns das nicht mehr ferne Ende der Wüste an / es blies von Norden ein würziger, fein verstäubter Kräuterduft über uns weg, der uns belebte und die Schritte der Tiere verlängerte.
Bald tat auch das häufigere Auftreten von Krautflecken dar, daß das Bereich der Vorwüste, der Wüstensteppe begann. Sogar schmale, nur einen Fuß breite Pfade hoben sich zwischen den Steinen ab / vielleicht die Wechsel von Beduinen oder die Bettchen spärlicher Regenschauer.
Der Mittag endlich brachte eine Überraschung. Wir standen ganz unerwartet einem Teich, einem kleinen See Aug in Auge. Und es war / als wundere er sich nicht weniger über uns und unsere Herkunft, als wir uns über ihn und seine weltentrückte Lage.
Der Steinboden senkt sich hier sehr sanft zu einer flachen Mulde mit Sandboden. Der Sandkranz setzt sich mit einer nur fußhohen Kante ganz deutlich ab gegen einen flachen Strand / der ist oben schon abgetrocknet und nur in seiner Mitte steht noch Wasser / weißt du, ähnlich wie wenn du von einer Quelle schöpfest und behältst nur eine kleine Lache in der tiefsten Höhlung deiner Hand.
So lag jenes Regenwasser / es schmeckte übrigens schon schlecht / dort in der leichtgekrümmten Mulde der Vorwüste. Ringsum wand sich ein Kranz von Gestrüpp und grünem Kraut, über dem viele Fliegen summten. Von dem Krautreif aber wanden sich seltsam gezackte, zwergig kleine Trockentälchen zum Wasser. Ihre Länge, eine Länge, die bis zu hundert Metern ausreift / zeigt, wie weit der Auffangtrichter des Teiches um sich greift.
Viele weiße Schnecken verzierten den braunen Strand / wie mattweiße Perlen die warme Haut einer Araberin.

Es ist merkwürdig, daß Gestrüpp und Kraut nicht auf dem Strand und nicht in der Mitte der Wasserfläche sprießen. Daraus müßte doch hervorgehen, daß ziemlich oft Wasser hier steht. Oder vielleicht besser / daß der Boden in der Mitte vom verdunstenden Wasser allmählich stark versalzt worden ist. Bei allen Lachen, es folgte noch über ein halbes Dutzend, und auch bei den ausgetrockneten Pfannen auf dem Vormarsch fiel mir dies auf / daß der mittlere Teil, die Tenne, völlig frei von Pflanzen ist und, im letzteren Falle, gesprungene trockene Schlammschollen aufweist.
Warum stand in diesen Lachen noch Wasser, ziemlich viel Wasser sogar? Und warum nirgends in den Tennen des Hinmarsches? Vielleicht kam das daher, daß diese Teiche auf Schollenstücken lagen, welche ihre Umgebung etwas überragen und welche nach Norden zu mit steilen, wenn auch niedrigen Stufen abfallen. Es ist denkbar, daß solche Geländeschwellungen auf die vom Meer her öfters vorübertreibenden Regenwolken anziehend und deren Wasserdampf verdichtend einwirken / so daß es zu Niederschlägen kommt. Von denen aber sammelt sich ein Teil in jenen Mulden an.

Die ganze Geländeschwellung zeigt einen eigenartigen Aufbau. Sie besteht aus Schollen, die von Süden aus langsam ansteigen und dann plötzlich nordwärts steil abfallen. Dabei sind diese Sturzmauern nicht etwa hoch / sondern nur drei bis acht Meter hohe Böschungen. Jedesmal am Fuß solcher Staffelstufen finden sich jene Wasserlachen mit ihrem Pflanzenring.
Beim Hinaufreiten von Süden, so sanft das vonstatten geht, kann man niemals weit vorausblicken / vielmehr ist die kahle einförmige Kimmung ziemlich dicht vor deiner Nase. Dies flößt dir das zuversichtliche Gefühl ein, oben müsse ein First sein, von dem das Land in steiler Mauerkante tief gen Norden abfällt / um dir großartige Überraschungen zu bereiten. In Wahrheit stehst du dann über einer nur nach wenigen Metern messenden Böschung / und eine neue sanft anhebende Fläche zieht sich platt und höhnisch voraus.

Verschiedentlich tauchen Allim oder Steinhäufchen auf / von den Beduinen errichtet als Wegweiser und Grenzzeichen. Ein- bis zweimal sahen wir in weiter Ferne winzige Punkte im Gelb und Grau der Öde. Das waren weidende Kamelherden der Beduinen.

Die Steppe gehört dem bedeutenden Nomadenstamm der Aulad Alli, die sich in drei Klassen und viele Stämme oder Gabilen gliedern. Ihre Zahl kann nicht allzu bedeutend sein und sie müssen wohl sämtlich in der Nähe des Meeres hausen / denn schon zwei knappe Tagereisen südwärts fehlt es an Futter, um die Tiere zu erhalten, und an Wasser, die Menschen zu tränken.

So erblickten wir denn auch hier ausschließlich Kamelherden mit ein oder zwei Wächtern. Im Lenz also. Während des Sommers aber dürften sie so weit im Süden kaum leben können. Die Familien hausten offenbar in Seenähe. Wenigstens sah man rechts und links der Mariutbahn überall kleine Gruppen schwarzer Zelte.

Man schätzt die Kraft der Aulad Alli auf sechstausend Reiter. Das würde eine gesamte Kopfzahl des Stammes von etwa fünfzigtausend bedingen. Erwägt man, daß es sich dabei um ein Steppen- und Halbsteppengebiet mit einer Länge von nahezu fünfhundert und einer Breite von durchschnittlich sechzig Kilometern handelt, also um einen Wander- und Weideraum von rund dreißigtausend Quadratkilometern / so erscheint mir die Schätzung eher etwas zu hoch als zu niedrig. Ich selber kam mit den Aulad Alli fast gar nicht in Berührung. An der Bahnlinie ein paarmal, auf dem Markt von Amrije und an diesem zweitletzten Marschtage. Da schritten zwei Männer auf uns zu. Der eine ging mit einer Doppelflinte, um Gazellen zu schießen. Der andere war Wächter einer Kamelherde und flehte erbärmlich um ein wenig Brot und Wasser.

Jedenfalls gewann ich den Eindruck, daß sie längst nicht mehr [illegible]lich sind [illegible] noch vor einem halben Jahrhundert. [illegible]ann in ihrem Wanderbereich reisen,

ohne Schlimmeres befürchten zu müſſen als einen nächtlichen Diebſtahl.
In der Mariut und Marmarika ſind viele Aulad Ali mehr oder weniger, wenn auch noch in Zelten, ſeßhaft geworden. Selbſt noch zehn, zwölf Kilometer ſüdlich der Bahn fand ich einſame Gerſtenäckerchen zwiſchen der blühenden Steppe.
Sind ſie auch noch nicht völlig der anglo-ägyptiſchen Fauſt unterworfen, ſo achten ſie doch notgedrungen die Regierung als ihren Oberherrn. Denn die Abſatzgebiete ihrer Viehzucht- und Gewerberzeugniſſe liegen am Nil, und einfach die Erhaltung und Förderung ihres Wohlſtandes erfordert es, daß ſie mit Ägypten in Frieden leben.
Der Reiſende darf ſich nur nicht durch das laute Weſen, das rauhe Schreien, das finſterwilde Ausſehen dieſer Beduinen, aller Beduinen, einſchüchtern und abſchrecken laſſen / wie es beim Neuling regelmäßig der Fall iſt. Das iſt den Kerlen Natur, ſie wiſſen ſelber ganz und gar nicht, daß ſie ſo ſind / und daraus folgt, daß man ſich nicht daran kehren muß. Vergiß auch nicht: haſt du ein Gewehr, und ein Beduine begegnet dir / ſo iſt er vor dir bange. Erſt in ganz zweifelsfreier Übermacht wird er gefährlich. Ferner noch eins. Gehſt du in die Steppe hinein, ſo erſcheint dir der Beduine wild, vielleicht gar unheimlich. Kommſt du aus der Wüſte zurück, ſo macht dir der Beduine den Eindruck eines Jämmerlings, über den du verächtlich lächelſt.

Der letzte Abend in der Steppe der libyſchen Platte. Ich glaube, deren Hauptmerkmal iſt die Stille und Menſchenleere. Zwei Menſchen auf mehr als zweihundert Marſchkilometern und kein Brunnen!
Die Sonne iſt geſtorben. Wir ſitzen auf ſamtweichem Sandboden zwiſchen meterhohem, etwas ſtachligem grünem Geſtrüpp. Gen Abend erſcheint der Boden viel dunkler. Ein violetter Streifen lagert auf ihm und ſtützt rote Töne, in denen veilchenblaue Wolkenbalken ſtarren. Orange, Seegrün, Zartblau, Blau / folgen einander bis zum Zenit.

Phantaſtiſch ſchwarz hebt ſich der gekrümmte Buckel eines knuppernden Kamels vom brennenden Himmel ab.
Beizender Rauch zieht an meiner Naſe vorbei / jener Atem der Lagerfeuer, der nun einmal dazu gehört. Der, erhebt er ſich bisweilen daheim in Deutſchland, mich für glückliche Sekunden entrückt, weit weg in jene fernen Lande des Schweigens und Sinnierens.
Ein paar Geſträuchzweige nicken im Winde.
Die Leute ſchwätzen gemütlich nach dem langen Marſch, angeregt von der Gewißheit, baldigſt den Schrecken des Gebel entronnen zu ſein.

Am andern Morgen, dem letzten Morgen in der Wildnis, war Chamſa verſchwunden, Chamſa, der gemeinſame Reiteſel der Karawane. Die Leute hatten vergeſſen, ihm ſeine Fußfeſſeln anzulegen / eine Vergünſtigung, die der von Durſt gequälte dazu benutzt hatte, in feuchtere Striche zu entrinnen. Taijib und Farag ſuchten ſtundenlang nach ihm / ſie haben ihn aber nicht gefunden.
Im Fortſchreiten nahm die Steppe zuſehends an Dichte und Höhe des Grünwuchſes zu. Dabei machte ich dieſe Beobachtung. Gegen die Sonne ſieht die Strauchſteppe dunkel aus, von der Sonne weg hinwieder erſcheint ſie weißgrau. Der Boden aber iſt in beiden Fällen fahlgelb.
Und dies. Eine Beduine im hellen, wollenen Haram, den man in der Kyrenaika, in Tripolitanien und Feſan Hali, in Südtuniſien aber ebenfalls Haram nennt / verſchwindet deinem Antlitz im Grau und Gelb der Steppe und Wüſte ſchon auf ſehr geringe Entfernung. Verhält er ſich bei fünfzig Metern ſtockſtill, ſo brauchſt du ſchon Übung, ihn zu erkennen. Dieſe Anpaſſung allein erklärt die Erfolge auf der Gazellenjagd. Mit dem Pfeil und Bogen der älteſten Zeit und den ſchlechten Schießprügeln, die auch heute noch vorherrſchen, wären Treffergebniſſe ſonſt auch kaum zu gewärtigen.
[illegible]en wir dahin. Doch plötzlich erſchien eine Fern-

ſicht. Zwiſchen zwei niedrigen rötlichen Rücken der vorderen Kimmung ließ ſich eine niedrige hellblaue Wand nieder. Das war das Meer. Und es erweckte, wir befanden uns auf einem Rückzug, doch freundliche und heitere Gedanken / wie immer, wenn man es nur auf einer Seite und nicht rund um ſich hat.

Da war denn endlich die Kante erreicht / jene Stufe, mit welcher die Libyſche Wüſtenplatte gegen das Mittelmeer abbricht, und der die hohlen Landſchaftsſtreifen der Marmarika und Mariut zu Füßen liegen.

Der Boden ſenkte ſich ganz ſanft / und ſchließlich kam eine Stelle, wo er in einer ſteilen Stufe umknickte und den Rand eines Tales bildete. Rötliche und gelbe Kalke ſetzten die Wände desſelben zuſammen, die in mehreren Abſätzen dem Talboden zuſtrebten. Oben kahles Geſtein in Platten und Schollen, überſät mit Blöcken, Köpfen und Stücken, zwiſchen denen grüne Kräuter und niedrige Dorngeſtrüppe wuchſen.

Unten auf der Sohle verdichtete ſich der Pflanzenwuchs zu einem kräftig grün gefärbten Streifen / und der zog ſich wie das Zackenmuſter eines Schlangenrückens in die Ferne. Das war ein bunter ſchmaler Krautteppich, ein Killim der Natur / grüne ſaftreiche Blumen mit gelben, roten, violetten, weißen und blauen Sternen. Ihr Anblick erfriſchte uns ſehr und heiterte ſelbſt den verdroſſenen Gibrin auf.

Da die ſteilen Wände anfangs keine Möglichkeit boten, die Kamele hinabzuführen, ſo kletterten wir oben am ſüdlichen Rande zwiſchen den Blöcken und Scherben weiter und ſtiegen erſt ſpäter hinab.

Ein paar vereinzelte Bäume, die Wurzeln von Steinkreiſen umringt, und ein kleines, dachloſes Gemäuer waren die einzigen größeren Gegenſtände in dem einſamen Tal. Menſchen zeigten ſich nirgends / doch mag das Tälchen nicht ſelten Beduinen und Herden bergen. So einfach ſein Bild iſt / ſo reizend kommt es doch dem vor, der ſoeben Schlimmeres geſehen.

Am Ausgang des Tales böschen die Höhen schräg zum marmarischen Vorland ab. Dann ziehen sie nach beiden Seiten hin weiter und verschwinden in Fernen, die noch niemals ein Mensch mit Taschenbuch und Bussole abgeschritten hat. Vor dem Ende des Tales breitet sich eine flache Ebene von Sand aus / die ist bedeckt mit halbmannshohen Stauden und Kräutern. Schmetterlinge gaukeln über ihnen, und die Kamele naschen im bequemen Schreiten.

Aber es war, als wollte der Geist der Wüste uns noch nicht lassen. Mit brausenden Rossen jagte sein Gespann hinter uns her. Weiße Staubstürme rasten um ihn herum und gingen über uns weg. Weiße Staubwolken fuhren über die grüne Ebene und sprangen in der Luft ihrer Wirbel. Da johlte es in den Lüften, und Schleier über Schleier hauchten über die Landschaft. Grau in grau verfärbte sie sich, mit gelbem Qualm darin / und das Land lag da, ohne ein Glied zu regen.

Einige ziemlich jähe Wärmestöße trafen uns, und dann hüllte uns stickende Hitze in ihre Falten. Dabei bissen viele, viele Sandkörner nach unserm Fleisch / so daß wir uns verhüllten und stärker ausschritten.

Ganz weit vorn, in unendlicher Ferne, gaukelte ein Schemen im heißen Nebel. Der lockte uns an, denn er mußte ein Bahnhaus oder dergleichen sein. Sehr bald ward er dunkler, und ganz geschwind tauchte er in der abenteuerlichen Form spitzgiebliger Bretterhütten hervor. Wir überschritten Gleise und trieben die scheuenden Kamele mit Krächzlauten und Stößen hinüber.

Hunde heulten auf und fuhren wütend gegen unsere Beine. Dann kam ein junges Beduinenweib heraus / und das war ein Anblick, der uns sehr wohltat. Bei ihr und ihren schmutzigen Kindern lachten wir des Chamsin, der mit rasender Stärke und in langausholenden Stößen seine dicken weißen Staubwolken über unsre Köpfe blies. Überschüttete er uns zwar selbst in der Hütte noch mit seinen Schroten / so lachten wir doch seiner bei dem jungen Beduinenweib.

Bei dem jungen Beduinenweib mit ſeinen weißen Zähnen, mit ſeinen blauen Tätowierpünktchen und ſeinen großen Gazellenaugen.
Die Kleine ſagte uns, daß dies hier nur Arbeiterhütten ſeien und daß die Station Fuka telata kilu, drei Kilometer oſtwärts läge. Dorthin marſchierten wir auf dem Bahnkörper, als der Chamſin ſein Mütchen an der ſeufzenden Marmarika gekühlt hatte.

Dies iſt die Stimmung der Mariut und Marmarika. Eine ſonnhelle, offene Wüſtenlandſchaft. Im Norden oft weiße Wolken, nicht ſelten zu ſchieferfarbenen Klumpen geballt / und im Winter manchmal ganz plötzlich zu ſtarken Regengüſſen entladen, namentlich nachmittags und nachts.
Hin und wieder, aber ziemlich ſelten, lugt ein wagrechter Streif, ein Balken blauen Meers zwiſchen gelben Hügeln herein in die Landſchaft. Weißliche Erde, blendend im Sonnenſtrahl, gedämpft nur durch grüne Kräuter der Steppe. Die werden vom Ende der Lenzzeit an grau und liegen nachher verdorrt da.
Der Frühling iſt die hohe Zeit der Marmarika und Mariut. Dann grünt die Steppe und ſie ſchmückt ſich mit einem Geſchmeide buntfarbiger Blüten. Doch gewahrt man ſie nur, wenn man nahe herangeht.
Nun herrſcht Leben unter den Beduinen. Ihre hellen, in den Haram gewickelten Geſtalten ſtehen ſchreiend auf den kleinen Stationen herum / und ſie warten aufgeregt und neugierig des Zuges. Aus den paar Kramlädchen hinter dem einzigen Bahnhofshauſe ſchallt lautes Feilſchen, gellt Schimpfen und wieherndes Lachen. Da wird Kaffee getrunken und man ſpielt Karten / bedenke dies, ſie vertreten im Orient die Stelle des Alkohols und erhitzen die Männer ebenſo ſtark / Leute mit Revolvern verkaufen Korn und Brot, Tee und Zucker, bunte Tücher und gelbe Pantoffel, Kerzen ſowie noch einigen andern Beduinenbedarf. Im Paletot und Fes, das lange Hemd darunter und jene gelben Pantoffel

an den nackten Füßen / stolziert der Nassr der Station, der Vorsteher, vor seinem Häuschen auf und ab. Im Hintergrunde gewahrt man gewöhnlich eine Reihe tiefschwarzer Beduinenzelte. Vor ihnen kochen schwarzgekleidete Weiber nahrhafte Breie und säugen rotznäsige Kinder. Schwarzbehemdete Mädchen eilen dem langsam heranfahrenden Zuge entgegen und versuchen, den Reisenden flache Groschenbröte zu verkaufen.
Südwärts zieht das hohle Land, bekleidet mit einem dünnen Brokatkleide aus Steppenkraut, von dem niedrigen hellbraunen Bahnkörper bis an den Fuß des Gebel / dieser Kante der Libyschen Platte, an der sich dunklere Trockentälchen auf blaßgrünen Lehnen herabwinden.
Hin und wieder sieht man den krummen Buckel eines Kamels sich von irgend etwas abheben. Oder ein paar Araber durchs Krautgrün eilen / oder eine kleine Herde Schafe und Ziegen. Der Hirt steht daneben auf einer Erhöhung, und seine umgehängte Flinte zeichnet einen kurzen Strich ins weiße Himmelsblau. Oder ein einsames Nomadenzelt schwimmt schwarz und spitzig im Grün, Gelb und Grau.
Dies ist die Stimmung der Mariut und Marmarika.

Ich kam in Alexandria an und eilte unverweilt nach Kairo. Denn ich gab die Hoffnung nicht auf, vielleicht über eine der östlichen Oasen der Libyschen Wüste in ihr Inneres vordringen zu dürfen. An zuständiger Stelle jedoch erfuhr ich, daß die Regierung zwar eine Bereisung der Oasen selber mit aller Freundlichkeit fördern wolle, jegliche Unternehmung über sie hinaus aber strikt untersagen müsse.
So ließ ich denn meine libyschen Pläne bis auf weiteres fallen und entschloß mich, die Atlasländer zu durchstreifen, die mir noch unbekannt waren.
Was die angloägyptische Regierung zu ihrem Verbot bewogen haben mag? Zum Teil wohl wirklich die Besorgnis, mir außerhalb ihrer Macht an den Kragen gehen.
[illegible]uch Paul Borchardt, der kurz nach mir
[illegible] Wüste eindringen wollte.

Er schreibt in den Ägyptischen Nachrichten, die in Kairo erschienen / die Nummer kann ich nicht angeben, es muß im März 1914 gewesen sein / „Ohne Erlaubnis der Senussi oder gar gegen ihren Willen westwärts vorzudringen, ist unmöglich, und ich kann nur dringend davor warnen, ein derartiges Unternehmen in die Wege zu leiten. Herr Ewald Banse wollte vor einiger Zeit eine derartige Reise unternehmen und wurde zwei Tage westlich von Alexandria zu seinem großen Erstaunen daran von der ägyptischen Regierung gehindert. Es werden sich hieran gewiß wieder unliebsame Erörterungen anschließen, doch kann ich nur wie jeder Kenner jener Gegenden den Behörden meinen Beifall aussprechen, daß sie Herrn Banse eine Neuauflage der Rohlfsschen Erfahrungen erspart haben." Weiter ebenda / „Der Orden der Senussi ... bildet auch noch heute die einzige Macht in den Oasen der Libyschen Wüste, denn keiner der ägyptischen Beamten wagt, sich in Widerspruch zum Schech der Oasensaya zu setzen."

Anderseits aber kann ich mich auch heute noch der Vermutung nicht ganz erwehren, daß die Engländer von meinem Eindringen ins tiefste Innere eine Störung ihrer politischen Zirkel befürchteten.

Man muß wissen, daß der Osten der Sahara heutzutage noch herrenlos ist und daß drei Großmächte an seinen Rändern sitzen, von denen eine jede der andern möglichst wenig Erwerb gönnt. Der Faschoda-Vertrag von 1899 überwies den Südwesten der Wüste an Frankreich, den Osten und Norden aber an England. Ein Abkommen, das natürlich nur für diese beiden Staaten in ihrem gegenseitigen Verhältnis bindend ist.

So stand zum Beispiel die Türkei völlig außerhalb dieses Handels, und infolgedessen scheute sie sich nicht, 1906 in Tibesti und bald nachher in Kufra den Schein einer Verwaltung einzurichten. Mit der Verdrängung der Türkei aus Nordafrika aber gingen ihre Besitzungen und Ansprüche an Italien über.

Erst hierdurch ward die Lage kritisch und drängte zur Klärung. Bei allen drei Parteien handelt es sich um recht un-

sichere Besitztitel, soweit nicht ihre Truppen an Ort und Stelle dieselben vertreten können. Deshalb hat ein Rennen eingesetzt auf die elenden Oasen der elenden Libyschen Wüste.
Frankreich hatte im November 1913 den Vormarsch vom Tschad gegen die einsamen Wüstenalpen von Tibesti begonnen und in den folgenden Jahren durchgeführt. Italien hatte erst im März 1914 einige Hauptpunkte Fesans besetzt.
Damit aber bleibt Italien, dem Störer jener friedgewordenen englisch-französischen Wüstenidylle, nur noch der weiträumige Oasenarchipel Kufra. Es ist nicht anzunehmen, daß England die Kufraoasen, den Herd des einflußreichsten islamischen Ordens, das Herz der Libyschen Wüste, sich leichtlich will entgehen lassen / so soll schon 1905 ein Offizier der ägyptischen Armee heimlich das Oasenländlein besucht und aufgenommen haben. Entweder bereitete es etwas gegen Kufra vor oder es hatte mit dem Ordenshaupt schon geheime Abmachungen getroffen / denn lieber als Italien werden die Senussia sich England unterstellen.
Durch den Weltkrieg rückt dies alles in eine viel unmittelbarere Beleuchtung, als mir in jenen Tagen schien. Ich kann mich jetzt nicht mehr der Erwägung verschließen, daß England schon damals keinen Deutschen in jene unklaren Gebiete wollte hineingucken lassen / um Verständigungen zwischen uns und den Senussi zu verhindern.
So mußte ich die Reise aufgeben / zerrieben wie ein Weizenkorn zwischen den Mühlsteinen zweier Mächte / das erste Opfer das Weltkrieges.

Der Erfolg war sohin nicht groß. Immerhin wurde die Libysche Wüstenplatte zweimal auf ganz neuen Linien und in bisher unbekannten Strichen gequert und kartiert. Außerdem wurde eine Beschreibung geliefert, die genauer als frühere den Charakter der Landformen und das Milieu wiedergibt. Die Kartenaufnahme findet man veröffentlicht in der Arbeit / Die Libysche Wüstenplatte und die Marmarika (Petermanns Mitteilungen 1916, Gotha, J. Perthes).

Von den Syrten

Syrten, Abenteurer, Kurtiſanen

Wilder Seewind weht in dieſem Abſchnitt / und es geht die Rede von neuen Kolonien und Abenteurern, von Soldaten und Dirnen.
Wir waren eine luſtige und wilde Geſellſchaft an Bord der Polcevera. Heißt das / wild waren die anderen, denn ich mußte ja beobachten und ſchreiben.
Das iſt eben der Unterſchied zwiſchen Reiſenden und Reiſeſchilderern. Wenn du reiſeſt und reiſeſt mit ausnahmslos allen Naturtrieben / dann lebſt du viel, weißt aber wenig. Reiſeſt du hingegen mit dem Bleiſtift, dann lebſt du wenig, erlebſt viel und weißt Unendliches. Wer ſchreiben will, muß beobachten, und wer beobachtet, kann nicht leben. Springſt du in einen See, ſo kannſt du nicht ſelber die Schönheit deiner Bewegungen verfolgen.
Das iſt der Unterſchied.
Manche von denen, die da tieriſch leben und von nichts wiſſen / werden dich geringſchätzen. Du biſt ihnen ein Sonderling und weckſt unbehagliche Erinnerungen an Ideale, die ſie längſt eingeſargt wußten. Du wirſt ihnen unbequem, ein unwillkommnes Frag- und Ausrufzeichen. Einige gehen vielleicht hin und ſagen, du ſeiſt ein unpraktiſcher Reiſender, ein unheimlicher Geſelle. Du mußt in dich hineinlachen. Ein Kleines ſpäter iſt dein Erleben ein Buch / ihr Leben aber iſt niemals geweſen.

Auf dem Hinterdeck der Polcevera. Um mich Alexandria, die verkannte. Unverkannt nur hier nicht / im Hafenbild. Es iſt doch immer wieder feſſelnd / ſolch ein großes Hafenleben. (Ich ſchiebe ein / Alexandria fiel mir auf die Nerven vor der libyſchen Reiſe / jetzt aber entzückt mich hier alles.)

Ringsum große und mittlere Dampfer. Hinter einem Schuppen türmen sich die Decks eines Norddeutschen Lloyddampfers auf, und zwischen den gelben Eisenmasten zittern die Fäden der Drahtlosen. Dort die gedrungenen, auf reine Zweckmäßigkeit genieteten Formen einer bekohlten City of Perth. Hier schmiegen sich die langen Leiber dreier Khedivial-Dampfer nebeneinander. Unter ihnen die Kosseïr, die mir vor sechs Jahren von Port Saïd nach Haifa so schauerlichen Schlangenfraß bescherte.

Ein schwarzgraues britisches Kriegsschiff mit seiner saubern Flagge am Heck. Daneben unsere kleine weiße Loreley, deren Jungens in den Schänken der Stadt lärmen. Englische, ägyptische, deutsche Fahnen spielen im flotten Morgenwind / weißt du, in jenem Wind, der die große Lust macht, vorn auf dem Bug eines Klippers ins Blaue zu sausen oder im Sattel eines Gaules in die Berge zu galoppieren.

Masten und ein unentwirrbares Gespinne von Stangen und Fäden webt in dem feinzarten Glanz der Morgensonne. Motorboote schießen durch aufsprützendes Wasser. Weiße Feluken mit Dreiecksegeln ziehen ihre ruhige Bahn. Schwarze unförmige Prähme schleichen unvermerkt an die dunkeln Eisenborde heran und beißen sich an ihnen fest.

Auf den zahlreichen Molen und langen Kaimauern häufen sich Berge von Kisten und Säcken und Fässern. Klein erscheinende Menschen in morgen- und abendländischen Trachten rennen und stürzen dazwischen herum.

Im Hintergrund aber kranzen sich, ein feierlicher Reigen, helle Häuser mit flachen Dächern. Sie ziehen einförmig dahin / sie türmen sich gleich alten Zitadellen übereinander. Spitze Minare heben sich aus ihnen heraus, gleich Griffeln, und vereinzelte Palmkronen zeichnen sich zierlich und reizvoll ab. Hin und wieder taucht ein Fabrikschornstein als brutales, als nützliches Ausrufzeichen der neuen Zeit auf / und sie mischen ihre Strähnen und Ballen von Rauch mit den Qualmwolken der Dampferschlote.

Dies ist der Hafen von Alexandria / jener Hafen geschäfti-

gen, zielbewußten Arbeitens und Vorwärtswollens / jener Hafen der ankommenden Turiſten und Kodaks / jener Hafen voll tönender Sirenen und hallenden Hämmerns.

Wir lebten nicht ſchlecht an Bord der italieniſchen Polcevera. Die Kabinen waren mäßig, aber ohne Ungeziefer / das Eſſen war gut und reichlich. Und dann ſaßen wir zu Vieren hinten in der prima classe. Da war noch ein deutſcher Kaufmann, von Alexandria. Der wollte verſuchen, alte, durch die italieniſche Beſetzung zerriſſene Handelsfäden mit der Kyrenaika wieder anzuknüpfen. Wo mag er heut ſein?
War da nicht auch Edoardo F., Capitano X. Fanteria? Dieſer eben muntere, dann plötzlich grämliche Italiener, mit ſeinem knarrenden Kommandoſtimmchen. Der Typus des Süditalieners. Äußerſt zierlich gebaut, mit zarten, wohlgebildeten Beinen, mit kleinen hochſpannigen Füßen und kurzen beredten Schritten. Sicher das Ideal der Damen ſeines apuliſchen Garniſonneſtes. Er hatte einen federnden Gang und ſah viel jünger als dreiundvierzig aus. Er hatte drei Jahre in Dienſten des Kongoſtaates geſtanden, weil er mit ſeiner Frau nicht zuſammen leben konnte / einem wahren Satan, wie er ſagte.
In einer weichen Stunde zeigte er mir das halbfertige Manuſkript ſeiner Reiſebeſchreibung nach und im Kongo, mit eingeklebten Photographien. Ein paar italieniſche Verleger wollten das Werk drucken, verlangten aber einige tauſend Lire Koſtenentſchädigung / die der Capitano natürlich nicht beſaß.
Seine Leidenſchaft war Afrika. Er zeichnete mir deſſen Umriſſe mit einiger Gewandtheit auf eine Speiſenkarte und trug ſeine Reiſen ein. Daß wir in Südweſt eine Kolonie beſaßen, wußte er nicht. So lag zufällig erworbenes Wiſſen / und es war nicht ſeine Art, damit hinterm Berge zu halten / in ihm neben erſtaunlicher Kenntnisloſigkeit.
Er war eben Süditaliener. Süditaliener auch in ſeinem Verhältnis zum Weibe, nach deſſen Beſitz ſeine Sinne dürſteten und ununterbrochen auf der Lauer lagen.
„Capitano, in der Zweiten iſt eine bellissima Donna“ / und

ſchon war er mit zierlichen, beredten Schritten unterwegs.
Deshalb wohl lebte er von ſeiner Frau und ſeinem Achtzehnjährigen getrennt.
Er hatte ein Jahr lang in Tobruk in Garniſon geſtanden / in Tobruk, dem äußerſten Militärhafen der Italiener im Oſten der Kyrenaika. Die Rede wird noch von ihm gehen. Von dort hatte er einen vierzehntägigen Urlaub in Ägypten verbracht, hatte alles geſehen und wußte gut mit Droſchken und heißen Vierteln Beſcheid / er lebte ja von ſeiner Frau geſchieden. An Bord der Polcevera kam er mit Kreuzſchmerzen und einem niederträchtig roten Teppich, den man ihm für acht Pfund angehängt hatte und der mir nicht eins wert geweſen wäre.

Da war noch des Capitano Freund, ein Kreter aus Tobruk, der von Geſchäften in Ägypten heimkehrte. Ein kräftiges Geſicht von Ausdruck, pockenfleckig und mit ſchwarzem Schnurrbart. In geſprenkeltem Anzug, etwas zu neu und zu ungewohnt, mit großen Ringen an den Fingern und einem Fes auf dem Kopf.
Er war vorurteilslos, war Mohammedaner und trank Wein und Kognak. Er ſprach nicht viel und lachte oft, ſtets aber beifällig.
In Tobruk war er der Geldmann. Saß dort ſeit über zwanzig Jahren, ſeiner alten Inſel grad gegenüber, und hatte ſchon zur Zeit der kleinen türkiſchen Beſatzung die beſcheidene Handelsbewegung des ſtillen Hafens geleitet / ſie hat ſich jetzt nach dem von England für Ägypten beſetzten Golf Solum gewandt. Damals kaufte er den Beduinen Häute, Wolle, Decken, Straußfedern ab und den Griechen Schwämme / und wurde reich. Heute verſchleißt er der italieniſchen Soldateska Tabak, Wein, Bier, Schnaps, Kakes und Zuckerwaren, ſowie noch hundert Kleinigkeiten.
Seine früheren Wettbewerber waren längſt geflohen. Er war zitternd vor Furcht und Geſchäftsfieber, geblieben.

Tauſende von Soldaten kamen an Land, mit viel Löhnung und noch mehr Langeweile. Und nur ein einziger war der neuen Lage gewachſen / der Kreter. Er beſtimmte die Preiſe und wurde noch reicher. Ja, er eröffnete ein Kaffeehaus, ein Kaffee mit großer Vorhalle und mit Blick auf die Bucht / hierbei iſt allerdings kein Verdienſt, denn in Tobruk blickt notgedrungen alles auf die Bucht.
Er war Mohammedaner, der Kreter / und in dieſer doppelten Eigenſchaft mußte er ein Freund der Türken ſein, die vertrieben waren, und ein Feind der Italiener. Ich weiß nicht, ob er mit den Beduinen in geheimer Verbindung ſteht, welche da draußen vor den Befeſtigungen toben. Ich weiß auch nicht, ob ſeine öfteren Ägyptenreiſen außer den geſchäftlichen Zwecken politiſchen nachgehen. Vielleicht iſt er zu ſchlau dazu, einer ausſichtsloſen Sache mehr als Träumereien zu widmen / und ſtellt ſich mit den Offizieren auf guten Fuß.
Aber ob ſie ihm trauen dürfen? Ob ſie ihm vertrauen?

Das war die Prima Classe des italieniſchen Dampfers Polcevera. Die drei Camerieri und die Cameriera, eine alte grünhaarige Wienerin, die übrigen Klaſſen, die Bemannung, der Dampfer / ſie alle waren nur Beiwerk, Hintergrund, Schauplatz.
Das Wetter war ſchön, und die Sonne lachte auf eine ganz ſchwarzblaue See herab.
Kennt ihr aber das Meer / wenn der Silberglanz der Sonne in breiter Bahn / ſie läuft vom Horizont her ſpitz auf den Beſchauer zu / auf dem Meere liegt? Dann ruft er hier ein ſchimmerndes Schuppenſpiel hervor, in welches das Auge nicht hineinblicken kann. Der Himmel über und hinter dieſem flüſſigen und beweglichen Silber iſt von einem ſeltſamen, ganz duff getönten, völlig unterſchiedsloſen, hellbleigrauen Anſtrich. Auch der hellbleigraue Anſtrich läuft ſpitz zu, jedoch nach oben hin, und umſpannt dort mit ſeinen Armen das weiße Sonnenfeuer.

Der Kommandant des Schiffes erzählte bei Tisch, unter Schlürfen und Schmatzen, daß in der Zweiten fünf belle donne stecken, die unter Führung ihres Unternehmers nach Tobruk reisen zur Auffüllung der Soldatenbordelle.
Der Capitano X. Fanteria loderte auf und wollte gleich am Abend in der Ersten einen Bal nu veranstalten. Doch der Schiffer war ziemlich kühl und flüsterte beim Fortgehen dem Oberfteward einen Befehl zu.

Dann erzählt der Capitano von Tobruk. Es gibt dort an vierhundert Einwohner und viertausend Soldaten, darunter dreihundert Offiziere.
Die tiefe und sichere Bucht wird von zwei Linien Befestigungen umgeben / Mauern mit wagrechten Schießscharten und Signaltürmen. Trinkwasser fehlt und es wird von Italien auf zwei Dampfern herbeigeführt, von denen ständig einer kommt und einer geht. Das Wasser ist an sich gut, nimmt aber von den Tanks Typhuskeime an, die abzutöten man unterläßt.
So schwingt der Typhus seine Stachelgeißel in Tobruk / und Offizier wie Mann erliegen ihm.
Es gibt etwas Regenwasser dort, das von den Flachdächern der Häuser in Zisternen rinnt. Aber es ist wenig und schlecht / nur die Zivilpersonen trinken es.

Die umsichtige Regierung schickte einen kostspieligen Destillierapparat herüber. Man setzte ihn zusammen / und nun geht er nicht. Aber das ist nur zu oft so in Italien. Man fängt im Großen an und hat den Willen dazu / der erlahmt aber bald und man hört entmutigt auf. Dafür beginnt man etwas anderes.
Die Italiener sind eine erleuchtete Nation, und es ist nirgends ein Volk, das sich mit ihnen messen könnte. Aber praktische Erfolge erreichen sie nicht. Und unter den Kolonialvölkern sind sie nicht nur das jüngste, nein auch das ungeübteste. Von ordnendem Aufbau habt ihr keine Ahnung,

meine Freunde aus dem Süden. Ihr habt Ideen und ſpringet an / aber ihr leiſtet nicht viel und ſpringet ab. Das iſt euer Unglück.

Das begehrteſte Gebäude von Tobruk iſt das Bordell, die wichtigſten Perſonen ſind nicht der General und ſein Stab, ſondern die beiden Hurenwirte.
Von ihnen hütet immer einer das Haus oder vielmehr deſſen Inſaſſinnen / der andere pflegt den Nachwuchs zu holen und die Strecke fortzubringen. Es erinnert an die beiden Waſſerdampfer, welche gehen und kommen / und den Typhus an Bord bergen. Die Krankheit und den Tod.
Ja, ganz ſo iſt es mit den beiden Mädchenhändlern.
Überprüfe deine Begriffe. Du mußt nicht denken, daß in Tobruk Sittenpolizei herumſchnüffelt. Die Regierung begünſtigt das Unternehmen und bringt Plan in den Beſuch.
Überall in den einſamen Poſten, welche Italiens Ehrgeiz in Sand und Stein der Steppen und Wüſten Libias vorſchiebt, niſtet ſich in einem von eifrigen Soldati errichteten Häuschen der Unternehmer mit ein paar Dirnen ein. Das war nicht von Anfang an ſo. Italien mußte erſt koloniſieren lernen. Aber da begab es ſich, daß unſittliches Tun unter den Soldaten ſelber erſchreckend um ſich griff. Und Tobruk war eine Zeitlang ein Hundehaus.
Dann aber öffnete man den Herren in Rom die Augen / und eine fürſorgliche Regierung erlaubte Unternehmern, Geſchäftsgeiſt zu entwickeln.
So kam es, daß bei jedem Erdfort und Drahtverhau ein Frauenhaus entſtand.
Wenn Italiens Truppen hinausmarſchieren, um ſich einen neuen Platz zu erobern / dann marſchiert neben den Offizieren der Unternehmer und hinter den Soldaten die Dirne.
Doch iſt ſie es hier nur halb / ſie iſt zu ſelten, um verachtet, um nicht heißbegehrt zu werden.

Ein norwegiſcher Tramp warf einmal in der Bucht von Tobruk Anker. Der Schiff[illegible]d / und mit ihm ſein Weib.

Nach fünf Minuten wußten das die Posten in den äußersten Stellungen. Und im Handumdrehen folgten drei Viertel der Garnison im Gänsemarsch der weißen Frau, die so unerwartet der Schaum des Meeres geboren hatte.
Nie ist ein Weib so leidenschaftlich betrachtet, nie so feurig verehrt worden wie diese helle Norwegerin dort an der Bucht von Tobruk.
Die Soldateska benahm sich sehr gesittet und bewunderte in stummem Staunen. Es war noch in der bordellosen Zeit.

Nur ein einziges Hurenhaus gibt es da draußen. Es ist ein einfaches, nicht viel über mannshohes Mauerviereck. Darin stehen ein paar Verschläge mit harten Pritschen und groben Wolldecken. Dies ist das Glück von Tobruk / der Himmel der Soldaten / ihnen wichtiger als Orden und Beförderungen.
Gemeinhin birgt der Puff fünf Mädchen, die man in Alexandria aufsammelt. Über diese Mädchen würde es sich lohnen, ein ganzes Buch zu schreiben. Denn ihr müßt wissen, daß eine in Tobruk an den Strand geworfene Hure einen ganzen Beutel von Erlebnissen bei sich hat. Ihr solltet euch von selber sagen, daß solche Mädchen ein äußerst ungewöhnliches Erleben besitzen.
Wie schade, daß keine unter ihnen ist, uns das Buch der Frankendirne der Levante zu schreiben. Es müßte fesselnder zu lesen sein als eine Fachzeitschrift. Aber ich glaube, es würde bei uns nicht genug Leser geben / die der Härte des Stoffes gegenüber standhalten. Dieses Buch würde wohl eine Offenbarung werden. Nicht eine Anklage. Bleibt mir mit diesen Albernheiten. Wer die Feuerprobe von Tobruk erträgt / der findet sich in keiner andern Welt mehr zurecht.
Und nun lasset mich diese Feuerprobe von Tobruk wenigstens andeuten.

Die also gemeinhin in Alexandria aufgesammelten Damen pflegen nur zwei Wochen lang in der Feuerlinie Italiens auszuhalten. Länger ertragen sie die Anstrengungen ihres Berufs nicht.

Bedenket doch, meine Freunde / vierzig bis fünfzig Kerls alltäglich muß solch ein Mädchen die Fremde vergessen machen. Und es sind unbekümmerte Jungen aus der Romagna und den Abruzzen, braun von Sonne, heiß vom Klima, ausgeruht vom Liegen in den Gräben.
Vierzig bis fünfzig Männern muß jedes Mädchen jeden Tag die Fremde vergessen machen.
Seht dies nicht falsch an, meine Freunde. Es ist nicht allein die tierische Gier nach dem Weibe, die da aus den Bauernbengels schreit. Nein, es ist daneben auch die Jungensehnsucht nach der Mama, die Täuschung eines Daheim- und Geborgenseins, es ist das Heimweh / dies ist es, was Nacht für Nacht vier Schock milchbärtiger Soldaten an der mondbestrahlten, stillen Bucht von Tobruk zu kurzer Raserei treibt.
Oder ist es es ein Genuß, ganze sechs Minuten lang Liebhaber einer Dirne zu sein?

Denket doch, die Soldaten marschieren in jene steile Gasse hinauf und stellen sich in Reihen rechtsum vor der gelben Steinhütte auf. So werden sie nacheinander und in voller Ordnung hineingekassen in das Tor der tausend Freuden. Alles wickelt sich genau so ab, wie sie es auf dem Exerzierplatz gelernt haben, pünktlich und in voller Mannszucht.
Die Gebühr soll fünf Franken für die Ufficiali sein und drei für die Soldati.
Man sieht die fürsorglich mäßigende Hand der Regierung und die Wirkung des Großartigen. Das Geschäft bringt den Unternehmern einen rasenden Gewinn, und ich behaupte vielleicht nicht zuviel / den Hauptertrag der bisherigen Kolonialpolitik Italiens streichen die nirgends fehlenden Mädchenhändler ein. Diese wirtschaftliche Tatsache muß jedermann überraschen, und sie in erster Linie veranlaßt mich / dieses Lebensstück hier so ausführlich zu behandeln. Anderseits bewegt mich zu näherer Darstellung die kulturelle Wichtigkeit dieses Dirnen-Pioniertums sowie der seltsame Umstand, daß sich in der Literatur anscheinend nichts darüber findet.

Warum, ist klar. Die, welche den Sachverhalt kennen, sind froh, nicht daran rühren zu müssen, und erfassen wohl auch die allgemeine Bedeutung, das wunderliche Heldentum nicht völlig. Die anderen aber kennen es nicht oder sie scheuen sich, darüber zu reden.
Diese gefälligen Mädchen, welche der Menschheit geben, was der Menschheit ist, sind die Wohltäter der armen Soldati. Und damit fällt auch ein nicht geringer Abglanz auf die Unternehmer. Es lohnt eine kleine Reise, zu sehen, wie z. B. die Offiziere ihren Wohltätern entgegenkommen. Nach dem Vorhergehenden könnt ihr euch denken, daß sie sich ihrer in der Öffentlichkeit nicht schämen.
Wir landeten in Tobruk / und Militärärzte, Offiziere, Zivilpersonen und einzelne Soldaten stürmten in wildem Trubel die Schiffstreppe empor, zu sehen, was das Meer diesmal an ihren traurigen Strand spülte. Wer an Land wollte, mußte an den Ärzten und dem Hafenkapitän vorbei. Darunter die fünf Mädchen. Sie wurden nicht rot unter all den lachenden Augen / das wäre ihnen auch wegen ihrer Schminke schwer geworden. Sie marschierten in forschem Tritt vorüber / die rechte Hand zur Ehrenbezeugung erhoben, mit der linken die Röcke bis zum Knie emporgerafft. Und dabei sangen sie leise den Takt / rattata, rattata, rattata. Die Ärzte lachten mit blanken Augen, die Zivilisten klatschten den Takt und riefen / hohoho, hohoho, hohoho.
Soldaten, Abenteurer, Dirnen / in diesem Aspekt sah ich Italiens neue Kolonie.

Es war eine Fahrt. Das Meer sang wilde Melodien von Konquistadoren und Aventuriers. Das Jagen nach Fortune, in Fortune / durchdrang uns alle. Uns war, als stöben wir auf schäumendem Drachenschiff durch die aufsprützende Flut / durch neue Wasser an neue Küsten und in neue Länder.
Und das alles war Wirklichkeit. An unserem Borde war keiner, dem nicht das Blut der Normannen in den Adern brauste oder der nicht dem Beduinen sich verwandt fühlte.

Wir waren ausgelaſſen und führten einen forſchen Ton, der nicht der höflichſte war. Wir waren miteinander zufrieden und taten, als kennten wir uns ſchon lange Zeit.
Was braucht es mehr als blaues Sonnenmeer, fremde Laute, neues Land voraus und ſchließlich ein Taſchenbuch / um in ſeinem Element zu ſein?
Wir blickten oft über Backbord / wenn auch nicht viel vors Auge kam. Dort glänzte die weiße Küſte der Mariut. Ich kannte ſie. Dort nahte das kleinhüglige Geſtade der Marmarika. Ich kannte es.
Dann kam die Küſte öſtlich der Kyrenaika. Auf dem ſchwarzblauen Meer flirren ſilberne Reflexe. Ein weißgelber Sandſtreif dacht von der Uferlinie ſanft aufwärts. Darüber erheben ſich die erſten Stufen der Strandhöhen, und graublaue Farben ſtreichen ſie dunkel heraus / ſo dunkel, daß die zweiten Abſätze hinter ihnen in etwas hellerem Blau anſteigen.

Der Capitano hat die gefälligen Mägdlein aus der Zweiten herbeigeholt. Erſt muß ich ſie photographieren / die Wohltäterinnen, die Eliſa, Marie, Ninon, Carmelle und Mizza. Dann tobt die ganze Bande in den Speiſeſaal der Erſten hinab.
Die Camerieri ſtellen Kognak und Gläſer auf den Tiſch und ſtreichen grinſend um die Runde.
Man ſollte meinen, die Regierung verfrachte dieſe Geſchöpfe nach Tobruk, um die Soldati von geſchlechtlichen Begierden abzuſchrecken. Aber z. B. der Capitano X. Fanteria iſt Feuer und Flamme. Er ſchwatzt mit naſſen Mundwinkeln und macht kleine ſtarre Augen.
Die gelbhaarige Carmelle ſingt ein ſpaniſches Lied. Ihre Arme und Hände machen die Gitarre, und der Oberkörper tanzt. Die anderen klappern dazu, mit fettigen Schnalzlauten.
Ninon ſchildert den Levantehandel ihres Berufes. Ein Araber kommt und prüft. Bietet / chamsa grusch, fünf Piaſter.
La la, nee, nee.
Ghali, teuer.

Sitta grusch, ſechſe.
La, ruah, ruah! Nee, geh weg.
Die Kiefer der Gelbhaarigen ſpringen vor, und die Härte ihres Berufs tritt in ihre Züge.
Der Capitano X. Fanteria reicht ein Schweinebüchelchen herum, das er in Kairo in der Goſſe erhandelt hat. Die Geſichter beleben ſich, das Lachen ſpringt reihum und tanzt um den Tiſch. Es hockt auf den dünnen Rändern der Likörgläschen und hüpft in die duftenden Falten der Hängeröckchen. Sie ſind doch ſämtlich alberne Bälger in erwachſenen Körpern. Die gelbe Carmelle durchblättert das Heft mit der ſkeptiſchen Miene eines Menſchen, der es beſſer weiß. Und doch glüht es auch in ihren Augen flackernd auf. Die Camerieri ſtehen an den Wänden und ſtieren grinſend in das abgegriffene Schweinebüchelchen.
Dann erheben ſich die Weiber träge und drücken ſich, müd von Kognak, Tabaksdunſt, halb überwundener Seekrankheit und unbefriedigter Geilheit.

Die Küſte kommt unſerm Borde näher. Viel dunkles Steppenkraut liegt ihren Hügelſtreifen auf, und Talmulden zerlegen ihre Öde in Spelten. Weit vorn heben ſich zwei dünne Stifte über dem niedrigen Lande ab / Wachttürme der Italiener an der Bucht von Tobruk. Bei Sonnenuntergang laufen wir in die Bai ein.
In dieſer Bai von Tobruk waren und ſind ſehr viele Italiener / aber nur ſehr wenige Europäer haben ſie geſehen. Sie liegt zwiſchen einer Halbinſel und dem Feſtland eingebettet und öffnet ſich nach Südoſten zum offnen Meer. Sie trennt ſo zwei zuſammengehörige Schollen Tafellandes / von denen mag die nördliche, die Halbinſel, bis dreißig Meter hoch ſein, während die ſüdliche, das feſte Land, bis achtzig Meter emporragen kann. Aus dem Waſſer erheben ſich, ohne Vermittlung eines Flachſtrandes, ganz ſteile Küſtenwände, die nicht ſelten fünfzehn Meter aufſteigen. Ihre wagrechten Geſteinsbänke wuchten ſchwer auf der glatten

Flut / die aber leckt und gurgelt in herausgebrochene und ausgewaschene Grotten hinein. Das gibt dem sonst einförmigen Gestade einige Pinselstriche von Heroismus und halbunterdrückter Leidenschaft.

Die Landformen von Tobruk sind denkbar einförmig. Da tritt der Fuß überall auf einen hellen harten Kalk, der in Schichten und Streifen dahinzieht und flache Panzer aufwärtskehrt. Das ist, als läge eine große Anzahl Riesenschildkröten dicht beieinander / ihre flachgewölbten Rückendeckel starren aufwärts und bilden eine kahle Landschaft, der nur flüchtig angedeutete Talmulden etwas Relief geben.

So hart und feindlich ist das Land von Tobruk. Gewiß / ein Flaum grünen Krautes weht im Lenz auf diesen Hügelebenen, aber es steht so dünn, daß die graue Farbe des Gesteines die seine erdrückt. Und kein Wasser.

So bleibt an Tobruk nur zweierlei zu loben. Seine Lage im Osten der Kyrenaika. Sie ermöglicht es, das östliche Küsten- und Hinterland zu beherrschen. Die Italiener haben es bisher aber nicht verstanden, diese Gunst auszunutzen.

Die Tiefe und Windsicherheit des Hafens. Die Bai ist über vier Kilometer lang und fast allerorten anderthalb breit / also gut sechs Geviertkilometer groß. Die Tiefe beträgt im Innenwinkel und ziemlich dicht an den beiden seitlichen Ufern sechs Faden oder elf Meter. In der Mitte aber liegt der Boden achteinhalb Faden oder fünfzehneinhalb Meter unter dem Wasserspiegel.

Eine große Flotte und Dampfer des allergrößten Tiefgangs können hier ankern. Sie brauchen vor keinem Sturm Furcht zu haben, sie können bei jedem Wetter einlaufen. Immer liegt der Spiegel der Bai ruhig da / höchstens in leichten Atemzügen sich hebend und senkend.

Aber was hätte eine große Flotte in dieser Bucht von Tobruk zu suchen? Was zu löschen, was zu laden? Wozu sollten Dampfer allergrößten Tiefgangs hier einlaufen? In diese stille Bucht von Tobruk, in diese nutzlose Versammlung kahler Einförmigkeiten.

Und hier haben sich die Soldati festgesetzt. Man sagte mir dort / anfangs sind wir zwischen dreißig- und vierzigtausend gewesen. Jetzt nur noch viertausend / nur ...
Nicht wahr, mit vierzigtausend muß man die ganze Kyrenaika erobern können. Frankreich zwingt mit kaum der doppelten Anzahl das große Marokko. Italien hat mit vierzigtausend grade die Halbinsel von Tobruk besetzt / das sind knappe zwölf Geviertkilometer. In zweieinhalbjährigen, ununterbrochenen Kämpfen. Dort hocken sie hinter einer starken Linie von Befestigungen und in etwa acht Turmwerken. Dort liegen ein großer Panzer, ein Kreuzer und mehrere Torpedoboote vor Anker. Und mit Schießbedarf wird nicht gespart.
Ein deutscher Kriegsberichterstatter hat Ende 1911 geschrieben / die Italiener seien feige. Schrieb es in Tripolis selber / und es hat ihn nicht einmal das Leben gekostet. Ich glaube das nicht, man sieht stramme Kerle unter den Soldaten. Aber Helden sind sie nicht / nur Modelle zu solchen, Bildhauermodelle. Nichts weiter. Doch, noch eins / im Hurenhaus stehen sie ihren Mann. Nicht wahr?

Im Café Belvedere des Kretensers lärmen die Soldati und die Abenteurer. Eine Tafel malerischer Kerle, verwettert und rauh. Breitrandige Hüte und Mützen im Nacken, oder verwogen in die Stirnen gedrückt. Massive Stiefel und schwarze Ledergamaschen. Offene Jacken und flatternde Halstücher. Dunkle Schnurrbärte zausen in das schreiende Gespräch.
Das wilde Leben neuer Kolonien geht um.
Unternehmendes Blut dabei / aber zuviel Theater. Man denkt an die Briganten der Romane aus den fünfziger Jahren. Alles sitzt zu keck / um wahrhaft wild zu sein. Alle Bewegungen sind ein wenig zu wirkungsvoll / um ganz unbewußt zu bleiben. In den wilden Reden ist zu viel Melodie und zu wenig Natur.
Das ist's / Schauspieler und Sänger sind es, die hier lärmen und Bret Harte mimen. Aber nicht Kolonisatoren, nicht Bezwinger fremder Länder und Wüsten, nicht überwältiger roher

Stämme. Die Poſe, die ſchlimme Poſe / dieſe Zierde der Italiener und ihr Verderb!
Sieh jene Offiziere, Marine und Infanterie. Wie zierlich ſie ihre Beine ſetzen, vielleicht unbewußt / aber es iſt zu geſchmackvoll, um auf die Dauer deinen Geſchmack zu befriedigen. So ſehen Schauſpieler-Offiziere aus, wenn ſie auf die Bretter treten / im Feuer der Augen und Lampen ſich drehen und wenden.
O, meine einſtigen Freunde vom dreifachen Bund / ihr ſeid zu wenig Barbaren. Äußerlich / denn innerlich eher zuviel. Legt eure Zierlichkeit ab. Das Vertrauen der Maler und Dichter werdet ihr verſcherzen / aber ihr werdet koloniſieren.
Die Italiener ſind eine erleuchtete Nation und es iſt kein Volk auf Erden, das mit ihnen ſich meſſen könnte. Aber vom Weſen der Dinge, vom Weſen / haben ſie keine Ahnung. Zu viel Taille und zu wenig Bruſt. Lebet Renaiſſance-Novellen, aber erlebet keine Kolonien. Schauſpieler mit dem Beifall der Zuſchauer / jedoch mit einer leeren Kaſſe.

Der Theaterlärm im Café Belvedere meines regierungsfeſten Kreters wird mir gar zu ſtiliſiert. Ich trete hinaus auf die offene Terraſſe / ſie geht auf die Bai hinaus.
Es iſt nach Einbruch der Nacht. Dunkel und ſchweigend liegt die Bucht von Tobruk da. Dieſe Bucht von Tobruk, auf welche die Augen eines Volkes ſtarren und die doch ſo öde und nutzlos iſt.
Schwarzgraue Tücher ſchwanken da unten. Eine glatte Fläche, die grünſilbern flimmert.
Darüber Schildkrötenbuckel / einen Schein heller, einen winzigen Schein weniger ſchwarz. Und ohne Geflimmer.
Ohne Geflimmer.
Von drüben ſchwebt auf ruhigen Schwingen würziger Blumenduft / jener köſtliche, aromatiſche Duft der Steppenkräuter. Er weitet meine Nüſtern und hebt mein Herz / daß ich denke an jene, die ich durch Steppe und Wüſte geführt.
Ich bin mittendrin in dieſem Bilde, bin Teil von ihm.

Dieſes Bild, von dem man kaum etwas ſieht / grünſilbern Geflimmer / das man nur atmet und riecht, das man einſaugt und fühlt.
Man kann ganz Milieu ſelber ſein, daß ihr es wißt. Lachet nicht, denn es iſt heilige Stunde und ich lauſche der Seele des Morgenlandes.

Und dann begibt ſich vor meinen geweiteten Augen das große Weltenſchauſpiel Okzident wider Orient.
Die Scheinwerfer der beiden Kriegsſchiffe richten ihre weißen, dichten Lichtkegel auf das unbezwungene Geſtade dort drüben. Heller als tags wandern Ausſchnitte der krautbedeckten Schildbuckel vorüber.
Denket, ein paar Gazellen, ganz kleine Gazellen, dünn, als ſeien ſie aus flüſſigem Glas geblaſen, jagen durch den Lichtausſchnitt.
Dann hallen drüben ein paar Schüſſe / päng päng / raſch nacheinander, ſchwach und nutzlos / als wären es Kinderflintchen geweſen.
Du ſiehſt, nein ich ſehe, denn ich bin ja allein / eine kleine Schar lakenweißer Geſtalten gebückt durch die Falten der Krautbuckel huſchen.
Ich ſehe erſchreckend deutlich, daß einer ſtürzt. Aber der letzte tritt ihn in den Hintern. Das gewahre ich ganz genau.
Und jetzt blitzt es unter dem Lichtkegel auf, in den Lichtkegel hinein. Die Geſtalten hat die Erde verſchluckt. Von den Hügeln aber prallt der hallende Donner eines Kanonenſchuſſes herüber. Er hängt über dem Waſſer und zittert geziert hin und her / bis er erliſcht.
Die Scheinwerfer ſpielen noch und geiſtern ruckweiſe über das unbezwungene Land. Wie Füße von Geſpenſtern, unheimlich nicht ſo ſehr durch die Helligkeit ihrer Enthüllung / als vielmehr durch das vollkommene Schweigen, mit dem Natur den Atem anhält / bis dieſer helle Schatten verſchwunden.
So verbringen ſie die Abende in der Bucht von Tobruk.

Soldaten und Dirnen, Abenteurer und Scheinwerfer, Beduinen und Kanonen. So verbringen sie die Nächte in der Bucht von Tobruk.

Es ist Morgen und das Schiff schwankt. Also sind wir vor der Küste der Kyrenaika, der schlimmsten Wetterkante Nordafrikas. Über das sinkende Backbord schauen die Stufen einer ziemlich steilen Felsküste. Oben darauf Wellen von Krautgrün.
Voraus bohren sich die vier spitzen Eisentürme der schon von den Türken angelegten drahtlosen Station in graue Wolken. Daneben schwimmen weiße Häuserchen.
Derna in Sicht.
Der Dampfer liegt vor Derna, weit draußen. Denn von einem Hafen ist nichts zu sehen, kaum von einer Reede / ancoraggio sagt wohllautend der Italiener. Die Oberfläche der See scheint deinem Auge ziemlich ruhig. Aber dein Gefühl empfindet den Schwell, diese niederträchtige Erfindung der schlafengehenden Meerteufel. Das Schiff schwankt von links nach rechts. Es holt über und taucht Steuerbord so tief ein, daß die linke Bauchseite ihr grelles Rot heraufholt, welches nirgends sonst als im Trockendock von der Sonne beschienen wird.
Ich arbeite mich schwankend nach der Spitze / hier vorn ist es, als rissen brutale Knechte an der Kinnkette eines wilden Renners. Ruck nach rechts. Das Tier schüttelt die flatternde Mähne und wirft die Ganaschen dort hinab. Es stöhnt und schnaubt. Ruck nach links / es klirrt von Ketten und Stahl. Die schlagende Mähne nach links, die knirschenden Ganaschen links hinab. Stöhnen und Schnauben. Und jenes schauerliche hohle Einziehen, wenn das Wasser dem weichenden Hohlbug nachstürzt.

Derna macht den Eindruck einer Südsee-Insel. Scheint eines jener stillen Eilande, deren Glück und Frieden Dichter einer behaglicheren Zeit mit Vergnügen schilderten. Eilande, die

der Däne Laurids Bruun mit zarten Paſtellfarben wieder zu entdecken beginnt.
Verträumte Inſeln, in deren grünem Palmdickicht fremdartige Vögel ſingen. Hinter deren Korallriff die blaue Lagune ſchwimmt / ein Saphir von blauer Tiefe in einem Kranz von Perlen. Wo ſchöne und braune Menſchen feine Gewebe flechten und in ſonnigen Liebeshöfen zärtliche Blumenreigen ſingen.
So ſieht Derna aus / ſieht ſo aus vom ſchnaubenden Bug eines Dampfers auf tanzender See.
Ein niedriger Strand und freundliche helle Häuſer darauf / eins neben das andere geſtellt, wie ein glücklich ſpielendes Kind ſeine Bauernhäuslein verteilt. Dicht dahinter ein langer Palmhain mit brauner Stammpaliſade und mit grünen Schöpfen. Ganz rechts die häßlichen ſpitzen Eiſengerüſte, davor ein neuer Molo.
Als Hintergrund ein ſehr in die Länge gezogenes Gebirge. Schräge Wände von mindeſtens zweihundert Meter Höhe / kahl, grau und hin und wieder rötlich, mit ein wenig Krautgrün und durch Einſchnitte geſpalten. Oben hocken ein paar Wachttürme der Italiener. Wie alle Orte an der libyſchen Küſte iſt auch Derna auf der Landſeite von den Soldati mit einer weitausgreifenden Mauer umzirkt.
An dem ſechs bis acht Meter hohen Steilſtrand öffnen ſich Höhlen und Klüfte. Der weiße Giſcht der Brandung ſpritzt hinein und eine ganz hellgrüne See, durchſichtig wie leere Weißweinflaſchen, ſteht davor / und ſchneeige Spritzer tanzen auf ihr.

Die Küſte der Kyrenaika bewährt ihren alten Ruf, ſie läßt keine Verbindung zu zwiſchen Land und Bord / und Polcevera dampft unverrichteter Sache weiter. So iſt der Verkehr an dieſen Plätzen.
Tüchtige Wellenberge ſtürmen heran / mit blauen Leibern. Ganz oben gaukelt auf ihnen eine ſchneeweiße Krauſe mit höchſt pikant gefältelten Rüſchchen und Kaskaden. Darunter

erblinkt bei besonders hohen Wellen eine volle Büste / die schillert in allen Färbungen und opalisiert in jenem flaschengrünen Licht.
Dahinter steht das hohe Gestade / eine verschleierte Wand ragt in unterschiedslosem Rosagrau über das Meer.
Später gleitet auf den dunkelgraublauen Wellen eine kupfern leuchtende Deckfarbe auf und ab.
So steht die See vor den Klippen der Kyrenaika.

Der Commandante ließ ein Schriftstück unter uns kreisen. Und wir gaben ihm freudig die erbetenen Unterschriften, daß es des Sturmes halber unmöglich sei, die ancoraggi von Mersa Susa und Tolmeta anzulaufen. Wie unsicher doch solch ein armer Kapitän sich fühlt, daß er der wertlosen Autographen einiger zusammengelaufener Menschen bedarf.
Der Abend sah uns vor Benghasi / wir konnten nicht löschen. Ein zweiter Abend sah uns vor Benghasi / wir konnten nicht löschen. Ein dritter Abend sah uns vor Benghasi / wir löschten endlich und fuhren ab.
O diese schrecklichen zweimal vierundzwanzig Stunden vor Benghasi. Keine Aussicht, an Land zu kommen. In ständigem Schülpen und Schütteln der See. Verurteilt zu dumpfem Brüten und zu einem ergebnislosen Starren über das flache Land hin.
In jenen Stunden kam mir eine Ahnung von den Leiden der Auswanderer auf den alten Segelschiffen. Sechs Monate unterwegs. In engen, nichtzulüftenden Schiffsbäuchen. Bei reizloser, mulstriger, krankmachender Kost. Inmitten einer rohen, wildfremden Bande. Gestank von Teer und fauligem Holz, von ungewaschenen Menschen und von Auswurf aller Art ringsum.
Und alle Brücken abgebrochen! Ohne Freundschaft und Wohngut, nur mit Werkzeug und wenigen Talern. Geburt und Tod. Diebereien und Klatsch.

Benghasi wird selten geschildert, einmütig aber als elendes Nest. Jedoch, meine Freunde, vergesset nicht, daß jeder Orient-

ſchreiber es für eines ſeiner unantaſtbaren Rechte hält / die Städte des Morgenlandes für ebenſo ſchön von außen wie häßlich von innen zu erklären. Das war ſchon ſo in Lord Byrons Tagen.
Die Wahrheit iſt aber, daß unſere Laien mit Märchenhoffnungen hinausziehen, die ſelbſt Fürſtenſchlöſſer nicht verwirklichen können. Die Öffentlichkeit lieſt in Orientbüchern nicht den Sinn der Worte und Sätze / ſondern nur den Klang der Perioden. Sie legt nicht aus, ſie legt unter.
Wer Abenteuer mit Haremsſchönen erleben, wer den Kalifen durch die Gaſſen will wandeln ſehn / wer Ali Bäba ſucht und Aladin und Sindbad / wer Dukatenregen und edelſteingepflaſterte Wege verlangt / wie kann der im Orient zufrieden ſein!
Gewiß, es gibt dieſer Geſtalten dort hinten / wilder, phantaſtiſcher, großmütiger, glücklicher und mannigfaltiger noch als in den Märchen. Es gibt jene Farben, jenes Funkeln aus den Prismen der Sonne / am Himmel, im Lande, in den Winkeln der Orte. Aber ihr ſehet ſie nicht, meine Freunde. Habt nicht Auge noch Schulung, nicht Leiden noch Freuden, ſie zu erkennen.
Wir, die nach Jahren Leben und Reiſen, Leſen und Empfinden ſo weit kommen, daß wir ein ganz klein wenig vom Orient verſtehen / uns wollt ihr beſchämen und verlanget in zwei Wochen Genüſſe, die ſich uns kaum erſchließen!
Werdet weiſe, meine Frunde, und lernt euch beſcheiden. Ich wehre euch nicht, im Speiſewagen zu kauern / ich lache nicht, wenn ihr den Fes aufſtülpt / ich horche andächtig, ſo ihr an der Hoteltafel eure Auffaſſung vom Morgenlande kundgebet / ich kritiſiere euch ſogar, falls ihr eure Erlebniſſe in neue Druckbogen einſchlagt.
Aber, meine Freunde, erlaubet, daß ich den Orient ein klein wenig anders ſchildere, als ihr ihn zu ſehen vermögt. Daß ich meinen, nur meinen ganz ſeeleneigenen Orient darſtelle. So wie ich, wie ich ihn ſehe.

Benghaſi, das elende Neſt. Meine Lieben, ich muß euch ſogar zur Hälfte recht geben. Der Schwell der Syrte ließ

mich Benghasi nur von außen erblicken. Und da sieht es gut aus. Solide Häuser, mehrstöckig, in gelbem und grauem Durcheinander. Darüber dünne Flaggenstöcke, zwei mäßige Kirchtürme, drei Minare. In der Mitte die graue Masse einer Feste, wie sie wohl keiner Stadt in den Gewässern der Barbaresken fehlt.
Links schläft gelber Strand mit einem übergrünten Hügel. Auf dessen Kuppe halten hellkupplige Heiligengräber Zwiesprache. Noch eine Moschee mit spitzem Gebetsturm, ganz allein. Und dann eine lange Palmoase, an deren gelbem Saum die blauen Wellen weißen Schaum hinaufrollen. Ganz vorne, vor der Stadt, greift ein Wellenbrecher ins Meer, welcher den Bootshafen abdämmt.
Und nun blick nach rechts. Dort laufen von der Stadt noch vereinzelte Häuser dahin. Einige Zweistöcker / einstöckige / Hütten. Ganz locker zuletzt / als wollten sie vor den fremden Eroberern in die Wüste flüchten. Die hohen Masten einer drahtlosen Station richten sich unvermittelt aus der flachen Küstenebene auf.
Eine Reihe Segel- und Ruderboote liegt vor dem Ufer, hinter dem sich eine große gelbe Kaserne erhebt, die noch die Türken bauten.
Eine flache, kahle Strecke.
Dann ein vereinzelter, ziemlich magerer Palmbestand an einem niedrigen Hügel / sieht aus wie ein ruchloser Galgenberg. Doch auf der Kuppe ersteht ein großer und dicker Turm, dessen Konturen noch das Gerüst der Arbeiter verzerrt. Ganz weit rechts breitet sich plattes falbes Land / mit drei dünnen, von einander ziemlich entfernten Palmbeständen.
Hinter der niedrigen, freundlichen Stadt faltet sich die blaßrötliche Wand des Hochlandes empor / und sie verflacht allmählich gen Mittag. Über dem ganzen Bilde ballen sich dräuende Haufwolken.

Wir liegen und liegen und kommen nicht vorwärts. Man würde verzweifeln, könnte man nicht denken / nachdenken und grübeln.

Ganz weit rechts dehnt sich flaches und gelbes Land / mit drei dünnen, voneinander ziemlich entfernten Palmbeständen. Dahinter dunstige Ferne.
Und nun ziehen sie heran, die Gestalten der alten Zeit.
Ein großer Mann auf einem Pferd, ein Maultier und zwei Kamele. Dazu drei Leute.
Es ist ein Tag im Mai / und Mai an der Syrte, der ganz großen Syrte / das ist nicht ein Wort ohne Inhalt.
Sie sind abgerissen und mager. Sehnen sich nach frischem Bett und nach Städten. Haben genug von Steppen und von Salzlachen und Hitze.
Voran der Mann, noch jung, sehr jung und selbstbewußt / ahnt aber nicht, wozu er noch berufen wird. Die Tiere jappen und die Leute murren. Doch er hantiert mit dem Taschenbuch und zeichnet ununterbrochen. Der Schweiß läuft an der kräftigen Nase hinab. Dann holt er ein Ding hervor / ihr habt es nie mehr gesehen. Ein Daguerreotyp, in dem er Bilder aufnimmt / freilich wegen des mühsäligen Gebrauches beim Ritt nur selten.
Er steigt einen Hügel hinan, einen niedrigen gelben Hügel / ein vereinzelter, ziemlich dünner Palmbestand ist an ihm, sieht aus wie ein ruchloser Galgenberg. Von oben vermag er schon die nebelhaften Umrisse der Palmenpflanzung von Benghasi zu unterscheiden, ein Anblick, der seine erschöpften und an solche Einöden nicht gewohnten Leute mit wahrhaft kindischer Freude erfüllt. Sie können es kaum erwarten, daß sie nun einmal wieder in einer Stadt, im Schatten einer Palmenpflanzung ruhen dürfen.
Ja, und sie schreiten über das offene Land und seine vielen Trümmer. Es sieht seltsam aus, wie sie gehen / es ist ein hochbeiniges Stelzen, aber feierlicher. Sie werden gezwungen, die tiefeinschneidenden sumpfigen Wasser zu umkreisen. Es sieht das seltsam aus / und wer das nicht mit angeschaut, kann sich keine klare Vorstellung davon machen.
Endlich schlüpfen sie hindurch und stehen auf der festen Landzunge, die sie zum Städtchen hinführen sollte. Jedoch, sie

kommen nicht mehr vorwärts. Der Geist der Wüste bläst einen starken Wind unter sie und ihre Beine ziehen sich auseinander / nach oben hin, ähnlich wie Wasserhosen sich aus einer Wasserfläche aufwärtsschrauben. Sehr merkwürdige Streifen und Strähnen ziehen sich empor und reißen die Gestalten der Männer und Tiere auseinander. Sie waren von vornherein nicht sehr körperlich dunkel, ich merke das erst jetzt / aber nunmehr sind sie durchscheinend und strähnig. Sie ziehen sich immer weiter nach oben hin aus und zerfließen zuallerletzt in den Dunst und Glast dieser Syrtenstimmung.
Es war eine Erscheinung / und eigentlich war es närrisch. Denn jener junge Mann hieß Heinrich Barth / und war ein Afrikaforscher / und der ist seit einem halben Jahrhundert tot.

O, wie hier in dieser Syrtenlandschaft die alten Gestalten lebendig werden! Sie alle habe ich gesehen in jenen zweimal vierundzwanzig Stunden auf der Reede von Benghasi. Und sie waren seltsam schattenhaft und unwirklich / aber man sah sie doch. Und es waren eigene Stunden / und ich war ganz ich.
Da zog heran der italienische Arzt und Abenteurer Della Cella, und um ihn toste der Lärm eines Kriegsheers von zehntausend Bewaffneten. Der Pascha aber von Tripoli sandte sie gegen seinen rebellischen Sohn Mhamet Karamanli von Benghasi. Und ein volles Jahrtausend war vergangen, seit Europäer diese Gegenden besucht hatten. Man schrieb aber das Jahr 1819. Die Pauke dröhnte und der Dudelsack blies, Pferde schnaubten und Waffen rasselten. Aber der Arzt machte seine stillen Notizen. Sie lebten und er erlebte / und siehe, daraus ward ein Buch.
Dann kam da eine Brigg herangesegelt, die wilde Fanfare „Adventure" am Bug, den Union Jack am Heck. Auf dem Achterdeck standen zwei Offiziere in Fräcken und hantierten mit Instrumenten. Rothaarige Jacks lümmelten vor dem Mast.
Die beiden Offiziere aber hießen Frederic W. Beechey und

Henry W. Beechey. Sie nahmen die ganze Küstenlinie der Großen Syrte mit neuzeitlichen Geräten auf. Man schrieb jetzt das Jahr 1822. Noch heute zeichnet der Kartograph die Karte der beiden britischen Brüder nach. Die rothaarigen Jacks lebten, die Beecheys aber erlebten / und siehe, daraus ward ein Buch.

Die Fülle der Gesichte drängt, und die alten Linien schieben sich übereinander.

Da gleitet eine neue Gestalt hervor, so vertraut und so seltsam. Ein Mann landet auf elendem Segler in dem damals so elenden Benghasi. Achtzehnhundertzweiundsechzig / das muß Moritz von Beurmann sein.

Mit kleiner Karawane wandert er über den schmalen Arm der Salzpfanne vor der Stadt. In die Steppe hinaus / die dort so unnatürlich hoch liegt und doch eigentlich nur wenige Meter höher ist als das Meer. Auch er hantiert mit Taschenbuch und Bussole. Sie alle hantieren damit, als sei dies ihr Kruzifix, ihr Rosenkranz.

Er steigt einen Hügel hinan, einen niedrigen gelben Hügel / ein vereinzelter, ziemlich dünner Palmbestand ist an ihm, sieht aus wie ein ruchloser Galgenberg. Auf der Kuppe nimmt er Winkel und blickt zurück / zurück auf die über Wasserflächen schwimmende, in Lenznebeln untertauchende Stadt.

Er erlebte / aber diesmal ward es kein Buch. Denn tief unten im Süden, wo die Bremsen über dem fiebrigen Morast des Tschad surren / da lauerte der Tod auf ihn. Er aber ahnte es nicht.

Und das ist immer gut für uns / denn sonst würden wir nichts entdecken.

Noch einmal, ein letztes Mal, löst sich mir aus dem Gewimmel eine Karawane. Sie kommt von Entdeckungen zurück, hat Leiden hinter sich / und Gefahren, die nicht alltäglich sind. Es ist der fünfundzwanzigste Oktober, und Würdenträger eilen den Männern besorgt entgegen / über den schmalen Arm der Salzpfanne hin. Bis zu jenem gelben Hügel, der immer noch wie ein ruchloser Galgenberg aussieht.

Ohne Geld, faſt ohne Gerät, ausgeplündert und entkräftet kehren ſie zurück / Helden der Entdeckung. Großes haben ſie hinter ſich / den Oaſenarchipel Kufra entdeckt, mitten im Sonnenbrand der Libyſchen Wüſte, mit Bergen und Seen, mit Palmen und Klöſtern.
Dieſe letzte Geſtalt iſt Gerhard Rohlfs / Ausreißer, Fremdenlegionär, marokkaniſcher Quackſalber, Entdecker und großherzoglich ſächſiſcher Hofrat.
Aber dies alles iſt Unſinn, denn ihr, meine Freunde, leſt die alten Bücher ja doch nicht mehr. O, ahntet ihr doch, was in ihren vergilbten Blättern ſteckt. Ihr würdet beſſer, und das Jagen der neuen Tage ließe die Zügel lockrer.

Dieſe Küſtenlandſchaft der Syrte, der Großen Syrte, war eines der einſamſten Bilder meines Denkens. Grad ſie aber ſchenkte mir die meiſten Geſichte. Geſichte in Strähnen und Dämmerſchein, Geſichte in Dampf und Nebel.
Jedoch, meine Freunde, kennt ihr ein undankbares Los? Es iſt das Los des Entdeckers, des Reiſenden. Nur von einem wird es noch übertroffen / vom Loſe des Geographen. Ihr lachet? Nanſen, meint ihr, Hedin, Amundſen / man könne ſie nie vergeſſen?
Meine Freunde, ich ſage euch, in dreißig Jahren weiß nur der nähere Fachmann von ihnen / und in hundert ſtehen ſie bloß noch im Lexikon. Ihre Werke aber lieſt dann keiner mehr.
Es kann nicht ſein? Sollte nicht ſein! Sehet, die Bücher von Gerhard Rohlfs wurden ſeinerzeit ſo geleſen wie heute die von Hedin und Nanſen / und man machte damals längſt nicht ſoviel Lärm für Helden der Feder. Rohlfs iſt erſt ſeit 1896 tot und ſein letztes großes Werk erſchien 1881. Gibt das nicht zu denken?
Genau ſo iſt's mit Auſtin Henry Layard. In den fünfziger Jahren war kein Gebildeter / der nicht „Niniveh und ſeine Überreſte" ſowie „Nineveh und Babylon" geleſen hatte. Durchblättert die Reiſeliteratur jener Tage und ihr werdet Zeug-

nisse in Hülle und Fülle finden, mit welcher Ehrfurcht die Kleineren vom großen Layard sprechen. Der Missionar C. Sandreczki, der ein höchst lesenswertes Buch über seine Reise nach Kurdistan geschrieben hat / wer kennt es noch? / widmet Layards Persönlichkeit und Tun viele Seiten. Soll ich euch noch andere Beispiele anführen für die Richtigkeit meiner Behauptung? An den aufrechten Freiheitskämpfer und Frankfurter Parlamentarier aus Tirol, an Jakob Philipp Fallmerayer erinnern?

In den vierziger und fünfziger Jahren war er als der Geschichtschreiber des Kaisertums Trapezunt und vorzüglich als Verfasser der „Fragmente aus dem Orient" weitberühmt. Der geistreiche Fragmentist / dies war sein Ehrentitel / galt in allen Zirkeln feiner und geistiger Geselligkeit, ob in den deutschen Vaterländern oder in Italien, ob in Paris oder in Konstantinopel. War der verwöhnte Liebling der Damen. Ich aber frage euch, Laien und Fachmänner / wer liest heute Jakob Friedrich Fallmerayer noch, diesen Meister des Stils und der Darstellung, den glänzenden Feuilletonisten der Augsburger Allgemeinen Zeitung, des Hauptblattes jener Tage.

In Berlin öffnete sich ihm Schellings Haus und man führte ihn dort ein mit den Worten / der Verfasser der Athos- und anderer Artikel gehöre unter die wenigen, die jetzt mit Kraft und Eleganz deutsch zu schreiben verständen. Es seien Muster in omne aevum. Und er schrieb in sein Tagebuch / Welche Ehre! sono ben conosciuto ai letterati di Berlino.

Aber heute?

Oder wie steht's mit Ritter? Mit Carl Ritter, Dr. und Prof. p. Ord. an der Universität und allgem. Kriegsschule in Berlin, Mitgl. d. Kgl. Akademie d. Wissenschaften das., Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse m. d. Schl., wie des Ordens p. l. Mérite Friedensklasse; Commandeur 2ter Kl. d. Kurhessischen Hausordens vom goldnen Löwen, Ritter des Danebrog- u. Nordstern-Ordens; usw. usw.

Haltet ein, meine Freunde. Den Mann mit den vielen Titeln und Würden und Bürden muß ja noch jedes Kind kennen!

über anderthalb Meter Bücher hat sein Leben zusammengebracht. Keine wirkliche Geographenbibliothek ist denkbar ohne ihn. Ein Haufe ergebener Schüler noch nach seinem Tode. Er ist vergessen? Nein, meine Lieben, man kennt seinen Namen noch, man ahnt seine Verdienste noch. Aber man liebt ihn nicht sehr. Und vor allem / man liest ihn nicht. Ihn, dessen Werke man einst in allen Erdteilen studierte.

Polcevera schnaubt quer über die Große Syrte. Zu Anfang ist bleigraues Meer und der Himmel dicht grau bewölkt. Unfreundlicher Wind schmökert in den Wellen. Erst gegen Mittag gleiten wir über ruhige See. Lachende Sonne / und nur ganz flache schmale Schatten wiegen sich auf der Flut.
Die Farbe ist ein in hohem Maße erquickendes Himmelsblau / und es wird von dem ein wenig dunkleren Veilchenblau jener Schatten angenehm belebt. Der Kreis der Kimmung ist etwas dunkler.
Meerfahrt in blauem Sonnenlicht. Manchmal ist die Seebläue ölig dick / und bewegt sich schwerfällig. Manchmal erscheint sie geperlt und wie mit unzähligen zarten Pünktchen besetzt / ich glaube, das sind keimende Wellen. Ganz glatte helle Felder mit unregelmäßig gezackten Rändern schneiden in dunkler getönte, wie mit Geröll besäte Flächen hinein. Ein Zug schwarzer Delphine schnellt seine gebogenen Rücken, seine elegant geschnittenen Schwänze aus der Flut / über die Flut / durch die Flut. Ein halbes Dutzend schäkernd hintereinander / der Vorwurf der unsterblichen Seeschlange.
Der Himmel erhebt sich mit blauweißen Grundgerüsten von dem dunkelblauen Meeresbogen. Silbrig verschwimmende Wolkensäume zeichnen sich von dem blassen Hintergrund ab. Nach oben verläuft das Weißblau in ein äußerst wohltuendes sattes Blau / das ist durchaus nicht dunkel und wirkt doch überaus warmherzig.
Schiffe, die über der Syrte schweben. Sie liegen auf dem Wasser, als sei es flüssige Luft. Und mit seidenen Händen schmeicheln blaue Lüfte nach ihren Metalleibern.

Vor Benghasi kam noch in letzter Stunde ein Reisender an Bord, der schon im Boote den deutschen Stamm nicht verleugnen konnte. Sah wie ein besserer Landwirt aus. Anfang Dreißig. Gut angezogen und sehr gut genährt.
Ich sprach ihn an, und natürlich antwortete er deutsch / etwas seltsames Deutsch. Er war Ingenieur und reiste für eine Mailänder Baufirma.
Ich bin in Milano geboren und eigentlich mehr Italiener, meine Eltern waren Schweizer.
Hm.
Er sprach das Deutsche hart und mit italienischen Worten vermengt. Manchmal mußte ich mit dem passenden deutschen Ausdruck nachhelfen.
Ich glaube, er war ein ganz tüchtiger Kerl. Aber diese Entwurzelten und in andere Erde Umgesetzten haben doch immer ein ganz klein wenig Unsympathisches. Er las nur italienische Zeitungen und italienische Literatur. Hatte ein paar Romane deutscher Autoren mit / aber in italienischen Übersetzungen.
Er unterstrich mehrmals, wie zufällig, daß er der italienischen Kultur angehöre, daß sein Umgang, seine Schulbildung durchaus italienisch seien. Die Schweiz hatte er nie gesehen. Dabei war er nicht grade ein blinder Verehrer italienischen Wesens / er besaß sehr wohl ein Auge für dessen Schwächen.
Von solch einem Entwurzelten strömt ein Atem aus, der leise erkältet. Er war eine jener vielen Figuren an der Grenze zweier Welten / wie sie zu einigen Tausenden dort unten herumschwanken.

Ein seltsamer Typus ist der italienische Offizier, der Offizier in Libia. Er hat eine scharfe kurze Stimme, und sie steht oft dicht vor dem Überklappen. Aber es schwingt ein sänftigender Unterton darin mit / das bändigt ein wenig und ist vielleicht die Mitgift alter Kultur. In Uniform schneidet er ein ziemlich militärisches Gesicht, in Zivilkleidung könnte er ein Schuster sein / nur daß der italienische Schuster an Sonntagen eleganter daherläuft.

Er ist kokett / auf der Straße, denn im Felde verwildert er schnell. Er ist sehr hinter den Weibern her, und hierbei scheut er sich vor niemandem / tut aber gern Unrecht dabei. Leichtsinnig ist er und ein guter Kerl. Doch einen Draufgänger kann man ihn im Durchschnitt seiner Masse kaum nennen.

Er kommt dem Fremden bezaubernd entgegen und ist süß wie eine verzuckerte Ananas / aber lobe sein Volk, diese illustre Nation. Sag ihm, sag dem Italiener die bittere Wahrheit / jedoch versäume nicht, sie in das bunte Seidenpapier einiger zierlicher Schmeicheleien einzuschlagen.

Der englische Offizier ist der Eroberer der Länder, in Khaki und Leder / sein rosiges Gesicht, seine hellen Augen und seine Lackschuhe zum Smoking / er ist immer Er.

Der französische Offizier / sein langer Schnurrbart, seine bellende und stoßende Stimme, seine Kriegerallüren. Weniger Eleganz als beim Engländer und Deutschen, vielleicht aber mehr Anspruchslosigkeit als bei jenem, mehr Übung als bei dem letzteren / wenigstens vor dem Weltkriege.

Der türkische Offizier ist ein Säbelraßler und eine Vielheit von Widersprüchen. Nichtige Gigerl und stramme Menschen, Päderasten und Lerngierige, Provinzverderber und Kriegstüchtige, im ganzen mehr Woller als Könner.

Und der italienische Offizier? Die Pose vom Theater, dieses zierliche Elend seines Volkes. Kokett im Frieden und nur halb gepflegt im Felde. Viel unmilitärische Gesichter. Selten ein altrömisches / oder nie? Viel Bühnen-, weniger Kanonenfutter. Trotzdem / eine erleuchtete Nation, kein Zweifel. Nicht wahr?

Sirte ist ein Punkt an der langen Syrtenküste, von dem man bei uns so gut wie gar nichts weiß. Und viel ist auch wirklich nicht von ihm zu berichten. Die Küstenlandschaft besteht dort aus niedrigen Wellen. Vorn gelbe Sandflächen und Sandhänge. Darüber und dahinter ziemlich frisch aussehendes Steppenkraut.

Hier war das Wetter gut, um an Land gehen zu können, aber man erlaubte es mir nicht / aus Furcht vor Spionage. In Sirte also fing es an.

Es liegt eine eigene Stimmung über so einer jungen, entlegenen Station am Ufer der Syrte. Wer wußte vor wenigen Jahren auch nur eine Zeile von Sirte! Heute kennen wenigstens einige hunderttausend Italiener diesen Fleck dem Namen nach. Der deutschen Öffentlichkeit aber ist er eine Silbe ohne Klang und Farbe.

Da zieht der niedrige braungelbe Sandstrand und sondert sich von dem grünblauen Wasser. An mehreren Stellen säumt ihn in einigem Abstande eine Reihe niedriger und kurzer Riffe. An ihnen stehen weiße Schaumrüschen und lugen neugierig oder betreten aufs Land. An verschiedenen Hügeln kraust sich der grüne Schmuck von Steppenkraut / und zwischen dessen Köpfen scheint die Erde warm hervor.

Etwa hundert Meter vom Strand entfernt erheben sich die ersten Häuser / niedrige, erdgeschossige Würfel von gelbem Lehm. Daneben stehen Zelte und der noch unfertige Bau eines größeren Gebäudes. Nach rückwärts schwärmt ein Trüpplein Hütten. Vor ihnen ragt das übliche Mastenpaar der drahtlosen Station. Dies aber sind die Masten, über welche die Kunde der Eroberung des Oasen- und Wüstenlandes Fesan und seiner Hauptstadt Mursuk in jenem Märzmonat des Jahres 1914 zuckte. Ich betrachtete sie mit reger Teilnahme. Seit den Römern war kein europäisches Militär dort im Hinterlande der Sahara.

Man sieht die kleinen Gestalten von Leuten hin und her rücken / lächerlich klein, Spritzer nur. Einige Eingeborne, Gruppen schlendernder Soldaten / ein paar Ziegen, ganz winzige Punkte, und ein Trüpplein Kamele.

Drei Barken bringen Säcke Reis und Kisten Chianti an Land. Sonst möchte man gar nicht glauben, daß dieser Erdstreifen mit der See verkehren kann. Weit links und abgesondert erheben sich die niedrigen Wälle einer Feste rund um das eiserne Gerüst eines Turmes / auf dem flattert das, ich

weiß nicht warum, mich immer an Almen und Kräuterkäse erinnernde Grünweißrot. Der Bannkreis des Forts ist von einem Drahtzaun umgeben.
Dies ist jene Station Sirte, von der aus die eriträischen Asgertruppen unter italienischen Offizieren gen Sokna marschierten und Fesan besetzten. Denn Sirte ist der nächste Seehafen dafür und im Nordwesten war es damals noch nicht ganz ruhig.
Blau das Meer, gelb das Land, grün das Kraut / das sind die Lenzfarben von Sirte. Aber welche Einsamkeit! Dieser Gedanke schwimmt doch wie Öl über allen anderen Erwägungen, die hier an der Großen Syrtis dich bewegen. Alle Woche einmal kommt ein Dampfer / falls das Wetter es erlaubt. Welche Öde / und trotzdem der Kopf der kürzesten Straße ins Hinterland.
Es ist still und einsam hier. Aber es liegt doch etwas wie Zukunft über dem Bilde. Und vergesset nicht / im arabischen Mittelalter lebte eine handelsrege Stadt an dieser Stelle. Sie war mit einer Brickmauer umgeben, sagt Abu Obeid Bekri / und die Umgebung wies überall Dattelpalmen und Gärten, Brunnen süßen Wassers und ungeheure Zisternen auf.
Aber dies andere ist vielleicht ermutigender für die Zukunft. Die Bewohner, welche in Karawanenverbindung mit dem Innern standen / waren eine Rasse trügerischer Handelsleute. Und ein Dichter hielt sie für würdig als Zielscheibe beißender Spottverse. Dann scheinen die Beduinen der Syrtensteppen dem Städtchen den Garaus gemacht zu haben.

Vorhin sagte mir ein Italiener, der in Benghasi an Bord kam / und seine breite Hutkrempe paßte sich seinem koketten Wettermäntelchen zierlich an / er sagte: Wir arbeiten hier in Libia nicht für uns, sondern für unsere Söhne.
Für eure Enkel, ergänzte ich und tröstete ihn darüber, daß Kolonien die Gewohnheit haben, sich niemals von heute auf morgen zu verzinsen.

Er gehörte schon zu der gemäßigteren Richtung unter den italienischen Kolonialpolitikern. Deren fand ich drei.
Die ersten sind die begeisterten Kolonialschwärmer. Sie füllten Italien an mit ihrem Lärm. Aber es war zur Anfangszeit der Eroberung / und heute muß man sie suchen, will man sich an ihren Phrasen erfreuen.
Dann kommen die gemäßigten Kolonialfreunde / die Schwärmer von gestern. Sie tun nichts lieber, als den Fremden um seine Ansicht über das Land fragen / und sie hängen mit ängstlicher Spannung an seinen höflichen Lippen.
Schließlich die Kolonialfeinde / großenteils auch Schwärmer von gestern und dann schämen sie sich. Es sind sehr viele. In den Kammerdebatten des Frühlings 1914 trat's zutage. Sie tragen keine Gamaschen und sie ziehen ihre Hüte ins Gesicht / und das verleiht ihnen durchaus kein unternehmendes Aussehen. Sie grollen und schimpfen / halb verhalten, halb laut. Weg mit dieser Kolonie. Verkaufen oder lieber noch Geld zugeben, damit ein anderer sie uns überhaupt nur abnimmt. Dies ist ein Unsinn / wär aber ein Sinn gewesen, hätte man's 1911 gehört.
Immerhin / es ist hier ein fesselndes Leben. Bedenket, diese Kolonie ist altes Neuland, uraltes Neuland. Dies Gebiet zu befruchten und zu erwecken, hat ein verjüngtes Volk sich aufgemacht, nachdem es dasselbe seiner jahrhundertalten Verwahrlosung entrissen hat / kraft des Rechtes des Stärkeren und des, der den Willen hat zu bessern.
Man mag von den Italienern Verschiedenes denken / aber doch ist es eine Freude, zu sehen, wie viele unter ihnen mit frischer Tatenlust und festem Wollen die Öde und das gleichgültige Gehenlassen der Türken abgelöst haben / wie Jungitalien die alte Türkei hinausgeworfen hat.
Aber, meine Freunde, wenn ihr sie lobet / so tut ihr es immer nur im Widerspiel mit den Türken. Vergesset diese Einschränkung nicht.
In dem Willen und in dem teilweisen Vermögen zu bessern, aus Land und Volk etwas Tätiges zu machen / liegt ganz

allein die politische und die sittliche Berechtigung Italiens, Libia unfähigen Händen entrissen zu haben.

Der Abend schwingt von den Hügeln im Westen herab. Die Sonne sinkt wie flüssiges Gold in strahlend bernsteingelber Fassung in das stahlblaue Meer.
Die Wellen links von ihr färben sich ganz dunkel / nahe der Sonne blinken sie kupfern, weiter weg wie schillerndes Grün.
Der letzte Blitz flirrt flimmernd über das Wasser daher. Einige rosige Wölkchen mit goldnen Säumen legen sich wie schützend über das Grab der Sonne und färben sich sehr rasch zartkupferrot. Wie ein hellglührotes, fernes und niedriges Gebirge liegt es dort.
Vor und bei Sonnenuntergang ist Bewegung und Leben, liegt Herbstwehen im Bilde / gleich nachher aber greifen Ruhe und Stille um sich / und das hat etwas Geisterhaftes.

Von Sirte nahmen wir eine Anzahl Offiziere und Mannschaften der eriträischen Asgertruppen mit. Sie waren Teilnehmer am Vormarsch nach Fesan, und man hatte sie nach dem Gefecht bei Braak als forthin überflüssig zurückgesandt.
Die Asger gelten als Kerntruppe, und die Italiener prahlen mit ihnen. Man weiß noch, daß sie bei der großen Kolonialparade in Rom die Schoßhunde der Römerinnen und Römer waren. Es sind dünne schwarzbraune Kerle, mit hohem schmalem Kopf / auf dem sitzt der merkwürdigste lange Fes, den ich je gesehen habe. Sie sollen ein Schrecken der Feinde sein / und während der Oktobertage 1911 war ihr wildes und hohles Ho—ho—ho—ho, in hüpfendem Marschieren hervorgestoßen, das Entsetzen der engen Gassen von Tripolis.
Von zwölf Mann führt immer einer einen sichelartig geschweiften Krummsäbel, mit dem er verwundetem oder gefallenem Feind die Gurgel durchschneidet.
Braune, wollköpfige und kinnbärtige Asger / junge Bahn-

brecher in Gamaschen, Khaki und Schlapphüten / ein verwundeter Soldat aus Tripolis, der auf einer Bahre an Deck geheißt wird / Offiziere im schwarzen Käppi der Eritrea. Das alles ist ein Leben, welches das Herz bewegt.
Dazu das Bewußtsein, daß ringsum neuer Boden, daß in den italienischen Lagern der Kyrenaika die Pest herrscht / was die Regierung übrigens der Öffentlichkeit sehr gut vorzuenthalten gewußt hat / daß im Süden Kleinkaliber knattert und daß die Eingeborenen auch ganz in der Nähe schließlich jeden Augenblick aufstehen können.

Morgens früh vor Bu Scheïfa, der Reede für Misrata, das mehr im Innern liegt. Ein mehrere Kilometer langer Palmhain zieht dem Ufer entlang / und davor schläft ein gelber Sandstrand, der sich nach Süden zu etwas erhöht und dort das weiße Kuppelgrab des Heiligen Sidi Bu Scheïfa trägt. Hier läßt man mich an Land / aber meine Ernemann-Kamera nicht. Der neue Ort liegt hinter der niedrigen Landzunge Kap Sarug. Dort stehen einige rotgestrichene Holzhäuser mit Dächern von Wellblech. Am stattlichsten ist das Hafenamt / ein rotgetünchter hölzerner Tropenbau mit rundumlaufenden Veranden. Dahinter erhebt sich auf einem Sandhügel das Fort / mit Zement-, Stein- und Holzmauern / mit Schießscharten / mit einem Beobachtungsturm aus Holzbalken / und mit einer großen Flagge. Dabei steht ein bescheidener Leuchtturm aus Holz.
Eine große Zahl niedriger Holzbaracken, meist graufarben, zieht sich eine gute Viertelstunde weit in die Oase hinein. Hier hausen die Soldaten, Händler und Abenteurer. Du findest ein Albergo 8. Luglio / und vor dessen Tür lauft sich ein Sizilianerweib, das seinen Haarfilz sicherlich seit dem letzten Festtage nicht gekämmt hat. Gegenüber eine Trattoria e Ristorante Bella Napoli mit einem Schank von Chianti- und Schnapsflaschen. Dazwischen stolpert man gelegentlich über den Verschlag eines Eingeborenen.
Man sieht niedrige eiserne Brunnengestelle, die das Grund-

waſſer emporfördern. Vor ihnen halten graugekleidete Soldati mit Waſſerkarren und Muli mit Scheuklappen. Telegraphenamt, Poſt, Dampfervertretung / alles findeſt du hier, natürlich immer aus Holz und von dem beſcheidenen Ausmaß, das auf unſeren Jahrmärkten ſo einmütig vorherrſcht. Farbige laufen dazwiſchen herum, ein Militärauto fährt ſchnatternd und rückſichtslos über den Sandweg. Kamele langen aus dem Innern an, nicht von gar weit her, Jungen traben lachend hinterdrein. Und hier ſah ich zum erſtenmal jenen für Italiens Jungkolonie leider ſchnell bezeichnend gewordenen Zug / die nackten Beine der Eingeborenenbengels ſtaken häufig in unverkennbar italieniſchen Beinwickeln.
Du kannſt über eine Piazza Roma ſchreiten / natürlich alles Sand, Bretter, Wellblech. In der Mitte ſteht ein kleines, graues, oben ſpitz zulaufendes Denkmal für die gefallenen Soldaten. Dieſes Denkmal, das Denkmal des jungen Italiens, iſt bezeichnend für alle Örtchen der Kolonie Libia. Es fehlt nirgends / grad wie die Steinpyramide der Légion Étrangère in den eroberten Orten Marokkos niemals fehlt.

Ich ging in die Oaſe hinein, bis zu ihrem Rande. Dort öffnete ſich ein kurzer Blick auf die Steppe. Im Nordweſten erhob ſich in geringer Entfernung gleich wieder eine blauſchimmernde Oaſe.
Dieſe Oaſe von Bu Scheifa gab mir zu denken / ſie zeigte die Wut, mit welcher in den Baumgärten der Küſte gekämpft worden iſt. Obſtbäume fehlen faſt völlig und damit die mittlere jener drei Vegetationsſchichten, welche den Beſtand einer Oaſe bilden. Deshalb ſieht alles ziemlich kahl und auffallend leer aus. Zum Meere hin leuchtet der gelbe Sandboden zwiſchen den dünnen Palmmaſten hindurch. Und hier im Innern erblickt man nur Äcker, meiſt mit friſchgrünender Gerſte beſtanden, auch von roten Mohntupfen feurig belebt. Sonſt bloß noch Dattelpalmen / keine recht ausgewachſen, ja viele erſt halbhoch. An mehreren Stellen haben ſich kümmerliche Beduinenzelte aufgeſtellt. Quer durch

die Oase windet sich ein verrostetes und verbogenes Drahthindernis. Die Eroberer lassen es einstweilen stehen / für alle Fälle.

An Bord herrscht jetzt das militärische Element durchaus vor. Die orientalischen Decksreisenden verkriechen sich immer mehr vor den Carabinieri, Soldati und Asgern. Hinten ist die ganze Tafel besetzt, und wir sind lauter sonnverbrannte Gesichter, fast sämtlich in Khaki.
Nach dem Essen blickt und horcht alles auf den Tenente Francesco Stroppa. Nicht mehr jung, fuchsiger Kinnbart, ganz und gar nicht, was der Deutsche sich unter einem Italiener vorstellt / vielleicht hießen seine Ahnen einstmals Strupp? Gebückte Haltung, mit einem Wort / ein Männchen. Nur der Uniform nach Offizier. Er hatte ein halbes Jahr im Steppen- und Tallande der Orfella zugebracht / und war trotzdem nicht braungebrannt.
Dafür aber nahm er etwas mit zurück, was seine braungesonnten Kameraden nicht aufweisen konnten / und was vielleicht mit auf seine nordischen Ahnen zurückzuführen ist. Nämlich ein dickes Manuskript in Maschinenschrift, betitelt / „Orfella e l'Hinterland Tripolitano". Dazu eine schöne große Karte und viele, meist allerdings schlechte, Bilder.
Er las Stücke vor, und manches hatte Hand und Fuß. Zumal für einen italienischen Offizier. Es fehlte nicht an allerlei Undingen. Den rückenmähnigen Geparden verwechselte er mit dem glatten Leoparden. Im Literaturverzeichnis gab er auch deutsche Werke als benutzt an / und er verstand kein Wort Deutsch. Es waren ein paar Bücher dabei, die gar nichts mit Tripolitanien zu tun haben. Unumgängliche hingegen, wie u. a. Nachtigal, der durch Orfella kam, fehlten völlig.
Dafür aber schien das meiste Manuskript Urmaterial zu sein / und dies ist schließlich das wichtigere bei so unbekannten Gegenden. Dazu fehlte es nicht an hübschen, auf Papierbogen aufgeklebten Proben von Sand, Erden, Steinchen, Geweben, Leder und ähnlichen, manchmal mehr niedlichen als bezeichnenden Belegen.

Es brauchte vieler Maschinenseiten Vorlesens und vieler nicht lockerlassender Beifallsrufe seiner Landsleute / bis der gelehrte Leutnant so warm wurde, daß er sein wichtigstes Geheimnis preisgab. Umständlich holte er ein Päckchen aus dem Brustbeutel hervor und schnürte und wickelte es auf. Dann legte er ein kleines Steinchen auf den Kajüttisch / und sah uns an. Wie sah er uns an / mit Augen, ähnlich denen, womit Messer Marco Milione seinen ungläubigen Landsleuten von den Schätzen und Wundern Indiens und Chinas mag erzählt haben.

Es war ein elender, schmutziggelber Steinbrocken, wie sie zu vielen Tausenden an deinem Wege liegen / ohne daß du sie wert findest, dich drum zu bücken.

Diamante / hauchte der Tenente mit hochgezogenen Brauen. Die Aufregung.

Er hatte die Größe des berühmten Ko-i-nur, des Diamanten der britischen Krone, und würde also ungefähr hundert Karat wiegen. Der fuchsige Tenente wäre mithin als einer der reichsten Sterblichen zu betrachten. Dieser Diamant hatte aber mit Diamanten leider nur das eine gemein, daß er dünnes Glas ein wenig ritzte / eine Eigenschaft, zu der nicht grade Härte neun notwendig ist.

Jedoch, machen wir den Tenente Stroppa nicht schlechter als er ist. Er hat sein halbes Jahr im Orfellalande gut benutzt und verdient es, anderen Offizieren als Muster vorgehalten zu werden / trotz seinem unmilitärischen Äußern. Er steht weit über jenem Capitano dort hinter der Tafel, der von Fesan zurückkam und ein paar Kisten mitschleppte, deren Inhalt er uns bereitwillig zeigte. Sie waren voll von Steinproben und Versteinerungen, Muscheln und Schnecken, des Weges von Sirte nach Braak / aber alle ohne Angabe des Fundortes, und keine in schützendes Papier geschlagen.

Polcevera gleitet längs der Küste Tripolitaniens hin. Das Gestade ist hier ein heller blaßrötlicher Streifen von Sandhügeln, die strichweis durch ein wenig Krautwuchs schattiert

werden. Hinter ihnen dunkelt ein Meer herüber / oder es scheint wie ein Meer jener dunkelblaue Saum, der in Wirklichkeit das Dunkel der Steppe ist.
Die See davor liegt in genau der gleichen Farbe, doch unterscheidet sie sich von dem Gräsermeer durch das millionenfältige Glitzern der Sonnenstrahlen auf den kleinen Wellchen.
Später hebt Fata Morgana die Küste in die Höhe und teilt sie dabei in drei wagrechte Streifen / und die sind voneinander getrennt durch dünne Luftschnitten. Davor ein blauschwarzes Meer.
Ob dem neuen italienischen Ausland nicht bald ein Dichter entsteht / der seine Natur abschildert, seine Menschen belauscht / welcher der Heimat die libysche Welt erschließt?

Die Küstenlandschaft von Choms hat so etwas wie einen heroischen Ton / Berge, Ruinen, Haufwolken / und Meer. Diese Gegend ist die einzige der ganzen tripolitanischen Küste / und die ist sehr lang / an welcher Berge es wagen, der See vor Augen zu treten. Gelber Sandstrand / eine Küstenebene mit grünem Krautpolster, die sich nach innen zu hebt / links eine Feste / hinten eine sehr wellige Himmelslinie.
Ganz vorn überrascht dich ein langer Palmhain, an einer Stelle schart sich der Ort Choms um ein sichtlich neuerbautes Minare. Ein grünes, frisches und ansprechend lebensvolles Bild / das anmutigste des tripolitanischen Küstenlandes. Nur Derna in der Kyrenaika sieht reizvoller aus.
Vor der Anländе von Choms stehen niedrige Riffe, vom Schaum der Brandung zerlöchert. Sie blicken aus dem dunklen Meer / wie zeitgeschwärzte Zähne aus dem faulenden Kiefer eines sehr alten Mannes. Das macht sich nicht sehr gut, aber man muß hindurch.
Der Ort sieht recht neu aus und deshalb ganz schnicker. Auf dem Platz das üblichgewordene Kriegerdenkmal, in dem sich der Orient fränkisch verphilistert. Eine neue Moschee, ein Fort. Rings um den Ort und seine äußeren, schon sehr verfallenen Teile zieht eine Mauer aus Gußmörtel / mit

wagrechten Schießſcharten, mit Poſten und mit eiſengittrigen Toren, die abends nach acht geſchloſſen werden.
Der Blick von der Porta el Mergheb, da draußen, ins Land hinein, iſt ganz anmutig. Grüne Acker und Weiden in lieblichen Wellen / dahinter Bergzüge in bräunlichen und grünen Farben, bläuliche und violette Schatten auf den Hängen. In Abend erhebt ſich ein Bergſtock mit einer Feſte auf dem Gipfel / wie der niedrige Fes auf dem Haupt eines Montenegriners.
Ein Leuchtturm, eine Anzahl Kramläden und Alkoholbuden, eine Halfapreſſe und ein auf Strand geſetzter Dampfer vervollſtändigen das Bild des Fleckens. Man braucht nur hinzuzufügen, daß die einheimiſche Bevölkerung das italieniſche Geld noch durchweg mit den alten arabiſch-türkiſchen Bezeichnungen benennt / ſo fehlt kaum etwas im Bilde von Choms.

Wieder einmal ſtirbt die Sonne. In rehbraunem Licht verſinken die Berge hinter Choms, der alten Leptis. Gen Oſt ſteht ein Violett / und gen Abend ſchillern zartgrüne Moirémuſter. Lange veilchentiefe Wolken mit kupferroten Säumen legen ſich wie dicke wollene Mäntel darüber / gleich Dſchubben aus Tunis.
Die Kronen der Palmen ſtehen gleich matten Tupfen dicht über dem ſtillen Ort. Von deſſen Daſein zeugen nur ein paar verlorene Lichter / ſie blitzen auf, hin und wieder, ſelten.
Ein farbiger Schleier nach dem andern breitet ſich über dieſe gedämpfte Studie / bis ſie verſchwindet im unterſchiedsloſen Grau der Nacht.

Die geſchändete Stadt

Es war das dritte Mal, daß ich dem Hafen von Tripolis zuſteuerte / 1906, 1909, 1914. Zahlen nur / aber Unterſchiede.
Hinter dem niedrigen Küſtengebiet erſcheint in blauer, etwas zackiger Linie der Dſchebel / hier eine wirkliche Gebirgsmauer und nicht ſchlechthin eine „Wüſte“ wie in Ägyptenland.

Polcevera ſchnauft näher an die Stadt heran. Doch noch derſelbe Eindruck wie vor acht, vor fünf Jahren. Ich glaube, ich habe Überraſchungen erwartet, Enthüllungen ſchrecklicher Art, Bilder ſchlimmer Zerſtörung. Nichts von alledem. Die ſteile Baſtei auf der nördlichen Anhöhe, die graue Gebäudemaſſe des Serail, die weißen Minare mit den grünen Spitzdächern, die hellen platten Häuſer / ich bin acht, bin fünf Jahre jünger. Auch das grüne Moospolſter der Oaſe liegt noch da, ganz wie einſt. Und in den Zeitungen ſtand zu leſen, ſie ſei größtenteils umgehauen.
Alles wie einſt.
Erſt näher heran, kommen neue Lichter in das Bild. Aus dem Oaſengrün blitzen vielleicht einige helle Häuſer- und Brunnen-Reflexe weniger. Hinter der geſchweiften Baldachinlinie der Stadt glotzt ein rundwulſtiges Hallendach, die Hütte des Luftſchiffs. Im Hafen liegen ein paar Dampfer mehr. Auf dem Riffzahn herrſcht Leben und Toſen. Das Fahrwaſſer iſt durch zweimal zwei Leuchtbojen bezeichnet / eine ſehr wichtige Neuerung.

Polcevera warf ziemlich weit draußen Anker. Doch hinderte das nicht, daß Carabinieri mit aufgepflanztem Seitengewehr mich von Bord holten. Sie ſagten, es gelte nur una piccola formalità. Aber ſie führten mich von einer Behörde zur andern, und erſt die fünfte oder ſechſte erklärte ſich für zuſtändig.
Es waren nämlich aus Misrata und Choms Telegramme eingelaufen / ein Deutſcher habe dort photographiert. Man ſolle ihn vernehmen. Man fürchtete ein Ausſpionieren der dortigen Befeſtigungen / dieſer ſo minderwertigen Erd- und Holzanlagen. Sie ſtellten ein Verhör an und wurden erſt freundlicher, als ich erklärte, daß ich früher faſt zwei Jahre in Tripolis gewohnt, auch ein Buch über Tripolis geſchrieben hätte.
Schließlich endete ich im politiſch-militäriſchen Bureau. Hier erſchien ein hoher Offizier, mit heller Miene und freundlich

ausgebreiteten Armen. Rief mir mit Wärme zu, ich sei hier wohlbekannt, ben conosciuto, und ich möge die Übergriffe untergeordneter Stellen entschuldigen. Wie höhere Organe eben so sprechen, wenn sie ihren Zweck nicht erreicht haben. Aber ich war doch recht froh, denn ich hatte nicht wenig Angst um meine Platten. Hätte man sie zwangsweise entwickelt / das geschieht in solchen Fällen nnr halb, daß man grade erkennen kann, was auf den Platten ist / so hätte man sie verdorben. Die ägyptisch-libyschen natürlich mit.
Die Angelegenheit regelte sich zu beiderseitiger Zufriedenheit. Es war immerhin mal etwas anderes, zwischen Bajonetten in eine orientalische Stadt einzuziehen. Einige Leute erkannten mich wieder und schauten mit offenen Mäulern hinter mir her. Dafür aber kam ich schneller als andere Reisende an Land / ich brauchte das Ausbooten nicht zu bezahlen, mußte nicht durchs Zollamt und hatte der Hafenbehörde meinen Paß nicht vorzulegen. Alles war gut, besonders aber das letztere.
Jeder nach italienischen Nordafrika-Häfen Reisende muß nämlich einen von italienischen Behörden ausgestellten Libia-Paß mitbringen. Das ist ein besonders gedrucktes und mit vielen Bestimmungen versehenes Heft. Ich besaß aber nur einen vom italienischen Konsulat in Kairo meinem deutschen Auslandspaß angehängten Vermerk / Buono per recarei a Tripoli, mit dem bedenklichen Zusatz Il titolare non li fermerà che per riprendere il piroscafo per la Tunisia.

Ein neues Land, soeben von alter Barbarei und Verwahrlosung errettet durch ein Volk, das nicht einmal im eignen Hause gründlich reinmachen kann / nicht wahr, man sollte meinen, daß es Fremde gradzu an den Haaren herbeizerren müßte.
Ich glaube, meine Freunde, ihr kennt die Italiener nicht. Müßt nicht vergessen, es sind dieselben / welche den ihr Land durchreisenden Fremden ins Gefängnis werfen, wenn er einen Revolver im Koffer oder im Gesäßtaschel hat, welche aber

den Fremden unbekümmert den Quälereien ihrer barcaiuoli aussetzen. Dieselben, welche bei Messina Schiffsladungen fremder Liebesgaben verfaulen ließen oder versteigerten, weil es ihnen an Planarbeit gebricht.
Ach nein, die Italiener locken niemanden herbei in ihr neues Kolonialland. Sie ziehen vor, hübsch unter sich zu bleiben und die Tür zuzuriegeln. Das ist nicht ein Zeichen der Stärke, nicht wahr? Schlimmer, es zeugt davon, daß man sich selber mißtraut / aber neues Land erobern muß man trotzdem.
Das ist eine bemerkenswerte Tatsache. Libia ward nicht genommen im Verfolg einer Nützlichkeits- und Notwendigkeits-Politik, sondern im Antritt einer Prestige-Politik. Man brauchte das Land nicht / man wollte es. Und das, glaube ich, wird sich selber ahnden. Die Unnot der Besetzung zeigt sich schon jetzt darin, daß die Regierung jedem Fremden, und sei er nur Turist, den Zuzug so ungeheuer zu erschweren sucht. Sie will natürlich die Stellung ihrer eignen Untertanen erst so weit stärken, daß das italienische Element wirklich leidlich im Lande wurzelt und einen nicht mehr einzuholenden Vorsprung vor den Fremden gewinnt. Entwicklung ohne Wettbewerb / eine nicht grade aussichtslose, aber doch nicht allzu fruchtbare Sache. Darum der Libia-Paß, darum Schikanen, darum Spionenschnüffelei.
Die Italiener sind eine erleuchtete Nation, ja, sie finden vielleicht nicht ihresgleichen auf dem Erdenrund / aber Selbstvertrauen ist bei ihnen nur Form, nicht Kern. Und ich glaube nicht, daß ein solches Volk taugt, andere zu erziehen und emporzuheben.

Tripolis ist für seine alten Freunde jetzt ein Ort der Überraschungen. Es war unter den Türken eine Stadt von ziemlich einheitlichem Guß. Die neue Zeit machte sich seit den neunziger Jahren bemerkbar, aber nicht aufdringlich. Das Gassenbild war ziemlich klar für einen größeren Mittelmeerhafen, und man konnte vor den Kaffeehäusern Märchen leben.

In dem Buche „Tripolis", das 1912 bei Alexander Duncker in Weimar erschienen ist, habe ich diese alte Stadt noch einmal auferstehen lassen. Ich nannte das Werk damals den Grabstein des türkischen Tripolis / aber ich ahnte nicht, wie sehr dieses Wort die Wahrheit trifft. Denn Italien hat unter die Erinnerungen vom alten Tripolis einen dicken Strich gezogen / und dieses alte Tripolis lebt nur noch in den Gedanken der Mohammedaner und in vergilbten Schriftrollen. Die Syrte hat es verschluckt, und von Sizilien kam ein Wolkenbruch dahergezogen von schauerlichen Geschmacklosigkeiten und albernen Kindereien, von schamlosen Alkoholströmen und von teuren Preisen, dagegen von Notwendigkeiten nur in sehr bescheidenem Maße begleitet.
Tragik der Weltgeschichte, Gräuel der Entwicklung und Last alter Erinnerung / noch nie habe ich sie so unmittelbar, so grenzenlos, so trübe erfahren, wie in dieser Stadt an der Syrte. Was Pierre Loti in Ägypten empfand gegen die Engländer / in zehnfach, in hundertfach verstärktem Maße habe ich darunter gelitten in Tripolis durch die Italiener. Anfänge, werfet ihr ein? Ja, Anfänge, aber auch Anzeichen.
Dahin sind die dicken Neger und Türken des Zollamts. Dahin die Offiziere in Pantoffeln und Zivilhosen. Dahin die bescheidenen und traulichen Kaffeehäuser am Uhrturm und am Suk e' Turk. Dahin der farbenlustige Dienstagsmarkt. Dahin die Klarheit und Stilreinheit der Gassen. Alles Schöne, alle Lichter sind dahin, sind geschwunden für alle Zeiten / und niemand, der es nicht selber gesehen, kann sich mehr einen Begriff machen von dem alten anspruchslosen und artigen Tripolis.

Ich suchte unsern deutschen Konsul auf, den Dr. Tilger. Sanitätsrat, hat lange Jahre in Mailand praktiziert. Versah bis in den Weltkrieg hinein das Konsulat, ohne daß es das Reich etwas kostete. Ein ausgezeichneter Kenner der Italiener, ein inniger Liebhaber Tripolitaniens und seiner Literatur / und somit durchaus an der richtigen Stelle.

Sein Konsulat übertraf sämtliche Konsulate, die ich im Orient gesehen / durch umsichtige und wahrhaft gelehrte Art, allen Stoff über Libia zusammenzubringen und übersichtlich einzuordnen. Eine gute Bücherei, eine Kartensammlung, die Stücke besitzt, welche der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind, eine Fülle von Zeitungsausschnitten und handschriftlichen Notizen. Dazu nicht der einseitige Verstand eines Beamten / sondern der Kopf, Geist und die Gründlichkeit des Gelehrten. Ich glaube, daß dieses Konsulat vorbildlich war.
Um solch Stilleben, das an Bottas verschwiegenes Arbeiten in der Oase von Tripolis erinnert / rankt sich eine feine Liebenswürdigkeit, ein verständnisvolles Eingehen auf die Absichten des Zugereisten und ein bestechendes Streben, dem Forscher jede Förderung von der Regierung zu erlangen.
Außer dem Dr. Büge, den ich 1907 in Aleppo kennenlernte, habe ich noch niemals einen deutschen Konsul getroffen, dem die Belange seiner Schutzbefohlenen derart am Herzen lagen, wie Dr. Tilger. Ich würde nie nach dem Dschebel Gharian gekommen sein, hätte nicht Tilger selber diesen Plan angeregt und mir Erlaubnis von der Regierung sowie unentgeltlichen Platz in einem Militärauto erwirkt.

War Tripolis früher eine Einheit, so ist es jetzt nur noch eine Sammlung von Episoden. Nichts ist in dieser Stadt, was zusammengehört / aber vieles findest du, was gewissenlos auf den Kopf gestellt ist.
Trafst du sonst in den dämmrigen Gängen und sonnweißen Höfen des Serail Türken und Neger / jetzt siehst du nur Mützen und Juden. Juden, deren sich ehemals kein einziger im Serail durfte blicken lassen. Serail / das Wort selber ist verschwunden, vergessen, und heute sagt man Governo. Serail / welche Fülle von Geheimnissen, von Märchenhaftem, von dicken Kerkermauern und schönen Frauen. Gewiß, das ist Fabelei / aber sind nicht Fabeln schöner als Berichte? Ist nicht Serail stimmungsvoller als Governo?

Ehemals klare Häuserfronten / heute ein Gewimmel von schreienden Geschäftsschildern, die das Auge zerreißen. Sonst Kaffee, Milch und Limonade / jetzt Wein, Schnaps und Bier. Einst die gurgelnde Wasserpfeife dazu und traulich wandelnde Gespräche im Schatten halbgesenkter Augenlider / nunmehr nutzlos erregte Gesten, schwarz aufgerissene Glotzaugen und die stinkenden Regiezigaretten Italiens.

Unter den Säulenreihen der Dschama el Bascha. Ich sitze in der weißen Vorhalle dieser Moschee, die im Innern so unerwartet buntfarbig ist und deren Kuppeln auf uralten Marmorsäulen ruhen. Sitze an einem kleinen, dunkelrot angestrichenen, rohen Holztische. Links und rechts von mir schlürfen Mohammedaner ihren Kaffee / eingehüllt meist in weiße Hali, diese Hali, die so seltsam und gar nicht unangenehm riechen / nach Steppe und Beduinen, nach Wandern und freiem Räuberleben.
Kein Fremder ist in unsrer Reihe. Manche Braune hocken auf zwei Holzbänken, auf denen eine Matte liegt. Auf jenen Holzbänken, auf denen sich's so köstlich träumt am schattigen Abrahamsteich von Urfa wie in den Basaren am Tigris, unter den Königsgräbern Amasias wie an den Murmelbächen des rosenhaften Damaskus.
Es ist alles wie früher / nur daß ehemals kein Kaffeeschank hier war, sondern die frommen Stände von Koranhändlern. Gegenüber zieht eine Reihe niedriger Bauten dahin, mit kleinen Lädchen / die meisten geschlossen, weil jüdischer Festtag. Nur ein Malteser und einige Muselmänner halten Lebensmittel feil für einfache anspruchslose Gaumen. Alles wie früher.
Lastträger in Sacklumpen, die tütenförmige Goffa auf dem Rücken, schreiten vorüber / der Tragstrick läuft über ihre faltigen Stirnen. Braune Jungen im Hali streichen vorbei und bieten auf ihren Köpfen Gemüse feil. Schwarze Weiber, fast verhüllt, schwenken sich mit wippendem Gefäß dahin. Beduinen aus der Umgegend und Bauern von der Oase

gehen und kommen / im übergeworfenen Hali eintönig graue Gestalten. Der Jude / im schwarzen oder dunkelblauen Gehrock wandelt er fröhlich schwatzend dahin, mit weißen halblangen Leinenhosen, in Zugstiefeln und rotem Fes.
Das Auge freut sich über die Farben, über die blaßblauen und gelben kurzen Westen, die so riesig kleidsam sind. Man lacht über die Eselchen, auf deren kummervollen Rücken in zwei Körben kleine Waren ihrer Bestimmung entgegengehen / und oft beschwert noch ein Reiter ihr Gewicht. Ein Karatun schwankt mit hohen Rädern daher. Eine schwarzverkappte Malteserin drängt sich aus den hellen Farben der Orientalen heraus. Ein vereinzelter Europäer schreitet eilfertig seinen Geschäften nach.
Es ist alles wie einst. Nur die räkligen türkischen Soldaten fehlen und die türkischen Offiziere und die türkischen Polizisten. Sonst ist alles wie einst.

Ich schlürfe den hellbraunen Schaum von meinem süßen Kaffee in dem zierlichen Täßchen. Alles wie einst. Ich sitze ruhig da. Lausche den dumpfen Tönen / sie dringen in halblauten Wellen aus dem dämmerbunten Innern der weißen Moschee des Paschas. Sie zaubern altasiatische Mystik hervor und versetzen mich in traumvolle Stimmung / und die läßt mich im alten, im türkischen Tripolis sein.
Und dies ist alles wie einst ...
Da plötzlich schmettern brutale, scharf abgerissene Hornstöße in das Traumweben. Tra ta ra ta ra ta ra / Tra ta ra ta ra ta ra. Taktmäßiges Marschieren von benagelten Stiefeln hallt über das Steinpflaster voraus. Tra ta ra ta ra ta ra. Die grauen Uniformen italienischer Soldaten tauchen auf, gelbe Hörner blitzen daher, Gewehre schwanken auf und nieder. Tra ta ra ta ra ta ra.
Grell ist meine Stimmung zerrissen. Die frischen Hornstöße vertreiben die alten Gesichte / verscheuchen die Stimmung des alten Tripolis / schlagen die alten bunten Schleier vor meinen Augen weg. Ich sehe plötzlich nüchtern und scharf.

Der Wasserträger dort bläht sich in einer abgelegten Khakijacke der eritreischen Asger. Jener Zeitungsbengel, der mit greller Stimme Stampa, La Nuova Italia und andre Giornali auskräht / er rennt in zerlumpten Beinwickeln der Bersaglieri seinen Kupferstücken nach.
Ein Autocarro militare pfaucht knatternd mit schnappenden Hupenstößen in rücksichtslosem Jagen mitten durch meine Figuren aus Märchenland. Ein Fahrrad mit einem theatermäßig herausgestutzten Alpenjäger fährt klingelnd zur Post. Eine Carozza mit geschminkten Dirnen in Federhüten rasselt vorbei. Ein Carabiniero schlendert augenrollend dahin. Drüben sehe ich plötzlich ein Amt der Regie Poste / und vor der Tür hält ein gelber Paketwagen. Vom ehemaligen Suk e 'Tlett heult das schrille Pfeifen der Eisenbahn über die dem Abbruch verfallene altesgraue Stadtmauer herüber. Hinter den geschlossenen Schuppen bauen sizilianische Maurer an einem Cinematografo. Ein Laden drüben öffnet sich / Chianti und mehrere Dutzend andere Weine, Birra di Monaco und sonstige Rüstzeuge der Zivilisation bereiten sich zum Tanz.

Das neue, das ganz neue Tripoli steigt plötzlich in der vollen Brutalität seiner staub- und schmutzerfüllten Übergangszeit vor mir auf / mit seiner Stiefelputzer-Kultur / mit seiner Beinwickel-Kultur / mit seiner Giornali-Kultur. Mit seinen abgelegten Militärstiefeln und seinem muffigen Kasernengeruch. Mit seinem bedingungslosen Nachäffen Europas. Mit seinem Niederreißen des schönen Alten und seiner sinnlosen Bauwut. Mit seinen Offizieren und Dirnen. Mit seinem Alkohol und seiner, seiner / kurz mit seiner ganzen niederträchtigen Häßlichkeit.
Der Stift entsinkt meiner Hand und ich stütze mich finster auf den alten wackligen Tisch / der noch die Tage des alten Tripolis gesehen hat / grad wie ich selber.
Ich blicke seitwärts. Der Mohammedaner links, ein recht ordentlich / der Turist würde sagen ehrwürdig / aussehender, blaugekleideter Tripoliner im Hali blickt schwermütig vor sich

hin. Aber er spuckt schon mit der klitschenden Fertigkeit des echten Italieners auf die Stufen vor ihm. Mein Nachbar rechts, noch etwas reicher gekleidet, unter dessen seidnem Hali eine jener wundervollen moirierten und opalfarbenen Seidenjacken hervorleuchtet / er hat eine blinkende Träne im Auge. Sinnt auch er der versunkenen Stimmungsschönheit des alten Morgenlandes nach?
Oder ist ihm ein Staubkörnlein ins Auge geflogen / ein Staubkorn, das die Marschstiefel der Bersaglieri aufwirbelten ...?

Diese Stadt hieß einstmals Tripolis / aber jetzt hat man sie verstümmelt und sie ist bloß noch eine gemeine Tripoli. Man kann sie nicht mehr lieben und sich nicht mehr nach ihr sehnen / man muß sie bedauern und kann nur noch über sie klagen. Und es sind noch viele Männer in ihren Mauern, die Abend für Abend still zusammenkommen und einander in den Schoß weinen.
Ach, sie ist himmelschreiend, diese Qual des Islam. Ich habe ein Buch über sie geschrieben, „Das Orientbuch", und es ist kalt und mitleidslos, denn es sieht diese Völker nur als Gegenstände an. Hier aber will ich sie als Menschen betrachten, als arme versinkende Menschen / denen ihre ganze Überlieferung, ihre ganze Kultur, denen all ihre Ideale von rohen Fäusten entrissen werden.
O, ihr Menschen im Abendlande, ahnet ihr gar nicht, wie unsäglich grauenhaft dies ist? Könnt ihr euch nicht vorstellen, was für dumpfe Lasten jene dort unten in ihren Köpfen bewegen? Ihr rechnet das Sterben des Orients nach Eroberungen und Schlachten. Aber ich sage euch, alle Blutströme von Plewna und Mascara, von Tell el Kebir und Lüle Burgas, von Gallipoli und Kut el Amara sind ein winziges Tränlein gegen dieses unerhört dumpfe Hinbrüten von fünfzig Millionen orientalischer Menschen / denen ihre vieltausendjährige Welt zusammensinkt.
Der Weltuntergang / hier ist er verwirklicht, hier vollzieht

er sich stündlich in hunderttausend Hirnen und Augen. Um so grauenhafter, als man nichts von dieser Verzweiflung sieht / sie nur weiß, nur ahnt. Doch woher der Worte, solches Leid zu malen!

Tripoli. Das ganz neue Tripoli. Denket euch, die Gestalt eines mohammedanischen Geistlichen, in langem schwarzem Kaftan, mit weißer Binde ums Haupt / sie fiel mir im Straßenbilde als etwas Seltsames auf. Ehemals hob man den Blick nur dann nach ihnen, wenn ein besonders scharfgeschnittener Asketenkopf sie auszeichnete.
Von den alten Backöfen sieht man fast gar nichts mehr. Den schneeweißen Häusern waren sie eingesprengt wie verborgene Nester glühender Lava. Verschwunden. Staub deckt jetzt überall das Pflaster, die Simse, die Dächer / und bei jeder Bewegung wirbelt er Wölkchen und Wolken empor. Früher sah man nichts davon / denn man riß nicht wild darnieder, was altertümlich war.
Alexandria ist keine sehr erquickliche Stadt / für den, welcher den alten Orient sucht und Ruhe und Stilschönheit. Aber es ist ein Paradies gegen das heutige Tripolis, diese verstümmelte Tripoli.
Doch das schlimmste Stück ist der Suk e 'Tlett. Das war ein großer freier Sandplatz vor den Toren und am Meer. Und darauf kamen an jedem Dienstag-Morgen die Landleute von halb Tripolitanien zusammen, kauften und verkauften / es war ein lebensvolles Abbild des weiten Landes, ein Abbild seiner Güter und seiner Menschen. Nie ward man müde, sich in seine Farben und Linien zu versenken, und man konnte es immer und immer wieder von neuem betrachten. In keiner Orientstadt habe ich einen so bedeutenden Markt getroffen.
Dieser Dienstagsmarkt aber ist nicht mehr. Natürlich, denn das Land bringt nichts mehr hervor. Ackerbau und Viehzucht gibt es nur noch soweit sie zur Ernährung ihrer Eigentümer beitragen müssen. Alles Fleisch und sehr viel Pflanzen-

koſt, welche die Stadt verbraucht / es muß von draußen eingeführt werden. Iſt deshalb natürlich ſehr teuer. Halfa wird nicht mehr aus dem Innern geholt, da die gegenwärtigen Arbeitslöhne zu hoch ſind, als daß es ſich auszahlte, ſie für das Einſammeln der Halfa anzuwenden / dieſe Pflanze wird nur durch ganz billige Arbeiten lohnend. Was alſo ſollte man auf dem Dienstagsmarkt zuſammenbringen? Er mußte veröden.
Die Fremdlinge gebrauchten ihn auch für andere Zwecke. Sie richteten Baracken und Schuppen dort auf und hängten lange Holzmolen an ihn, die weit ins Hafenbecken hinausgreifen. Sie zogen Barken und Boote auf den flachen Strand und legten die Schienen einer Eiſenbahn über das kahle Feld. Steinhaufen und Bauſtoffe, Arbeiter und Abfälle treiben ſich hier herum / alles grau, alles ſtaubig, alles ſcheußlich, ſchauerlich häßlich. Dahinter ein Albergo Nazionale. Dies iſt der alte Suk e 'Tlett.

Libia war ein verkommenes, ein verwahrloſtes Land. Was lag alſo näher als Verbeſſerungen und Neuerungen. Nur deren Notwendigkeit kann ja den im Frieden begangenen Raub rechtfertigen.
Man begann Wandel zu ſchaffen, aber belaſtet mit dem Fluche der Italiener / dem Mangel an planmäßiger Arbeitsweiſe. Sie fingen viel an, aber jede Behörde arbeitete für ſich. Ja, das Schlimmſte ward nicht vermieden / es blieb manches halb liegen. Um aber hierin den Türken die Meiſterſchaft ſtreitig zu machen, brauchten die Italiener ſchließlich nicht nach Tripolitanien zu gehen.
Man baut an der Riffreihe, deren Wall den Hafen einzäunt / aber vielleicht hätte man den Bau ſchon weiter fördern können. Man hat die Hafeneinfahrt durch Feuerbojen abgeſteckt. Sie haben elektriſche Beleuchtung in der Stadt eingeführt / und dies iſt vielleicht die beſte aller bisherigen Neuerungen.
Auf manches ſtürzten ſie ſich anfangs im Übermaß / und

das Zusammenströmen vieler Glücksritter sowie die Unkenntnis der Verhältnisse verleiteten sie dazu. So schossen im Nu fünf Eisfabriken aus dem Sande. Die stellten zusammen täglich 2400 kg Eis her / der tägliche Gesamtbedarf betrug aber allerhöchstens 800 kg. Ein Zeichen für vieles.

Zwei Jahre lang trug das italienische Volk opferfreudig schwere, gar zu schwere Opfer. Seit dem Herbst 1913 aber setzte von sozialdemokratischer Seite ein Wühlen ein / dem Lande die Augen zu öffnen. Daraus hat sich allmählich eine Stimmung entwickelt, welche die breitesten Kreise gegen die neue Kolonie eingenommen hat. Man sah ein, daß es so nicht weiterging. Die Millionen in den libyschen Sand zu werfen, dazu ist das italienische Volk nicht reich genug / und die ersten beiden Jahre kosteten einundeinviertel Milliarde Lire. Sparsamkeit, Einschränkung und Planarbeit tun not. Die ersten beiden kann man billig haben / aber Planarbeit? Du lieber Gott!

Vielleicht konnte nur ein so phantasievolles, ein so lebhaft in der Einbildungskraft blühendes Volk diesen schweren Krieg durchführen. Diesen Krieg des Leichtsinns und der Enttäuschungen / diesen Krieg des Übergriffs gegen das Recht / diesen Krieg der Masse gegen den Einzelnen / diesen Krieg in Unkenntnis und mit immer nur zufällig vermiedenen Katastrophen. Lediglich die Phantasie hat den Soldati das Ertragen der ungewohnten Anstrengungen und des monatelangen Nichtstuns in den Schützengräben möglich gemacht. Lediglich die Phantasie / sie gaukelte ihnen die glänzendsten Zukunftsbilder vor. Die ständige Melodie vorn in den Linien / E un brutto paese qui — ma nell' due anni sera un paradiso, con mandorle, aranci, mandarini, ananassi, mele, albicocce, datteri, marroni, uve, limoni ... Die zwei Jahre sind längst vergangen, und ihre Spuren schreiten mit klirrenden Schritten über das tripolitanische Land. Aber ein Paradies ist es nicht geworden und man sieht wesentlich weniger Mandel- und Orangenbäume als vorher.

Italien blickte sich nach Geld u[illegible] Frankreich und

England / und das bedingte schon 1913 ein leises Abrücken vom Dreibund. Das Ministerium ward im Lenz des Jahres 1914 schon gestürzt wegen der unweisen Geldausgaben.

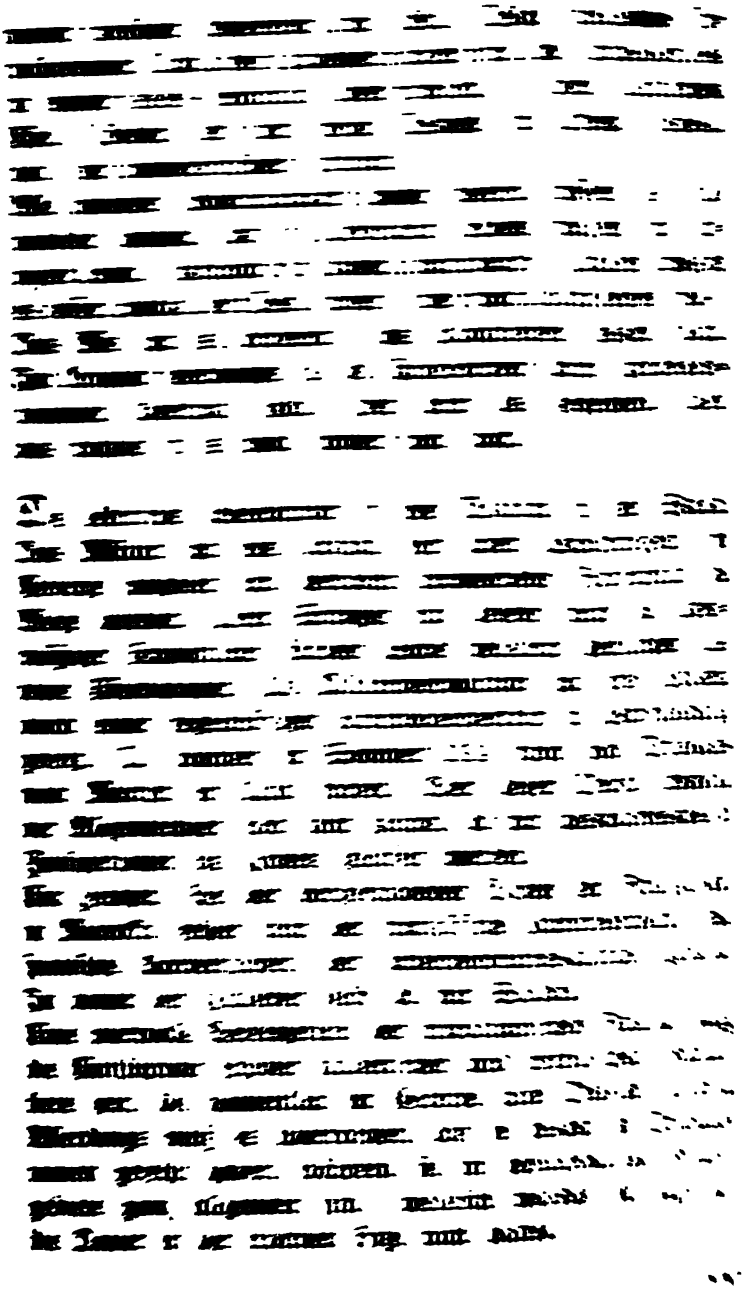
Man kann sagen, die Italiener hatten keine Ahnung von den Verhältnissen in Libia. Und die zur Besetzung treibenden Kreise täuschten die Regierung in ganz unverantwortlicher Art. Sie wußten ihr und dem Lande einzureden, das da unten würde nur ein militärischer Spaziergang. Das Volk der Syrte warte auf nichts sehnlicher als auf die Befreiung vom türkischen Joch. Diese Berberrasse, die sich unter den Türken ganz wohl fühlte / die nachher für die Verteidigung des Landes tausendmal mehr geleistet hat als die türkischen Soldaten.

Genau einen Monat lang wiegten sich die Italiener in der lächerlichen Täuschung / sie seien den Leuten von Tripolis willkommen. Natürlich, die Stadt war ihnen durch den kopflosen Rückzug der führerlosen Türken leicht in den Schoß gefallen.

Dann aber kam das Erwachen. Das Volk erholte sich und stürzte in die allgemeine Erhebung des 23. Oktober. Und dies ist der schwarze Tag des italienischen Tripoli. Er brachte die Eindringlinge zwischen zwei Feuer, deren Löscharbeit viel Blut und Geld kostete.

Der schwarze Tag erst machte den Italienern ihre Lage klar. Sie sahen sich endlich im richtigen Lichte / als wurzellose Fremdlinge, als Unwillkommene, als Gehaßte. Sie erkannten, daß ihr anfängliches Verfahren / sich auf die breite Schicht, auf die Mohammedaner zu stützen, unausführbar blieb. Die wollten nichts von solchem Liebeswerben wissen / blickten nach dem Bosporus hin und zu den Beduinen da draußen in der Steppe.

Nun verfielen die Italiener ins Gegensätzliche, gingen gegen die Muselmänner scharf vor und zogen die Juden heran, die sie anfänglich etwas seitwärts hatten liegen lassen. Noch heute spielt der Jude eine große Rolle und ist Mittels-



Die wirtschaftlichen Hoffnungen Italiens auf die Erweckung des Landes und die Wiedergeburt einer angeblichen klassischen Blütezeit / sie haben sich nicht bewahrheitet und sind in sich zusammengesunken. Man hat Ausschüsse ins Land geschickt, um die wirtschaftlichen Fragen zu prüfen. Sie haben wahrhaft niederschmetternde Berichte heimgesandt.
Nur einige Proben. Man hatte z. B. allgemein geglaubt, daß der Ackerbau wesentlich könnte gehoben werden, wenn der Fellach die Krume nicht mehr mit seinem elenden Holzpflug ritzt / sondern mit einem europäischen Eisenpfluge. Es stellte sich heraus, daß nur dieser tausendjährige milde Holzpflug für den lockeren Acker taugt / daß aber tieferfurchendes Werkzeug die vom Bewässern versalzte Unterschicht an die Oberfläche wirft und hierdurch den Ertrag wesentlich herabsetzt.
Von vermuteten Mineralreichtümern keine Spur. Besonders keinerlei Aussicht auf Phosphatbetrieb / wie er den benachbarten Süden Tunisiens auszeichnet. Aber dort ist Faltengebirg, hier in Tripolitanien Schollengebirge. Unterschiede.
O über dieses Land ohne Ausfuhr und mit der Nur-Einfuhr!

Grade wie jetzt in Marokko hatte in Tripolitanien eine den Kenner lächerlich anmutende Teuerung der Lebensmittel und Wohnungen eingesetzt. Dies war die erste und einzige Folge der märchenhaften Erwartungen, der unwissenden Hoffnungen. In Marokko bleibt der Rückschlag nicht aus / aber er wird nicht sehr groß sein, denn dieses Land ist ein Land. In Tripolitanien dagegen war der Absturz schlimmer und der wilden Preistreiberei folgte und folgt die Pleite.
Die Scharen der italienischen Unternehmer und Glücksritter / sie haben sich ganz bedenklich gelichtet. Sie kehrten zurück in die Halbinsel, und bittere Enttäuschung zog mit ihnen. Die Kampfhandlungen erlaubten ihnen keinen Spielraum, sondern bannten sie in der Hafenstadt fest. Und Geld wie Luft flatterten ungenutzt dahin.

Wie schossen die Preise in die Höhe! Ein Haus, das 1911 jährlich 720 Fr. kostete, wurde am Ende des Jahres mit 5000 Fr. vermietet. Ein schwarzer Diener, der ehemals mit 15—20 Fr. im Monat sich reichlich belohnt fühlte, ist jetzt mit 75 Fr. nicht zufrieden.
In vielen Gemütern wuchs Übermut groß / in solchen eben, denen die plötzlichen Steigerungen die unmittelbarsten Gewinne in die Taschen warfen. Gasthöfe taten sich auf, deren Preise diejenigen Ägyptens übertreffen / und alle Welt weiß, daß diese nicht niedrig sind.
Die Droschkenkutscher, denen man ehemals eine fünfstündige Fahrt durch die Oase mit drei bis vier Franken bezahlte, würden heute unter zwanzig Lire kaum dafür zu gewinnen sein. Dafür aber tragen ihre Gäule nunmehr nickende Straußfedern auf den Köpfen / und das ist ein frevelhafter Übermut, der nicht in den Orient paßt.
Doch warum noch mehr der Beispiele. Tripolis ist für die Italiener ein zweites Adua geworden / wenn auch nicht in militärischem, so doch in wirtschaftlichem Sinne.

Ich spazierte des Abends in den Gassen der Stadt. Früher lagen sie fast dunkel da, unklare Schluchten im Mondlicht der Dächer. Selten hallte der schnelle Schritt eines Menschen durch ihre Stille. Das Märchen steckte in ihnen und der beklemmende Reiz von Gefahren, die doch nicht da waren.
Aber heute! Scharen von Soldaten in aufgelösten Posen lungern um die lichtflutenden Hallen der Kinos und buchstabieren an den grellen Anschlagzetteln herum. Junge Herren schlendern ihren vorausbestimmten Vergnügungen entgegen. Freche Bürschchen treiben sich zwischen Schänken und Bars herum und johlen. Die schamlosen Lichterkugeln eines Politeama / in ihm gibt eine Compagnia Drammatica Siciliana lärmende Vorstellungen. Aus halboffnen Türen schallt Gläserklirren und weinseliges Lachen. Durch verhängte Fenster braust der Lärm sizilianischer Orgelmaschinen und heiserer Triller. Licht, grelles Licht wogt zwischen den hundert und

aberhundert Geſchäftsſchildern der Hauptgaſſen und ſpiegelt ſich dickfellig in den Glasflaſchen der Trinkſtuben.
In den Kneipen des Marina-Viertels, des Bab Bachr, wie die Eingeborenen ſagen / erfuhr ich eine grauſame Enttäuſchung. Hier ſehe ich eine bedeutende Anzahl Einheimiſcher der mittleren Klaſſen, gut gekleidet, ihren Abendſchoppen heben.
Früher hockten ſie vor den Schänken am Meer / tranken Tabak und Kaffee, Tee und Limonade. Sprachen gedämpfte Worte und gingen dann ruhigen Schrittes heim. Jetzt aber. Sie ſaßen in echter Kneipmanier um lange Tiſche / und auf denen ſtanden bauchige Korbflaſchen und rund darum Gläſer, voll von rotem Wein. Der Fes klebte ihnen im Nacken, die Geſichter glänzten von Schweiß, die Augen ſtanden ſtier / lärmende Unterhaltung ſchallte auf die nächtige Gaſſe.
Wer hätte das vor drei Jahren für möglich gehalten. Dieſe ehrenfeſten, fanatiſchen Tripoliner. Es ſchien, als fühlten ſie ſich von tauſendjährigem Zwang entlaſtet. Offenſichtlich waren es die Elemente, deren Herzen niemals im Koran lagen / deren wahres Weſen erſt das Erſcheinen der Fremden aus der religiöſen Gebundenheit befreite.
Die ſchlimme geſellſchaftliche Seite! Dieſe Menſchen trinken den Alkohol nicht ſchluckweiſe / nicht zur Erfreuung des Gemüts, nicht zur Geſelligkeit. Sie ſaufen ihn runter, wie ſie ſeit tauſend Jahren ihr Ziſternenwaſſer in ſich ſogen, zum Löſchen des Durſtes. Bedenket / ſie ſind nicht gefeit, wie ihr durch lange Gewohnheit. Ihre Nerven und Organe ſind völlig jungfräulich und empfänglich wie Antennen für all dieſe neuen Einflüſſe. Das Gift des Alkoholübermaßes beginnt ſeinen Weg und geht zu zerſtören Blut und Eintracht, Geſundheit und Gedeihen dieſer entmannten Stadt.
Als ich die Lage der Verblendeten überdachte, ging ich erſchüttert heim. Aber da kam die andere Seite der neuen Ziviliſation.
Eine Kokotte ſchwankt aus einem dunklen Seitengäßchen / aus dem Riſtorante di Etna. Gekleidet in einen hochmodernen

ſchwarzen Samtmantel, mit breitem weißen Beſatz. Ein feſcher Hut mit wippenden Straußfedern. Schwarze Lackſtiefelchen mit weißem Aufſchlag und ganz, ganz hohen Häckchen. In zarten Händchen eine Reitpeitſche. So hüpft ſie mit zierlichen Schritten auf Raub aus. Und der gelingt nur zu ſchnell. Denn ein ſehr fein gekleideter Mohammedaner läßt durch die Blicke ſich leicht betören und Arm in Arm davonziehen ...
So ſchändet eine übermütige Ziviliſation eine alte Kultur, und es kann für dieſe nur ein ſchwacher Troſt ſein, daß ſie ſich in den gefälligen Töchtern ihrer Überwinderin ein weniges zu rächen vermag.

Sie ſind ein Volk ohne Kultur / dieſe Italiener. Welche ſchamloſen Verunſtaltungen des Straßenbildes haben ſie zugelaſſen!
Da ſteht auf der Höhe der Seraikante / es iſt jene, welche die Eingeborenen immer dem ſteilen Bug eines Schiffes vergleichen / das überlebensgroße Wappen des Königreichs. Als ob man es nicht ohnehin merkt, daß Italien hier ſchaltet.
Da ſind die Verunſtaltungen der Tracht. Ich habe die einheimiſche Kleidung in meinem Buche über Tripolis beſchrieben / und ſie iſt ſchön. Jetzt aber laufen viele, namentlich Bengels, in den greulichen Khaki- oder Grauleinen-Jacken herum / welche die Italiener abgetragen haben. Denkt euch ſo einen ſchwarzen Asger Suſſa / das iſt verdeutſcht Jammerſoldat und heißt Straßenjunge / denkt ihn euch in viel zu weitem und zu langem Rock, ausgefranſte Beinwickel an den bloßen Beinen und den ſchmierigen Fes auf dem Wollkopf.
Denkt euch einen dieſer jungen Tripolini in der halblangen Leinenhoſe, über die das Hemd herabhängt / und dieſes preßt der rote Gürtel um die enge Taille. Aber vor den Augen ſtarrt eine dunkelblaue Schutzbrille. Bürgersleute, Offiziere, Soldati, Juden, Kutſcher, Straßenarbeiter, ſelbſt Laſtträger / alles mit blauen Schutzbrillen.

Früher ſahen die Lümmel auch nicht ſauberer aus, aber ſie hatten ſich orientaliſch und blieben im Stil. Jetzt tragen ſie den Soldati weggeworfenen Schund nach und ſchnallen Schutzbrillen vor die Augen. Dies aber ſieht nicht nur ſchauerlich aus, ſondern es iſt das Gebaren des Vogel Strauß / er wendet den Blick weg und glaubt ſich gerettet. O, ihr Betörten! Retten könnt ihr euch nur, wenn ihr die Augen aufmacht und ſie ſchärft, ſchärfet für die Schwächen eurer Unterdrücker, ſchärfet wie eure Waffen. Aber vielleicht ſeid ihr ein Gezücht, welches es nicht verdient, frei zu werden. Wann wäret ihr es jemals geweſen? Immer ſaßen fremde Herrſcher auf euren knechtiſchen Nacken.

Schutzbrillen, Schmutzbrillen tragen nicht nur Asger Suſſa / ſondern auch beſſere Einheimiſche, namentlich Juden. Und dann viele Italiener, ſelbſt Offiziere. Ja, mit dieſem Schmuck laſſen ſie ſich photographieren und ſenden Bilder davon nach Hauſe. Es iſt eine Stadt der Maskeraden geworden, dieſe verſtümmelte Tripoli. Da laufen die Berſaglieri herum, und von ihren Tropenhelmen klunkert der Buſch der ſchwarzen Hahnenfedern herunter. Daheim wirkt er ganz maleriſch, hier iſt er Operette.

Einige Stunden nach Ankunft jedes Poſtdampfers ſtrömt ein Heer kleiner Schmutzjungen von den Zeitungshändlern weg nach den belebteren Straßen in der Gegend des Serail. Khaki und Beinwickel, Lumpen und abgelegte Militärſtiefel gereichen ihnen zur Zierde / alle aber ſind unſagbar ſchmutzig, verkommen und frech-verſchüchtert.

Sie rennen von einem Kaffeehaus zum andern, von einem Riſtorante zum nächſten, von dieſer Trinkſtube zu jener, vom erſten Europäer zum zweiten. Und ſie kreiſchen mit häßlichen Krähſtimmen in ſtundenlanger Wiederholung, die ihnen zur Wonne wird / Giornale d'Italiaaaaa / Corriere della Sera Tribuna La Stanzaaaaa / Giornale d'Italiaaaa / Giornale d'Italia Tribuna / La Nuova Italiaaaaa.

Sie ſchreien den Triumph ihrer Feinde, ihrer Unterdrücker / die ſonnen ſich, wie ſchnell die Eingebornen Italieniſch ge-

lernt haben und welche Kulturhöhe die Kolonie schon erreicht hat. Denn, und dies sieht der Italiener für einen Grund an / so etwas gab es nicht sotto il governo turco.
Das Schrillen der Zeitungsjungen klingt überall in dieses Trauerspiel von Tripoli hinein / und es ist keine Kolonie im Morgenlande, die so nichtswürdig über ihr eignes Unglück wiehert.
Heut morgen sah ich diesen Ausschnitt der tripoliner Symbiose. Ein italienischer Verkäufer, mit jenen blutunterlaufenen Augen, die man im Süden so oft trifft, zudem bei Südeuropäern häufiger als bei Orientalen / er verprügelte seine mohammedanischen Zeitungsbengel, vierzehn- bis siebzehnjährige Lümmel. Er schlug sie mit einer zolldicken ledergeflochtenen Ochsenpeitsche. Sie liefen nicht weg, solche Furcht empfanden sie vor dem Fremden / aber sie schrien und wanden ihre fast nackten Körper, sie weinten und krümmten sich unter den krachenden Hieben. Sie hatten einen Soldo zuwenig heimgebracht, und der wurde nun auf diese Weise unter sie alle verrechnet.
Ich behaupte nicht, daß die Löken nicht tüchtige Prügel brauchen konnten. Sie haben ihnen sicher nicht geschadet. Aber wenn ich acht Jahre zurückdenke! Ein Freund von mir hatte einmal auf der gleichen Stelle einen frechen mohammedanischen Jungen aus dem Wege gestoßen / und im Handumdrehen waren wir von einer wütenden Menge umringt. Jetzt glitten alle Eingebornen mit scheuen Schritten vorbei, ein paar Juden blieben feixend stehen. Die Italiener blickten kaum her / das Schauspiel mochte ihnen nichts neues sein.

Unterhaltend ist es, die Italiener im Verkehr mit den Eingebornen zu beobachten. Der läßt sich kurz und klar auf eine Formel bringen / der schändliche Ton des Emporkömmlings gegen tief unter ihm Stehende.
Es ist merkwürdig, mit welcher Selbstverständlichkeit diese Leute alle Eingebornen ausschließlich italienisch anreden. Sie sind

jetzt Italiener, also sollen sie Italienisch lernen / rief mein Capitano an Bord der Polcevera.
Sie haben eigentlich recht, diese Italiener, aber ich glaube, sie tun es weniger aus vernünftiger Berechnung als aus Geistesträgheit. Mir will scheinen, daß es in ganz Libia noch nicht zweihundert Italiener gibt, die geläufig arabisch sprechen. Es sind ihrer aber über hunderttausend dort.
Sie schelten und schimpfen die Mohammedaner italienisch / und verstehen nicht, in den stummen Augen zu lesen. Sie antworten auf arabische Fragen italienisch. Sie nehmen von arabischen Ausreden keine Notiz, sondern erledigen alles in der Sprache Dantes. Das mag richtig sein, und diese brutale Anschließlichkeit mag den Unterworfenen ziemlich schnell die Sprache der Beherrscher einbläuen / mich aber berührt es so seltsam, so komisch, da ich es gewohnt bin, jedes Volk in seinem Milieu zu verstehen.
Ich will das Volk kennenlernen / daran liegt aber dem Italiener nicht das geringste. Er verlangt vielmehr, daß das Volk ihn kennenlerne. Mir scheint aber, daß beim Kolonisieren beide einander nahekommen müssen / Sieger und Besiegte. Wenn der Unterworfene seinen Herrn viel genauer kennenlernt als der ihn / so wird es nur der Zeit und des günstigen Augenblicks bedürfen, daß der Kleine über den Großen herfällt oder wenigstens seine ihm wohlbekannten Schwächen nach Kräften ausbeutet.
Einstweilen ist ja das tripolitanische Volk noch längst nicht so weit. Es bemüht sich mit einem teils rührenden, teils widerwärtigen Eifer, italienische Brocken zu erschnappen. Da alle Welt weiß, daß der Hiebe und Flüche weniger regnen, wenn man Italienisch versteht und antwortet, so kehren sie vor jedem Europäer ängstlich ihr armseliges Italienisch hervor und verbergen ihre Muttersprache!
Ja, sie verheimlichen ihr altes Arabisch. Selbst vornehme Kaufherren sah ich nach italienischen Wortfetzen ringen / bleiche Menschen mit gepflegtem Äußeren, die sich früher eher in den Bart hätten greifen lassen, als einem Christen etwas zu

verkaufen. Mit manchem Eingebornen kannst du kaum noch arabisch sprechen. Die Leute von Tripolis scheinen nur noch ein schauerliches Italienisch reden zu können. Sie antworten auf deine arabischen Fragen lediglich italienisch, und es ist ein unerquickliches Gestammel.
Erst wenn du dich als Nichtitaliener zu erkennen gibst, tauen sie auf. Ihre ängstlichen Mienen erhellen sich, ihr Gebaren wird zutraulich, und sie sprechen anschmiegsam mit dir über die Leiden des Islam.

Was ist aus diesem Tripolis geworden? Das Zollamt sah ich leer von Waren. Ausfuhr fehlt ja. Und wie lebhaft ging es zu in der türkischen Zeit! Damals brauchte man drei bis vier Stunden, ehe man eine Ware durch die Umständlichkeiten der türkischen Buchführung hindurchgerettet hatte. Heute hat man fast ebenso viele Tage dazu nötig. Eine Fülle von Läden hat sich aufgetan und Bedürfnisse erregt, von denen die Leute früher nichts ahnten. Du kannst im Café Coppelli zwischen Offizieren deine Torte mit Sahne schlecken, und unter Dutzenden von feinen Leckereien wählen. Du kannst englische Reitsättel kaufen und gelbe Ledergamaschen / weiße Tropenhelme und prachtvolle Rohrplattenkoffer. Kannst eine Sechsmonat-Expedition mit Konserven ausrüsten und hast dabei mehr Auswahl als in Alexandria / wenn dein Geldbeutel es aushält, denn sie sind unverschämt teuer dort.
Da gibt es Geschäfte mit spottschlechtem Orientschund und albernen Preisen. Braune Inder in schwarzen Samtkäppchen stehen davor und laden dich in allen Zungen der Erde ein. Ableger der großen Orientbasare von Port Said und Kairo / es scheint, daß sie nach Tripolis nur Sachen abstoßen, welche anderswo gar nicht gehen wollen. Sie sind sehr bezeichnend für dieses unechte Tripolis. Ehemals, als Handel und Wandel hier umgingen und die Leute ihr bißchen Geld zusammenhielten / da hatte noch kein Inder den Versuch gemacht, hier Orient zu spielen. Heute aber,

wo alles ſtillſteht und doch das Geld locker ſitzt / da hat ſich gleich ein halbes Dutzend dieſer beluſtigenden Gauner eingeniſtet.
Barbierſalons in erſtaunlicher Zahl. Ich glaube, die Italiener und namentlich die Offiziere verſitzen ein Drittel ihrer Zeit beim Haarkräusler. Auf den Inlandpoſten dagegen laufen ſie unraſiert einher.
Einen jungen Burſchen, einen ſchmutzigen arabiſchen Bengel, hörte ich eine ſchmalzige Melodie aus der Dollarprinzeſſin pfeifen. Was ſoll man dazu ſagen! Lümmel, die früher nicht mal die Takte der türkiſchen Nationalhymne wußten.
O, ſie iſt eine Stadt ohne Kultur geworden / und es wäre gut, eine Welle erhöbe ſich aus der Syrte und bedeckte dieſes Neſt mit Nacht und Tod.
Natürlich ſind auch die Dirnenquartiere umgewühlt. Die europäiſchen waren früher auf eine Gaſſe im Judenviertel beſchränkt. Vielleicht ſind dort noch welche. Aber ſie haben ſich ausgebreitet und tüchtig vermehrt. Tag und Nacht und überall ziehen die Geſchöpfe auf Raub aus. Und dieſe verſtümmelte Stadt der Schulden und Ausgaben iſt ein wahres Hurenhaus geworden.
Die mohammedaniſchen Dirnen ſaßen ehemals auf der Gaſſe an der ſüdlichen Stadtmauer, wo ſchon Maltzan ſie beſchrieben hat. Hier lebten ſie ein Daſein, das ſich am Piaſter erfreute und ausſchließlich ihren Glaubensgefährten gewidmet war. Gegenwärtig wird die Stadtmauer geſchleift, und die kleinen Lehmhäuſer ſehen dem Abbruch entgegen. Nur noch ein geringer Teil der ſchwarzen und braunen Mädchen liegt dort ſeinem Gewerbe ob.
Aber der Unterſchied / die Preiſe ſind erhöht und verwickelt geworden / die Beſucher ſetzen ſich jetzt weniger aus Glaubensgenoſſen als aus den Soldati zuſammen. Dies erinnert an Fishmarket in Kairo. Ich glaube, daß hier mancher Überwinder überwunden wird / ſo daß er den Tod in ſein Heimatdorf trägt.

Durch die Oaſe machte ich einen Gang und einen Ritt. Dort aber habe ich dieſes geſehen.
Es iſt nicht wahr, daß ſie großenteils abgeholzt worden iſt, als ihre Dickichte den Truppen die Eroberung ſo ſchwer machten. Ihr erinnert euch / jedes Haus, jeder Garten mußte einzeln geſtürmt werden. Aber verändert iſt ſie gegen früher. Das iſt wohl richtig.
Du weißt, eine gute orientaliſche Palmoaſe beſteht aus drei Vegetationsſchichten. Zuunterſt liegt das Erdgeſchoß der Acker / darüber wölbt ſich das Stockwerk der Obſtbäume / und ganz oben wiegt ſich das Gewölbe der Dattelpalmen. Die Glieder dieſer Stufen wachſen alle auf ein und demſelben Stück Land / und eifrige künſtliche Bewäſſerung ermöglicht ihr üppiges laubdichtes Gedeihen.
Es wird dir nun ſchnell auffallen, daß an keiner der drei Vegetationsſchichten der Krieg ſpurlos vorübergegangen iſt. Die Acker wurden faſt durchweg zertreten, haben ſich aber großenteils wieder erholt. Denn es iſt ſchließlich nicht ſchwer, den lockeren Sand umzupflügen und hier und da neuen Samen auszuſtreuen. Aber man trifft doch noch oft genug auf verfallene Felderſtücke und niedergetretene Bewäſſerungswällchen.
Auf vielen Äckern liegen abgehackte Palmſtämme. Sie lenken dein Auge aufwärts. Und da kommt es dir vor, als ob an manchen Stellen der Oaſe der Palmbeſtand ein wenig lichter geworden ſei. Nicht viel, aber doch genug, um einem guten Kenner des alten Zuſtandes aufzufallen. Man erblickt zahlreiche Stämme ohne Krone. Oder ſolche, aus deren Kopf der obere Teil herausgeſchnitten iſt / wohl um in frevler Gaumengier das zarte und wohlſchmeckende Herz des Baumes zu rauben, den Palmkohl. Und dieſes iſt ein ſehr trauriger Anblick / der edelſte Baum der Schöpfung ohne Hauptſchmuck. Viele Palmen ſind nur noch ſteife Stümpfe. Oder ſie liegen ſtumm klagend im Sande.
Viel ſchlimmer iſt es den Fruchtbäumen ergangen. Ihre Orangen- und Limonenbäume / ihre Mandeln und Pfirſiche

ihre Oliven und Reben bildeten dichte Schattenhaine zwischen den Lanzenschäften der Palmen / und manche Kugel ist unter ihnen dahergefahren, um einen Kakihelm ins Kraut zu werfen. Dafür haben sie büßen müssen. Ihre Bestände sind ungeheuer gelichtet, und heute kannst du auf weite Strecken durch die Oase hindurch sehen / wo du einstmals gegen grüne Blätterwände schautest.
Einige der wichtigsten Wirtschaftsbetriebe fallen damit fast völlig aus dem Leben des Landes heraus / waren doch die Oliven die Hauptkraft dieser Küstenoasen. Orangen, Früchte, Gemüse, alles wird jetzt von auswärts eingeführt. Es ist ein Jammer.

Und was hat sich noch alles verändert! Die zwei Meter hohen Lehmwälle der Feldergrundstücke sind jetzt meist stark erniedrigt worden. Die grünen Hecken der Stachelopuntien, welche sie einst krönten, zum Schutz der Gärten / sie sind großenteils verschwunden. Abgehackt von den Eroberern, die hinter ihnen so mannhaftem Widerstand begegneten.
Häufig stößt du auf grau angestrichene Baracken der Soldati, für welche beliebige Grundstücke beschlagnahmt wurden. Trupps von Bewaffneten werden daneben auf dem eingeebneten Boden einiger weiträumiger Äcker abgerichtet. Andere lungern dort herum und schreien. In der nächsten Umgebung fehlt niemals der Gestank der Abtritte. Er hat die schweren Düfte der Orangenblüten abgelöst und hängt dick über dieser unglückseligen Oase.
An der nächsten Ecke steht ein Ristorante / Depositi di vini / und darüber flattert die grünweißrote Flagge, die an Almen und Käse erinnert. Diese Militärlager mögen zur Aufrechterhaltung des Oasenfriedens sehr nötig sein, die Bauern der Irrgärten waren von jeher ein unbotmäßiges Volk / aber sie tragen überreichlich bei zur Verhäßlichung des Bildes. Auf allen Wegen sieht man stets einige Soldaten herumlungern.
Telegraphendrähte spannen sich nach den verschiedensten

Richtungen. Hin und wieder fällt ein hölzerner Laternenpfahl auf / und an manchen Kreuzwegen erhebt sich ein dünner Wegweiser. Bauern, Esel, Kamele, Wagen, Trupps berittener Landjäger wirbeln Staub auf / der steht vor der niedrigen Sonne in Wolken von schimmerndem Gold. Aber es geht sich schlecht darin.

Das Laub der knorrigen Feigenbäume ist ganz jung und ganz hellgrün. Die Sonne scheint durch die dünnen Blättchen hindurch wie durch zarte Mädchenohren. Schmale Schienen von Dampfbahnen queren die Wege und Felder / und der Pfiff ihrer kleinen Maschinen hängt in den Kronen der trauernden Bäume.

Um den westlichen und südlichen Teil der Oase zieht sich eine hohe Mauer von weißgrauem Gußmörtel. Zieht über Dünen und durch Felder, mit Glassplittern oben und wagrechten Schießscharten unten. Wäre ich Soldato, ich stellte mich nicht hinter diese Scharten. Jedem im Gelände versteckten Schützen bieten sie erwünschte Ziele. Diese kalte Mauer, welche das Grün der Pflanzungen vom Grün der freien Steppe abschließt / stimmt das Bild auch nicht freundlicher. So ist jetzt der ganze Eindruck der Oase düster und trübe. Früher war ihr Aspekt fröhlich und der einer selbstbewußten Fruchtbarkeit.

Der Baumbestand ist gelichtet und bedarf Jahrzehnte zur Erholung. Die Stimmen der Arbeit sind herabgesunken / sind weniger zahlreich, sind weniger rege, klingen weniger fröhlich. Ehedem sang man in den Oasen Tripolitaniens, man arbeitete singend und war trotzig und froh. Man zahlte den Türken die Steuer und schimpfte auf sie. Aber sonst war man frei und unter sich.

Heute schweigen und brüten die Männer in den Oasen. Sie starren stumpf auf ihre verwüsteten Gärten und tun grad so viel / nicht Hungers zu sterben. Sie fronden den Italienern und hassen sie / sind Knechte ihrer Glaubensfeinde.

Das sind die Oasen Tripolitaniens.

Ich schritt einsam und allein nach Schhärraschhät / das ist eine Oasengegend östlich von der Stadt. Ich war sehr in mich gekehrt, und mein Blick schaute versonnen / denn hier hatte ich den stillen Winter des Jahres 1906/07 zugebracht.
Das niedrige Haus hatte die bescheidenen Anfänge meiner literarischen Laufbahn gesehen. Aber das geht niemand was an / niemand als mich und sie, die bei mir war in meiner Oaseneinsamkeit.
Die weißen Kuppeln der Karamanligräber träumen noch den alten Traum der versunkenen Paschaherrschaft zu Ende / ganz wie vor acht Jahren. Und ich schritt auf den Gräbern meiner Erinnerungen / denkend all der Gesichte, die auf mich zuflossen.
Da kam ich an das Ende von Schhärraschhät. Dort hatte der 23. Oktober getobt und die Linien der Italiener zwischen zwei Feuer geklemmt. Den ganzen Kampf sah ich, lebte nach die verzweifelte Wut eines verzweifelten Volkes, das mit dem Rechte der Rechtmäßigkeit sein Eigen verteidigt.
Die Häuser / ich sah sie noch alle in ihrem stillen bescheidenen Frieden / sie stehen jetzt größtenteils zerstört, und keine Menschenseele denkt daran, sie wieder aufzubauen. Denn diese Seelen sind ermetzelt / oder verjagt in fremde Lande. Die Türöffnungen sind kahl, und die Fensterlöcher stieren wie hohle Augen nach außen. Von Dächern keine Spur mehr. Die Innenhöfe, ehemals die Heimstätten genügsam-freundlichen Familienlebens / sie starren von Schutt und Dreck. Der zerstörte Blumenring in der Mitte liegt kahl und vertrocknet da. Treppe, Hof und Fußböden der grauenhaft zerschlagenen und versauten Gemächer sind schon von Unkraut überwuchert und mit Kothaufen besudelt. An den Außenwänden, die nur noch zum Teil aufrecht stehen, kannst du die Löcher der Gewehrkugeln nicht zählen / so viele sind ihrer.
Die ehemalige türkische Militärwache / hier begossen die guten Asger ihre bunten Blumen, und immer saßen ein paar Offiziere in aufgeknöpften Röcken unter der Veranda.

Dieſes Wachgebäude iſt völlig verſchwunden / und eine leere Stätte ſucht dich zu narren, daß du dich mühſam des Einſt beſinnen mußt.
Der bunte Blumengarten iſt viehiſch verwüſtet, und man erkennt die Stelle nur noch an zwei Reihen von Ölbäumen / man wundert ſich, daß die dort noch ſtehen dürfen. Hier träumten einſt die anatoliſchen Bauernjungen von ihrer baumbrauſenden Heimat und deren kühlen Mühlbächen. Im Gedenken daran begoſſen ſie ihre Blumen. Das aber war ihr Fehler / ſie blickten rückwärts, zu weit rückwärts, ſo daß ſie der Forderungen des Tages vergaßen. Die Soldati von heute aber phantaſieren vorwärts, zu weit vorwärts. Dies jedoch wird ihr Fehler, und auch ſie vergeſſen des Gebots der Stunde.

Das benachbarte Fort am Meer iſt ebenfalls zerſtört, geſchleift / viel gründlicher und abſichtlicher noch als jene Häuſer. Die gelben Erdwälle erkennſt du nur mit einiger Mühe wieder. Der Eroberer hat ſie abgetragen und die ſtarken Regengüſſe von drei Wintern haben ſein Werk vollendet. Kleine ſteile Tälchen, Furchen und Riſſe, anzuſehen wie Trockenbetten der Steppe / laufen die Hänge hinab, durch die Sandhalden hindurch.
Eine ſchauerliche Unmaſſe verroſteten Eiſenplunders und zerbrochener Scherben / der Abfall der neuziviliſierten Stadt liegt in den wüſten Senken, welche ehemals die Gräben des Forts waren. Eine Schar zerlumpter Eſeljungen ſcharrt hier von Sonnenaufgang bis in die Nacht hinein nach irgend wie noch verwertbaren Gegenſtänden. Zwiſchen ihren bloßen Füßen ſpringen gelbgraue, fettgefreſſene Ratten zu Dutzenden auf und huſchen in verborgene Löcher. Gemauerte Wallgewölbe liegen jetzt offen da, und ihre Räume ſind leer.
Aber der traurigſte Überreſt der türkiſchen Herrſchaft ſind vier kampfunfähige Geſchütze. Früher, als die Feſte noch trotzig auf der Höhe über dem Meer thronte, der Hafeneinfahrt grad gegenüber / da ſo[illegible]er Ferne immer nur ein

einziges Rohr, und das erſchien ziemlich winzig. Nun aber erblickte ich dieſe vier, für altafrikaniſche Verhältniſſe rieſigen Rohre von ſechs Meter Länge und mit ihren 24 cm-Mäulern. Stattlich und dick, rötlich und braun liegen ihre gezogenen Läufe da / drei noch auf den verbogenen Schwänzen, einer nackt auf der Erde, alle hilflos und kahl. Auf den Rohren ſieht man die eckigen Schrammen feindlicher Geſchoſſe. Und man lieſt:

Friedrich Krupp
1877

Grünes Kraut und gelber Löwenzahn ſprießen jetzt auf den alten türkiſchen Wällen, die bald ſo verlaſſen ausſehen werden wie die jener ehemaligen türkiſchen Feſte bei Biskra am Fuße des Atlas. Die deutſchen Geſchütze ſchlummern ihrem Verweſungsſchlaf entgegen. Metall, das die Muskeln weſtfäliſcher Blondköpfe ſchweißten / verroſtet hier im afrikaniſchen Sand. Unten rauſcht das Meer gegen das ſteile Ufer.
Von der Stadt, über den Hafen herüber, dröhnt das Brüllen eines italieniſchen Dampfers, der nach der Heimat fahren will.
Die Eſeljungen raſcheln in dem klirrenden Unrat der Gräben.
Die Ratten pfeifen und ſpringen.
Ja, die Eſeljungen / ja, die Ratten.

Es war Abend, einer jener halbdunklen Abende des Orients.
Mir war nach Eroberungen zumute und ein Etwas zog mich in die Stadt.
Das Lärmen der Zeitungslümmel und das Geflimmer der Trinkſtuben lag hinter mir / und ich ſchritt zwiſchen den ſtillen, geſchloſſenen Hallen der Gewürzhändler.
Es war dunkel. Da hub ein Regnen an / hub an mit jener plötzlichen, erſchütternden Wucht der Regengüſſe des Morgenlandes.
Ich ſtellte mich unter die Säulenreihe der Moſchee des Paſchas / deren Flächen traten marmorweiß aus den dunklen Schatten hervor.
Und der Regen ſchlug nieder. Italieniſche Soldaten flüchteten

in der komiſchen Angſt aller Südländer vor Regen / und die eingebornen Juden ahmten ihren Vorbildern eifrig nach.
Der Regen ſchlug nieder. In den ausgetretenen Steinen vor mir bildeten ſich unruhvolle Lachen.
Ich ſtarrte unluſtig auf ſie hinab.
Plötzlich erhob ſich hinter mir aus dem ſchwarzen Innern der Moſchee ein ſtarker Ton. Er ſchwang ſich auf breiten Flügeln empor und ſchwoll an zu machtvollem Geſang.
Zu jenem Geſang des Orients, der mit einem Hervorſtoßen beginnt, der aus der Bruſt hervorſchwillt, der dann eine eigentümlich näſelnde Färbung annimmt, der zu großen Höhen anſteigt / und der auf einmal in kurzen, haſtig betonten Stufen abbricht und erſtirbt.
Es iſt Entſagung / es iſt der Orient.

Solch ein Geſang brach aus dem ſchwarzen Innern der Moſchee des Paſchas heraus. Er übertönte das Raſſeln des Frühlingsregens und das Atmen der nächtlichen Straße. Und lag über dem allen / über den ſtillen flachen Dächern und ihrem milchigweißen Schachbrettfeld, lag über dem rieſelnden Regen und lag über mir.
Aufbäumend und abſchwellend, aber immer klagend und bebend ſtieg die Seele des Iſlam / dieſes unbekannten, dieſes rätſelvollen Weltweſens empor über die weiße Stadt. Klagte Allah das Leid ihrer Sünden und ihrer Not, ihrer Fehle und ihrer Angſte.
Ich ſtand ſtumm an einer jener Säulen, die ſchon antike Gotteshäuſer geſtützt haben. Stand ſtill und blickte unverwandt auf die ſtillen Tümpel in den ausgetretenen Steinen / ausgetreten von den Füßen frommer Beter.
Und drinnen ſang dieſe Stimme des Iſlam, des alten, des uralten Orients / ſang die Stimme vergangener Menſchheitsſtufen. Aufbäumend und abſchwellend ſang ſie / immer aber klagend und tremolierend.
Einmal drang ein rauher Unterton hindurch / häßlich und blutdürſtig.

Manchmal sang diese Stimme aus der Dunkelheit fast süß / und immer aber ergreifend.

Sie legte Menschheitstiefen bloß vor mir / von denen ich geahnet hatte. Rückte ihre Abgründe meinem Verständnis ein klein, klein wenig, ein ganz klein wenig näher.
Aus dem Dunkel ward sie geboren / und reifte große Schönheiten und ergreifende Häßlichkeiten. Aufbäumend und abschwellend / immer aber klagend und bebend, manchmal rauh, dann fast süß.
Die Seele des Orients, dieser rätselvollen Welt / sie lag im schwachen Schimmer einer plötzlichen Ahnung vor mir. Glimmerte aus dem undurchdringlichen Schwarz der Moschee hervor.
Der Regen hatte aufgehört / die Kreise auf den Lachen zogen sich zur Ruhe.
Auch der Gesang schwieg plötzlich / verstummte in einem unendlich klagenden, in einem das Herz zerpressenden Seufzer. Der durchschnitt wie ein scharfes Messer die Nacht. So schmerzlich war dies.

Ich wartete ein wenig. Aber der Gesang kam nicht zurück. Zögernd schritt ich fort.
Einmal blickte ich mich um. Die hellen Säulen sprangen grell aus den dunklen Schatten hervor. Das runde Minare hob sich marmorweiß vom Schwarz des Himmels ab. Und doch war die Luft nicht so finster / um zu verkennen, daß das weiße Dach des Minare grün angestrichen war. Grün ist die Farbe des Propheten, die Farbe des Islam.
Ich fand das seltsam / ich weiß nicht, warum.
Dann schritt ich still nach Hause. Die Lust auf Abenteuer war vergangen.
Nie war ich dem Orient so nahe / dies war mein letzter Abend in Tripolis.

Ins Innere

Wer dieſe Straße hinauszieht von Tripolis nach Gharian, der kann nur von zwei Dingen träumen / von den Großen, die vorher hier ſchritten, und vom Stimmungsreize alter Bücher und fremder Länder.

Hier ſind ſie alle geſchritten, durch die Steppe der Dſchefara und hinauf auf die Kalkmauern des ſahariſchen Rands, ſtampfend durch Sand und geſchaukelt vom Höcker. Sie alle / Friedrich Hornemann, der als mahometaniſcher Karawanen-Kaufmann reiſte und im tiefſten Innern des Sudan der Ruhr erlag, einſam auf ganz unbekannter Erde. Lyon und Ritchie / Denham und Clapperton, die Entdecker des Tſchad / Richardſon, Dickſon, deſſen Familie auf dem winzigen Proteſtantenfriedhof in der Oaſe von Tripolis ſchläft, der Erforſcher der Wüſtenſtadt Ghadames mitten unter Seeleuten.

Die Geſichte der ganz Großen. Da wandert Barth und neben ihm Overweg, der Frühvollendete. Da eilt ihnen der junge Eduard Vogel nach, in der Samtpekeſche des teutſchen Burſchen / und ahnt nicht, daß im ſchwarzen Wadai ſchon der Dolch für ihn geſchliffen wird. Duveyrier, der ſpäter durch eigne Hand ins Grab ſank / Schwermut, wie Maltzan. Nach ihm Mircher, Vatonne und Polignac, die Abgeſandten des Napoleoniden. Da reitet Rohlfs / dreimal zu verſchiedenen Zeiten. Sein Künſtlerhaar wallt ihm nach und das Abenteurerblut brauſt in den Adern. Hier wandert Nachtigal an beſcheidenem Stecken, mit beſcheidener Ausrüſtung / aber der erfolgreichſte von ihnen allen.

Von Süden blinken Flintenläufe auf, rote Senegalmützen / Monteil der Franzoſe marſchiert vom Tſchad heran.

Darauf Getümmel / Fluchten und Attacken, Maſchinengewehre und Flieger, Avanti und Allah, Freiheit und Knechtung, Tropenhelme und weiße Wollmäntel. Und ſchließlich ein knatterndes Auto, jeden Tag ein oder zwei.

Dieſes ſind die Geſichte der Straße von Tripolis zum Dſchebel Gharian. Über ihr ſchw[illegible]ſter der großen Toten / der

Verſchollenen wie der Gefallenen, der Siegreichen wie der Berühmten.
Ihrer aller war die Hoffnung und ward der Tod. Nur ein Name blieb noch übrig, ſeitdem ihre Bücher niemand mehr lieſt / und vielleicht iſt das gar nicht ſo wenig. Aber Mühe und Schweiß, Not und Angſt / ihrer war doch zuviel und ſo kreiſen ſie über der Wüſtenſtraße wie unerlöſte Geiſter. Sie hacken in den Sinn eines Mannes, der daherkommt und das Gedenken der Toten in ſeinem Herzen bewahrt.

Ich bin der erſte Reiſende hier, der anders hinausgeht / mit Bahn und Auto. Und die Poeſie liegt in dem Gegenſatze zu dem, was einſtmals war. Sonſt verließ ich Tripolis nach dem Innern auf Eſeln, heute mit der Eiſenbahn.
Spaßig doch, dieſer Bahnhof am Beginn der Palmoaſe. Schwarze Lokomotiven, die aus zwei Naſenlöchern fauchen, ſteife Wagen, Waſſerfrachtwagen. Schmutziger Boden, öl- und teerbeſchmierte Schienen. Scheußliche Rauchwolken quälen ſich nach den grünen Baumkronen hin.
Die Abteile Erſter ſind gut eingerichtet, nett gepolſtert und mit hellem Stoff verkleidet. Die Zweite mit ihren einfachen Holzbänken ſieht etwas kläglich aus. Die Dritte beſteht aus völlig leeren Güterwagen. Leider haben die Fenſter keine Holzblenden, die Wagen keine Doppeldächer / Einrichtungen, die eine afrikaniſche Kolonialbahn nun einmal haben muß. Obſchon ſich ſogar im Bahnweſen eine gewiſſe Zierlichkeit der Italiener verrät / ſo erkennt man doch ſtets die unglückliche Hand im Praktiſchen, im Kolonialen.
Wie kopflos ging man z. B. bei der Anlage der Bahnen vor! Sie bauten eine Linie nach Ain Sara, wo ſ. Z. viel gekämpft wurde. Und ſie kümmerten ſich weder darum, daß dort keine große Verkehrslinie ins Innere führt, noch daß dort nicht das Geringſte zu holen iſt.

Der Zug bewegt ſich ſtockend und zögernd durch die Oaſe weſtwärts. Hier hat ihr Bild weit mehr gelitten als im Oſten.

Auffällig viel elende Rohrhütten, Gurbi, auf den ehemaligen Gartenfeldern. Mehrere induſtrielle Anlagen mit greulichen Schornſteinen, mit Dampf / und mit vernichteter Umgebung. Rechts die große graue Luftſchiffhalle. Am Rand der Oaſe lauter Militärbaracken und dann die übliche hohe Gußmörtelmauer, durch deren Tor der Zug rollt. Noch ein Stacheldrahtverhau.
Dann öffnet ſich weit die Küſtenſteppe / in niedrigen gelben Hügeln und mit ganz wenigem ſpärlichen Kraut. Hinter dem neuen, mit viel Geſchütz tortenartig beſtückten Betonfort von Gergariſch ſchwenkt die Linie ſüdwärts ab. Gelegentliche Düneninſeln ſchaukeln ſich auf der welligen Steppe / Orange auf Grün.
An ferner Kimmung blauen die zackigen Umriſſe des Dſchebel. Das Steppengrün erſcheint gegen die Sonne zu wunderſchön hell und ſtrahlend / durchwirkt mit bunten Blumen und hellen Gerſteflecken. Verſtreut leuchten die hellroſigen Pudergeſichter der Dünen.
In den Ländern des Orients iſt die Sonne alles. Sie ſtäubt über die beſcheidenſten Formen köſtliche Färbungen und miſcht in nie raſtendem Wechſel die Stimmungen.

Es überraſcht mich doch, daß der Boden der Dſchefara hier weſentlich anders, beſſer iſt, als ich nach den älteren Berichten gedacht hatte. Die Steppe wird ſüdwärts recht freundlich, ihre Kräuter leidlich ſaftig und erquickend grün. Da und dort ragt eine kleine Palmgruppe auf. Nicht ſelten löſt ſich ein Kreis bunter Blumen aus dem auf- und abwallenden Grün der Weiden. Ziemlich viel Gerſtenfelder.
Die Landſchaft iſt ganz offenbar ausgiebiger befeuchtet als Mariut und Marmarika. Unzweifelhaft laſſen ſich größere Teile zu Ackerbaugebieten entwickeln und bei reichlicher Bewäſſerung wohl auch zu Baumgärten in Art der Küſtenoaſen.
Von der Gegend der Station Suani Beni Adem ab / dies iſt eine uralte Raſtſtelle der Feſan-Karawanen / erſcheint ein

neuer Zug im Antlitz der Steppe. Lotus-Büsche mit einem dünn- und grauſtengligen, blattloſen Geſtrüpp ſtellen ſich ein. Jeder ſitzt immer einem kleinen Erdbuckel auf. Ihre große Zahl gibt der mittleren und ſüdlichen Dſchefara ein eigentümliches Gepräge. Ich habe es in anderen Steppen Nordafrikas und Vorderaſiens nicht geſehen. Man muß manchmal an ein großlinig und etwas ungeſtüm wallendes Meer denken. Graue Wogen über grünen Wellentälern. Vielleicht ſind dieſe dornbewehrten Buckelhügel ein Selbſtſchutz der Steppe gegen das Umſichgreifen der Dünen. Vielleicht gar ein Vorſchreiten gegen die Sandwüſte.
Zwiſchendurch vermehren ein paar ſpieleriſch hingeworfene Schwarzzelte oder ein Grüppchen Schafe den Anſchein der Einſamkeit.

Es ſind zweiundfünfzig Kilometer von Tripolis bis Aſiſije, und man fährt zweidreiviertel Stunden. Während der Kämpfe wurde Aſiſije oft genannt als Sitz der türkiſchen Kampfleitung. Vorher kannte man dieſen türkiſchen Namen kaum, und die Karten verzeichneten ihn gar nicht. Militärs aber durften ſeinen Wert unmöglich verkennen. Ein wohl dreißig Meter hoher, breiter Hügel, Sidi Ramadan, greift wie der bronzene Buckel eines Schildes aus der flachen Steppenebene heraus. Von ſeiner Höhe ſchweift der Blick gegen die Wände des Gebirges und weit nach Norden über Weide und Düne bis zur Oaſe von Tripolis. Es iſt ein prachtvoller Beobachtungsſtand / heute erhebt ſich auf der Höhe die italieniſche Feſte.
Als Endpunkt der Bahn, als Kopfplatz der Kraftwagenlinien zum Gebirge und als Mitte eines weiten Beduinenbezirks entwickelt Aſiſije gegenwärtig ein reges Leben. Große Zelte wurden aufgebaut, Holzbuden und Wellblechbaracken errichtet / mehrere Häuſer, vielleicht noch türkiſchen Urſprungs, ſtehen da. Viele Soldaten laufen geſchäftig hin und her. Kamele brüllen und ſetzen ſich mit Laſten von Stroh, Eiſenröhren und Kiſten nach dem Innern zu in Bewegung / nach

Gharian, nach Misda, nach Ghadames / denn Asisije ist die Schwelle des Hinterlandes.
Große Holzstapel ragen neben dem bretternen Bahnhofsschuppen auf. Der Dampfwagen pfeift in gellenden Mißtönen. Ein stakiger Windmotor orgelt in den Lüften, höher als das saubere weiße Minare daneben. Im Hintergrund / der Hügel des heiligen Ramadan mit grünen Krautwangen und der Warte als Mütze.
Am Fuß der Kuppe sah ich sieben Höhlenwohnungen in die Erde eingescharrt. Klein und schwarzverräuchert blickten sie hilflos zu mir auf, und ihre Bewohner sahen nicht aus, als ginge es ihnen gut. Sogar in einige jener Dornbuschhügel der Steppe hatten sich Menschen eingewühlt und mit Hilfe einer schwarzen Zeltbahn und mehrerer Knüppel eine bescheidene Vorhalle errichtet.
Es hat immer etwas Trauriges, Höhlenwohnungen zu betrachten. Mögen sie auch geräumig, mit Fleiß ausgehauen, mit einem Schein von Behaglichkeit eingerichtet sein / sie machen stets einen unnennbar primitiven Eindruck. Es ist das verwickelte Gefühl des Gegenwartsmenschen, welches sich wider die Wohnart seiner vorgeschichtlichen Ahnen sträubt. Wie ein Hund vor dem Wolf zurückschreckt.

In Asisije bestieg ich einen Autocarro militare, ein Mittelding zwischen Personen- und Lastkraftwagen / urwüchsig gebaut wie dieser, schnell wie jener. In den schlichten grauen Kasten waren zwei kurze harte Holzbänke gestellt. Die Fahrt bis Gasr Gharian dauerte nur zwei und eine viertel Stunde, wovon zwanzig Minuten in Bu Gelan am Fuß des Gebirges gerastet wurde.
Die Steppe flog unter den Gummirädern nach hinten. Hohes Gestrüpp, bis vier Meter hohe, dicht verfilzte Büsche rasten vorbei. Ich staunte über die große Zahl der Gerstenfelder / schon waren sie verschwunden. Nur der Schein rötlich-lehmigen oder rötlich-sandigen Bodens hockte noch Augenblicke lang auf

der Netzhaut. Reizend lachte mich das Gesicht dieser grünen, busch- und kornreichen Steppenlandschaft an.
Dann glitten uns viele Steine entgegen, platte und gerollte. Der Kraftwagen hob und senkte sich, wie ein Dampfer, der aus der ruhigen Fläche des Hafens in bewegte See sticht. Gleich Wogen schlugen schwarzgrüne Gestrüppe um uns zusammen, hier rundlich rollend, dort seltsam kastenförmig gefalzt / die dornigen Zweige ineinander verkrallt. Es ist eine merkwürdige Buschsteppe, diese südliche Dschefara / man findet ihrer nicht oft im Morgenlande. Viel Steine, welche die zuletzt sehr zahlreichen, aber ziemlich unbedeutenden Trockenrisse vom Gebirge herabgeschleift haben. Sie lassen sich auflesen, und dann kann man hier Saaten ausstreuen / und man wird sich ihrer nicht zu schämen brauchen.

Düster und groß wie vorweltliche Mauern schoben sich die Steilhänge des Gebirges heran. Links und rechts griffen buntfarbige Hügelreihen in die Ebene voraus / und blaue Polypenarme packten weitausholend nach dem stampfenden Schifflein.
Bu Gelan ist eine winzige Ansiedlung am Fuß der Bergkanten, hineingepreßt in eines jener Tälchen, welche diese Wände durchfurchen. Sie sind alle kurz und infolgedessen streckenweise unglaubhaft steil. Böden und Hänge sind mit Geröllen und Blöcken von weißem Kalk dicht verputzt, und wollige Büschel von Steppenkraut punktieren die grauen Steilen.
Im unteren Stück des Tälchens steht in stufenförmig angelegten Felderchen ein schmaler, bandförmiger Streifen von Dattelpalmen, deren Fuß stark umbuscht ist. Blöcke, Geröll, ein verzerrter Faden von hellem Schwemmsand, ein nicht sehr festes, niedriges Mäuerchen / diese Einsamkeit liegt den Palmen zu Füßen. Dazwischen zwei, drei armselige Hütten aus Feldsteinen und Reisig.
Oben an den Berglehnen, ganz in der Höhe, wuchert an verschiedenen Stellen kühnes Gebüsch. Und erst schärferes

Aufskornnehmen zeigt dir, daß es eine Handvoll Dattelpalmen sind, die aus einer engen Nische der Steilwand schräg und steil herauswachsen. Eine Rampe von Steinen hat man dort angeklebt / Erde draufgeschüttet, und nun hängen die Dattelpalmen dort, fast wie Makartsträuße in einer unbenutzten Ecke. Ungemein zierlich und kühn nehmen sich diese dünnen, zerbrechlich aussehenden Palmen da oben aus.
Es ist ein stiller Erdenwinkel, dieses Bu Gelan, und der italienische Militärposten hat wenig mehr zu tun, als die Kraftwagen zu begrüßen, die zweimal täglich anhalten, einmal von Asisije her und einmal von Gharian, ferner die Kamelzüge, welche Militärlieferungen ins Gebirge hinanschleppen.

Oberhalb Bu Gelans klettert die neue Heerstraße die Bergwand hinauf. Die Soldaten haben sie selber gebaut und jede Kompanie hat nur an einer kurzen Strecke gearbeitet / deshalb ist der Weg in wenigen Monaten fertig geworden. Diese Militärstraßen aber und der Kraftwagenverkehr sind das beste, was Italien seiner jüngsten Kolonie bisher beschert hat.
Es sind kühne und eindrucksvolle Windungen, in denen die Heerstraße der neuen Römer emporsteigt. Und rücksichtslos setzt sie sich über die armseligen uralten Kamelpfade der Eingeborenen hinweg. Zwischen den Steinklüften wuchert grünes Gestrüpp, und vom Sprengen überhangende Felsen greifen gierig und tückisch nach unseren Köpfen. Wie Ränge im Theater ziehen die wagrecht gelagerten Bänke des Gesteins seitwärts in steile Weiten. In Schneckenlinien aber schraubt sich die Straße über Unterbauten und schattigen Tiefen um sonnenkahle Steinnadeln empor.
Die mehrhundert Meter hohen Gebirgsränder des weiten Halbrunds leuchten in grünen und roten Farben in die Tiefe und ins Land hinaus. Die dicken Gesteins-Simse treten wie Hauptrippen heraus / und eine Böschung von rötlicher Krume, mit Krautgrün und mit dunkelgrau verwitterten Blöcken bestapelt [illegible] von einer Rippe zur

nächsten hinab, die zehn oder dreißig Meter tiefer hervortritt. Die abwärts gesenkten Rinnen sind meist mit langen grauen oder dunklen Geröllsträhnen und Schuttfahnen angefüllt, soweit sie nicht mit Palmbüschelchen verziert wurden.
Tief unter dir die Makartsträuße der Palmen in Nischen. Am Fuß der kahlen Zirkusse die Spielschachtel-Hütten von Bu Gelan. Und ganz weit unten die plattgedrückte Steppe / schmale Adern schlängeln sich durch die graugrünen Sprenkel ihrer Gestrüppe. Hier und dorten heben sich lange Berg- und Hügelraupen sowie kegelspitze Einzel- oder Doppelberge heraus / meist in rötlichen Lichtern und mit zarten bläulichen Schatten verziert. Es sieht aus wie die seitliche Beleuchtung einer kunstvollen Rundbildkarte / aber es ist weiter und freier / und der Motor knattert.

Nach nur viertelstündiger Fahrt hat man die äußere Kante der Gebirgsmauern erklommen / und blickt hinein in ein weites unruhvolles Plateauland.
Das Gebirge Tripolitaniens baut sich nicht aus Sätteln auf, zu denen man von der Küste ansteigt / um zum Innern wieder abwärts zu schreiten. Es ist vielmehr ein einseitiges Gebirge und es besteht aus nichts anderm als der Kante der Schollenhochfläche der Sahara, welche in jener zum Mittelmeerkreis abbricht.
Die erste und unterste soeben erklommene Stufe ist steil / und du kannst Böschungen von dreißig, vierzig und vielleicht noch mehr Grad beobachten. Graues Geröll und dazwischen wagrecht verlaufende Bänke. Gelbblühendes Gestrüpp. Palmnischen. Oben schroffe, wild verwitterte Klippen und auf den Kuppen und Spitzen scharfe Nadeln und spukhafte Verzerrungen. Dazu jache Täler und Tälchen von kurzer Erstreckung / sie greifen mit mannigfachen Verrenkungen in die Eingeweide der Bergkante hinein.
Übrigens finden sich derlei Talrisse nicht an allen Teilen der ersten Stufe / sondern vorwiegend scheinen ihre Flanken nur durch kleinere Rinnen von der Oberkante abwärts gefurcht

zu werden. Das erzeugt sehr verschiedenartig schattierte Kerben und Rippen.
Die erste Stufe zieht mit mächtigen Spornen und Vorgebirgsrücken in das ebenere Vorland hinein. Kuppen und Kegel reihen sich ihr vor / alle schon recht kahl, und an ihren Lehnen kann das lose Steppenkraut längst nicht mehr das fahle Gestein verbergen.

Oben auf der Höhe, die Plateau-Landschaft / wer hätte solch reizende Bilder im Innern Tripolitaniens vermutet? So ansprechend, daß die schülerhaften Griffel früherer Beschreiber gar keinen bildhaften Eindruck davon zu erzeugen vermocht haben.
Kaum die kühnsten Klippen und die letzten Dornbüsche hinter den Rädern / da neigen sich Ölbäume zueinander. Ölbäume, milde Hügelformen und rote Lehmerde / das ist Gharian. Die unten lauernde, tückische Steilwand ist im Nu vergessen. Dafür gleitet der Kraftwagen in singendem Wiegen über die mächtige rote Lehmschicht.
Rötliche Äcker mit grünen Gerstensaaten zu beiden Seiten. Darüber in lichter Verteilung die dunklen Kronendickichte der Ölbäume. Eine offene parkschöne Landschaft, deren heitere Sonnenfreude sich dir ins Herze stiehlt. Acker wechselt mit Steppe. Rosige Pfirsichblüten grüßen aus dem Gebüsch. Und trotzdem fehlt nicht der stillbeglückende, erhebende Hintergrund der römischen Vergangenheit, und über ihn fort gleiten die heroischen Umrisse der alten Forscher, die hier geschritten. Geschritten auf jenen vielbändrigen Kamelpfaden, deren Ende am fernfernen Tschad im Lande der Schwarzen hängt.
In vollen Atemzügen lebt das Land von Gharian. Doch oft stellen sich, wie Riesenwarzen auf einer Riesenbrust, selbst Berge ein, hundert Meter hohe Berge. Auf ihrem Fuß klettern noch Oliven hinan, und eine Herde von Meckerziegen ergeht sich auf halbverdeckten Felsschalen in reizvollen Posen / man denkt an Italiener. Höher hinauf kriecht

Steppenkraut auf den Hängen herum / bis der Berg in einer kegeligen Spitze von kahlem Felsgetrümmer endet.
Du blickst in Niederungen und talartige Mulden / und ihre sanften Lehnen sind mit graugrünen Ölbäumen bedeckt. Gelegentlich fliegt ein Dörfchen roter Lehmhütten und Höhlenwohnungen vorbei. Leute stehen davor, nehmen beim Nahen des Kraftwagens komisch-ernste Stellungen ein und grüßen / die Männer zögernd und ernst, die Weiber starrend, die Kinder jauchzend und mit ungezwungener Übertreibung.
Auf der Hochebene steht keine Palme, du erblickst nur wenig Gefels und, außer Oliven und Gerste, sonst gar keine Anpflanzungen. Aber doch ist es eine Kulturlandschaft, auch wenn sie gegenwärtig nicht viel abwirft und die Bauern über Wassermangel klagen.
Vielleicht ist es der Gegensatz dieses stillheitern, sanftbewegten Friedens gegenüber den lotrechten, auf- und abwärts rasenden Klippen der Stufenlandschaft / was dich hier oben so gefangen nimmt. Du bist hoch über dem Meere, aber du merkst es nicht. In den Klippen dagegen bist du niedriger, doch es scheint dir, als hingest du in schwindelnden Höhen. Man würde sich hier vielleicht sehr hoch fühlen, wenn dies Hochland kahl und nackt wäre / so erging mir's am zweitletzten Marschtage der libyschen Wanderung. Aber hier in Gharian erzeugt die heitere Vegetation eine Empfindung sicherer Niedrigkeit.
Dieses sind seltsame Einwirkungen der Landschaft auf das Gemüt. Wir wissen noch sehr wenig von ihnen / wissen nicht, ob es Seelenzustände des Menschen allein sind, oder solche des örtlichen Milieus. Da spinnen geheime Fäden von Mast zu Mast / und es bedarf feinnerviger und geschulter Antennen, sie zu verspüren. Wes Saiten zu grob bespannt sind / der stößt das mit seinen bäurischen Ellbogen weg und poltert von unwissenschaftlicher Phantasterei. Wie unendlich fern er dem Erdgeiste ist / dem Erdgeiste, diesem, fast möchte ich sagen chemisch darstellbaren Urstoff der Landschaft, der Seele in ihren Zügen.

Nicht länger als eine Viertelstunde sausest du über die Fluren der ersten und unteren Hochfläche. Dann aber schraubst du dich auf den Schneckenzügen einer zweiten Stufe aufwärts. Sie ist nicht so hoch wie jene erste und längst nicht so steil. Dichtes, niedriges Steppengrün wuchert auf den Lehnen. Von Bäumen keine Spur, von packenden Bildungen nichts mehr zu sehen. Hier erkennst du auch, wie die Kalkschichten südwärts einfallen, in Winkeln bis zu fünfzehn Grad etwa. Solcher Art aber neigen sich die Tafeln all dieser tripolitanischen Gebirgsschollen sanft gen Mittag.
An einer Stelle erhebt sich am Rande der neuen Straße ein Doppelstein. Neben dem üblichen Gedenkstein mit dem Verschen, daß die und die Kompanie des und des Regiments Fanteria dies Stück Weges in der und der Zeit angelegt hat / dicht neben ihm ward ein alter römischer Meilenstein wieder aufgerichtet, ebenfalls mit Inschrift. Alt- und Neurömer Arm in Arm im afrikanischen Kolonialande / Evviva l'Italia.

Der Aufstieg bis zur Höhe der zweiten Stufe dauerte nur zehn Minuten. Oben wieder ein Plateau / dicke Lehmdecke, Steppe, Äcker / Ölbäume, die nicht selten so eine Art von Hain bilden, knorrige Feigen mit ganz jungem Laub. Milde Landformen.
Im Unterschied zu der ersten Hochfläche erblickt man hier die Felder mit niedrigen Lehmwällen umgeben / entweder zur Erleichterung der Bewässerung, oder aber zum Windschutz. Denn der Wind braust mächtig über diese Ebenheiten / und namentlich die kalten Winterstürme mögen manchen Pflanzungen hinderlich sein.

Rasselnd hielt der Kraftwagen vor dem sehr bescheidenen Hause des italienischen Befehlshabers von Gharian, des anscheinend sehr tüchtigen und bei den Eingeborenen beliebten Capitano Raspoli.

Ich war von Tripolis aus genau sechs Stunden unterwegs gewesen / und fühlte mich sehr frisch. In der türkischen Zeit brauchte man zwei bis drei Tage / und war müde. Immerhin ein Unterschied, der aber der Allgemeinheit noch nicht zugute kommt, sondern nur dem Militär und empfohlenen Personen.
Die Offiziere ließen mir ein sauberes Zimmer im Schulgebäude richten, das schon von den Türken zum Unterricht von Bergkindern benutzt worden war. Jetzt plagte sich ein junger Volksschullehrer aus Ancona in ihm mit den Bälgern ab.
Abends aß ich beim Residenten. Durch Liebenswürdigkeit beeiferten sich die Herren, die Einfachheit ihrer Küche weniger hervortreten zu lassen. Es gab unter anderm eine geräumige Schüssel gebratener Spatzen. Man sah mir an, daß ich nicht geübt war, mit dieser Art von Wildbret umzugehen / worauf ich erklärte, es sei das erstemal, daß ich „passere“ äße. Rief der Militärarzt ganz verwundert / was eßt ihr Deutsche denn eigentlich??

Gharian ist seit alters Zwingburg des mittleren Dschebel und Eingangspforte zur Sahara. Unter seinen Mauern zogen alle Karawanen vorbei, die aus den Negerländern Elfenbein und Goldstaub, Straußfedern und Ziegenfelle sowie auch Sklaven herbeischleppten.
Ein unabsehbarer Zug von Jahrhunderten, Jahrtausenden, der dort aus den Steinfeldern und Sandöden der Wüste heraufwankt. Die Knüppel der braunen Treiber krachen auf die lederharten Schenkel der Kamele. Weißverhüllte Kaufherren reiten dazwischen. In phantastischen Sänften girren die halblauten Gesänge der Sklavinnen Bagirmis und Musgus. Ein paar abgehetzte schmutzigweiße Köter trotten mit hängender Zunge und irren Augen im Schatten der Dromedare. An langer Kette stapft der kümmerliche Rest von tausend Sklaven über das scharfe Geröll / sie singen den Takt, und der Kurbatsch der Knechte kreist pfeifend über ihren Wollschädeln.

In weiter Ferne ſehe ich Staubwolken / Waffen blitzen darin und wilde Schreie gellen auf. Kreuzförmige Sattelkrücken tauchen auf, breite Schwerter und eiſerne Lanzen. Und mit grimmem Mut fällt die Horde verhüllter Tuarig in die zitternde Karawane.
Zuletzt wieder ein Mann / ſchreitet hoch daher und ſpäht ſcharf in die Runde. Taſchenbuch und Buſſole. Einer der Großen, der Klaſſiker dieſer Länder.
Immer kommt hier zum Schluß ein Mann / und iſt die Erfüllung.

Gaſr Gharian ſitzt einem ſteil aufragenden Bergſporn auf, der iſt nur von Oſt zugänglich / und aus der Ferne geſehen thront es. Aber es iſt eine Schöpfung vergeſſener Zeiten und gleichwohl nur ein ſchmucklos einfach Dinglein / wenn du ſeine Höfchen und Kämmerchen durchſuchſt. Es hockt mit ſeinen gelblichen Steinmauern und breiten Strebepfeilern wie ein geſträubter, doch ſchon alt und kraftlos gewordener Kampfhahn auf der weißen Ebenheit.
Aber ſchöne Ausblicke in die Weite ſchenken dir ſeine Zinnen. Während die Sicht nach rückwärts durch anſteigende Höhen ziemlich eng begrenzt iſt / ſchweift ſie nördlich fern in wilde Gebirgsöde. Wagrechte Geſteinsrippen treten in regelmäßiger Stufenfolge aus den ſteilgeböſchten Bergkegeln heraus. Alles eine Fülle von hellen Schichtköpfen, von dunkler verwitterten Blöcken, von weißen Stufen, von grünen Kraut- und Buſchtupfen. Langgezogene Rücken, geſchweifte Sättel, gezähnelte Zinnenreihen, tief eingeſchnittene, ſchräg- und kahlwandige Täler. Vereinzelte Ölbaumbeſtände / ſchwarz wie reife Oliven und klein wie mutwillig ausgeſtreuter Samen. Feine rötliche Schleiergewebe auf manchen Bergrieſen, in der Ferne die violett verſchwimmende Wand eines hakennaſigen Tafelberges, hinter dem ſich Bu Gelan verſteckt.
Angeſichts einer ſolchen weißen Öde und Steinerei faßt man ſich an den Kopf / und dafür Gut und Blut? Da fühlt man es unmittelbarer als je, daß nicht bloß Habgier, ſondern mehr noch Tatendrang auf Kolonialerwerbungen dringen.

Die Landschaft von Gasr Gharian ist nicht so sehr schön als fremdartig und wunderlich / ich meine das Randbild des zweiten Plateaus bei der Burg. Die kahlen, kalkweißen Buckel und Wände ermüden bald. Und erst der Blick in die Talspalten erfrischt. Aber mehr der Blick als der Gang / denn der ermüdet schnell zwischen diesen Millionen niedergeschleuderter Blöcke.

Zum Wadi Gharian fallen die ausgelappten Hänge der Hochfläche unter Winkeln von zwanzig bis fünfunddreißig Grad steil ab / und das ist unter der Sonne Afrikas eine Mauer. Ihre Gesteinsrippen und Terrassen starren von nackten grauen Kalkblöcken und glitzern stellenweise von Gipsknollen. Zwischen ihnen wuchert grünes Kraut / aber seine Farbe ist zu schwach, um noch in der Entfernung aufzufallen. Gelbe schmale Pfade führen in jachem Zickzack an den Steilen auf und nieder. An einigen Stellen haben die Italiener ein paar Wege angelegt, auf denen man nicht von Block zu Block springen muß. Öfters leuchtet zwischen Fels und Kraut die gelbe Erdkrume hervor.

Mehrfach, namentlich an den unteren Teilen der Lehnen und in Talfurchen klettern Terrassenanlagen abwärts. Eine türmt sich über der andern. Graue Mauern stehen als gebogene lotrechte Bänder da und tragen gelbe oder grünbewachsene, wagrecht eingestampfte Erdkrume. Darauf wachsen einzelne Obstbäume und Palmen / zwischen denen fallen die Oliven stets als schwarze Tupfen heraus.

Auf den etwas breiteren Talböden zieht ein Streifen, ein Sammetband von Palm- und Fruchtbaumgärten talab / doch sehen sie von ferne immer dichter und üppiger aus als sie in Wahrheit sind. Unter ihnen suchen Wasserrinnsale murmelnd ihren Weg. An der Quelle Ain e'Turk sitzen italienische Soldaten und füllen ihre Wasserfässer, die von eriträischen Maultieren hinaufgetragen werden aufs Dach des Lands.

Bestechend liegen die Farben der Hochfläche über den Tälern. Oben platte Wellenformen, gelbrote Lehmerde und schwarz-

grüne Olivenhaine. Unten steile graue Geröllmeere. In der Tiefe das wechselvolle Grün der Pflanzungen.

Die beiden Lebensfragen von Gharian sind / das Wasser und der Wind. Vom Wasser zu wenig, vom Wind zu viel. Die Blockmeere, von niederrauschenden Sturzfluten herabgerissen und angehäuft / sie lassen sich lichten, lassen sich beseitigen. Fürsorge kann dann ein nochmaliges Entstehen verhindern. So könnte Platz gewonnen werden für Anlagen. Aber das Wasser. Im Winter fehlt es in den Tälern nicht an ihm / doch dann verrauschen die Tausende von Raummetern nur zu rasch und ungenutzt. Durch Sperrbauten ließe es sich in den Schluchten aufsparen. Für die Hochflächen erreicht man dadurch allerdings noch nichts. Und sie, im Besitz der köstlichsten roten Erde / werden immer an Wassermangel zu leiden haben. Die Menschen trinken ihr von den Hausdächern aufgefangenes Zisternenwasser und schleppen Talwasser von weither dazu. Vielleicht könnte man durch ein spitzfindig ausgeklügeltes Kanalnetz einen Teil des Regenwassers abfangen, das von den zahlreichen Bergkuppen der Hochflächen auf diese selber herabrinnt / bevor es einsickert. Möglich, daß die Mühe sich lohnt.
Der Ackerbau auf den Plateaus ähnelt dem in den Küstenoasen, erzielt aber weniger Üppigkeit / und es fehlen die schmückenden Kronen der Dattelpalmen. Wie ich meine, halten sie den scharfen und kalten Höhenstürmen nicht stand / das Klima ist durchaus nicht zu feucht, wie manche früher meinten.
Der Ackerbau in den Tälern ist ganz anders gestaltet. Hier mußte den blockbesäten Steinhängen erst Raum abgezwungen werden / Krume und Fläche. Dazu schichteten sie jene ein- bis zweieinhalb Meter hohen Mäuerchen aus zusammengelesenen Feldsteinen auf. Dahinter warfen sie Erde, so lange und so hoch, bis eine kleine leidliche Ackertenne entstand. Auf der pflanzten sie / Ölbäume und Palmen, Feigen und Mandeln, Aprikosen und Pfirsiche (sie blühten grade mit zartrosigen Lichtern), Birnen und Äpfel, Johannisbrot, Reben

und Granatäpfel. Die Bewässerung überläßt man den Regenfällen / die sind sehr heftig, fallen oft zur unrechten Zeit und reißen dann die kostbare Krume hohnlachend mit hinab.

Das Wasser plagt die Leute von Gharian durch ein Zuviel und ein Zuwenig / stets zur unrechten Zeit. Der Wind aber sucht sie immerwährend heim. Er vertreibt die einträglichen Dattelpalmen von den Hochflächen und jagt die Menschen in unterirdische Löcher. Einen andern Grund finde ich nicht für die Anlage dieser seltsamen Erdwohnungen.
Der Baustoff lockt, dieser viele Meter mächtige, feste, fast formbare rote Lehm / lockt zum Einschneiden von Wohnzellen? Ich sage euch, ein Gebirgler errichtet schneller und müheloser eine Hütte aus Feldsteinen, ehe er so tiefe Höhlungen auswühlt. Nein, es ist der Wind, der kalte Wind, welcher die Leutchen dazu treibt, sich im Busen des Gebirges zu verbergen.
Denket nur, sie schachten ein geräumiges viereckiges Loch aus / die Seiten vier oder sechs Meter lang, ganz nach Belieben, die Tiefe ebenso oder doppelt so groß. Den Boden machen sie glatt und graben von den Seiten dieses Hofraumes aus Kammern in die Erde hinein. Die stehen nur durch eine niedrige, rohspitzbogige Türöffnung mit dem Lichtschacht in Verbindung. Sie sind häßlich und schmucklos, unfreundlich / und ewig in kühler Dämmerung, diese Zimmer von Gharian. Das Familienleben, das sich vornehmlich auf dem Boden des Lichtschachts abspielt / es sieht nichts von der Außenwelt als ein Stück blauen oder wolkenbefahrenen Himmels. Den Geist der Kinder muß der Anblick dieser vier kahlen gelbroten Wände fürs ganze Leben ungünstig beeinflussen.
In einer Ecke des Hofes mündet von der Oberwelt her ein gebogener, schräg abwärtslaufender und niedriger Stollen / der Haupteinlaß. In der Mitte, von Finsternis umfangen, sperrt ihn eine roh zusammengeschlagene Holztür. Außerdem gibt es einen Aus- und Eingang für Fälle von Not und Schnellig-

keit. In einer Ecke des Luftſchachts ſteigen zwei nebeneinander eingehauene Reihen von Löchern in der Lehmwand aufwärts. Oben über den Rand ragt ein aus zwei Baumäſten errichtetes Geſtell ſchräg vor, und von ſeinem Ende hängt ein handfeſter Strick herab. An ihm kann man ſich mit Hilfe der Trittſtufen fix herablaſſen oder an die Oberwelt klettern.
So wohnt man in Gharian.
In der Nähe findet ſich gewöhnlich eine Ziſterne / gleichfalls eine Ausſchachtung des Bodens, in der das Regenwaſſer des Platzes zuſammenläuft. Die Öffnung iſt überdeckt von einem Lehmaufbau, unter dem das Waſſer durch ein Loch einrinnt. In der Decke befindet ſich noch die Schöpföffnung, die durch Bretter verſchloſſen iſt / denn das Waſſer iſt hier oben ſo gut wie bares Geld.

Dies iſt das Gebirge von Gharian und das die Steppe der Dſchefara. Der Ausflug in beide, ſo kurz und ſchnell er war / hat mir eine Fülle neuer Aufſchlüſſe gegeben. Ich war überraſcht, die Dſchefara grüner und geſegneter zu finden / als ich nach den älteren Berichten annehmen mußte. Ihre lachenden Fluren mögen den Italienern mehr Nutzen bringen, als ſie vielleicht ſelber erwarten. Das Gebirge iſt kahler und ungünſtiger geſtaltet / als ich gedacht. Seine Täler haben viel weniger Raum für Pflanzungen, als die älteren Reiſenden berichteten. Seine Hochflächen ſind gut veranlagt, aber ſie leiden unter dem Waſſermangel.
Mit keinem Stück Orient hatten ſich meine Gedanken einſtmals eingehender beſchäftigt, als mit dem Dſchebel Gharian. Und in keinem überraſchte mich das Bild der Landſchaft als ein ſo ganz anderes wie hier. Alle Beſchreibungen ſind erſtaunlich ſtümperhaft, und keiner liegen gute Bilder bei. So z. B. ſchlägt Barths Bild vom Wadi Gharian, mit den lotrechten Mauern der Talwände, den Tatſachen einfach ins Geſicht. Selten habe ich die Unzulänglichkeit der Stubengeographie ſo unmittelbar empfunden / wie im Dſchebel Gha-

rian und in der Dschefara. Wie notwendig ist es doch, erst zu sehen und dann zu schreiben. Zwei einander benachbarte Landstriche der gleichen Boden- oder Vegetationsform können sich voneinander oft sehr unterscheiden.
Man muß jedes Land selber gesehen haben, ehe man's abzuschildern wagt. Die literarischen Quellen versagen meist immer / ihre Schilderungen sind gewöhnlich so allgemein und wenig bildhaft gehalten, gehen so wenig aufs Charakteristische, stammen von so verschieden gestimmten Leuten, daß nur der einiges aus ihnen machen kann / der jene Gegenden aus eigner Anschauung kennt.
Das alles sind ja eigentlich Gemeinplätze / sie leuchten jedem Laien ein, und der lacht über jene Leute, die dicke Bücher über fremde Länder schreiben, von denen sie nie etwas gesehen haben. Manchem Fachgeographen aber sind das noch Ketzereien.
O ihr Kolonisten da draußen am Waterberg, ihr Farmer in Canada, ihr Kaufleute am Yang tse kiang, ihr Missionare in Indiens Dschangeln und ihr weitgereisten Konsuln in Irans Städten, o ihr alle, die ihr gewohnt seid, die Welt zu umwandern / eure Gesichter möchte ich sehen, die hohnvolle Verzerrung eurer verwitterten Charakterlinien / würdet ihr einmal Vorträge von Leuten anhören, die über ein Land lesen, das sie niemals gesehen, niemals bereist haben. Ein Überbleibsel verflossener Zeiten ist diese seltsame Erscheinung / als man die Erde noch nicht so leicht umwanderte wie heutzutage.

Ein vornehmer Berber von Tripolis fuhr in meinem Kraftwagen mit ins Gebirge und zufällig auch gleichzeitig wieder zurück. Er war mir lehrreich.
Sehr sauber und gut angezogen, gehörte er zu jener Klasse städtischer Eingeborner, die feingekleidet durch die Straßen von Tripolis und Ghadames wandeln. Hochaufgerichtet, würdig, ehrbar aussehend / die Intelligenz und die Auslese des Islam. Leute, die in verschiedenen Teilen der Sahara

und des Sudan Waren auf Höckern laufen lassen. Mit einem Vermögen von mehreren hunderttausend Franken sind sie Millionäre ihres Kreises. Nicht Krämer, Baggal, von denen sie verächtlich sprechen / sondern Taschir, Kaufherren.
Diese Menschen sind achtenswert. Sie schritten früher unnahbar einher, meist Haddschasch, Mekkapilger / und der Fremde hatte kaum die Gelegenheit ihrer Gesellschaft. Jetzt aber. Dieser Mann suchte meine Nähe, denn ich war im Autocarro der einzige, mit dem er in seiner Muttersprache reden konnte. Die Offiziere beachteten ihn nicht. Mir war er fesselnd als Typus.
Er erzählte. Möchte gern aus Tripolis heraus und in die Türkei übersiedeln / nach Damaskus, wo er schon in Salhije, dieser Sammelbüchse vertriebener Mohammedaner, ein Haus gekauft hat. So groß ist die Liebe dieser Menschen zum Islam / nur um unterm Glaubensszepter leben zu können, geben sie die Heimat preis und verschleudern ihre Güter.
Aber die italienischen Behörden erlaubten ihm die Auswanderung nicht. In den Herbsttagen der Besetzung hatte er, irre ich nicht, 40000 Fr. Kriegsbuße zahlen müssen / zusammen ein Dutzend mußten sie am Beutel bluten für den Freiheitsdrang der Stadtbevölkerung. Zweimal saß er im Gefängnis.
Ich will nicht sagen, daß diesen Fanatikern ein kleiner Aderlaß nicht zu gönnen wäre / aber das bekümmerte Gesicht des Mannes steht mir doch unvergeßlich vor Augen, als er mit gebrochener Stimme sein Herz ausschüttete.
Die Tränen des Islam / die Wunden des Islam.
Er erzählte mir auch, daß jetzt viele Waren aus Italien eingeführt werden / die vor der Besetzung aus anderen Ländern kamen. Mehl z. B., das früher in größerer Menge von Marseille her verschifft wurde. Natürlich / italienische Herkunft ist zollfrei und erfährt allerhand Erleichterungen, fremde erleidet Zollschereien.
Übrigens macht mir manches Spaß / neben dem Leide. Und oft ist es nicht möglich, beide reinlich zu trennen. Bei allem Mitgefühl für die Tränen, die Wunden des Islam / ich muß

doch manchmal wie befreit lachen, sehe ich das eingeschüchterte Wesen der Tripolitaner. Diese einstmals oft nur allzu frechen Burschen nehmen heute ohne weiteres stramme Haltung an, geht ein Tropenhelm vorbei. Sind lammfromm geworden und fingerzahm. Verachteten ehemals die Italiener, die Makkaroni / und hassen sie jetzt. Früher im besten Falle gönnerhaft / heut schutzsuchend mit ängstlichen feuchten Augen.
Die Italiener treten ja auch brutal auf / mit allem Nachdruck einer nicht ganz vollwertigen Kultur, dem etwas Gehässiges innewohnt. Wißt ihr, welches arabische Wort allen Italienern an der Syrte am meisten geläufig geworden ist? Fissa, d. h. schnell. Sie stoßen es mit ganz langem drohendem i heraus und lassen das a kurz wie einen Peitschenhieb hinterherknallen. Es ist ein Befehl und ein Fußtritt, eine Abweisung und eine Absonderung.

Ich sprach mit einer Anzahl von Mohammedanern / Armen und Reichen, Jungen und Erwachsenen, über das, was ihnen am Herzen liegt. Hatten sie erst einmal erkannt, daß ich kein Italiener war, sondern ein Deutscher, der mit ihnen arabisch plauderte / schnell tauten sie auf, wurden vertraulich.
Aber bezeichnend dafür, daß den Orientalen nicht zu helfen ist / sie ergingen sich kaum einmal in lauten Äußerungen des Hasses, sie kamen nicht in Harnisch. Nein / nur eine tiefe, eine ganz tiefe Bekümmertheit breitete sich über ihre Gesichter. Ein bedauerndes Achselzucken, ein Verziehen der Mundwinkel.
Dieses ganze Volk ist in einer völlig ratlosen Entsagung versunken! Sie erhoffen kaum noch Hilfe / auch wenn ihre Gedanken auf phantastischen Brücken spazierengehen. Sie fassen den neuen Zustand immer noch nicht so ganz. Ihr altes Weltbild wurde ja auf den Kopf gestellt, und sämtliche Worte ihrer Väter und Lehrer, ihrer Priester und Vorbilder / das alles wurde Lügen gestraft.
Es hat etwas Schauerliches / diese grabeshafte Versunkenheit, diese aschgraue Trostlosigkeit eines ganzen Volkes.

Es ist grauenhaft / und die Verzweiflung geht dort mit leeren Augen um.
Vielleicht aber ist das die Sühne für die Fehler der Jahrhunderte.

Von Entdeckern und von Vagabunden

Steche zum drittenmal von Tripolis aus in See. Jedesmal ein glatter Sonnentag. Die Ruder knattern über das flirrende Blaumeer.
Rhone heißt der Kasten da draußen / mit viel Schwarz rundum und Weiß oben. Zum erstenmal unter Mariannens Schutz / unter einer Trikolore, die im blauen Streifen recht geflickt ist. Sieht anmutiger und zierlicher aus als die italienische, aber doch nicht sauberer. Ein schlampiges, vielleicht noch gar nicht so altes Frauenzimmer von kokottenhaftem Ansehen empfing mich. Marianne. Hinter ihr ein schlanker Jüngling mit gebranntem Scheitel / mit marquisartigen Umgangsformen und weißen Gamaschen, aber vorläufig noch ohne Kragen. Schmuddlig, aber bezaubernd höflich.

Die weiße Stadt. Die weiße Stadt zwischen blauem Himmel und schwarzblauem Meer. Die weiße Stadt mit den grüngespitzten Minare / mit dem grauen Serail, das jetzt Governo heißt / und mit den grünen Palmen. So fremd Tripolis mir in seinem Innern geworden ist / so altvertraut kommt es mir wieder von außen vor. Acht Tage verscheuchen acht Jahre der Erinnerung. Von See gesehen hat Tripolis doch immer noch was Festungsartiges, was Barbareskenhaftes / schaut aus nach Seeraub und Verteidigung. Helle schrägstehende Mauerwerke. Minare. Blauwasser. Riffe. Gischt.
Später liegt die Stadt in bernsteingelbem Dunst hinter mir, und ein paar Rauchfahnen schweben darüber / die sah man früher nicht. Symbol der Fremdherrschaft und der Häßlichkeiten.

Der letzte Platz, von Forschungsreisen zu träumen. Denn voraus ist helle Gegenwart / und jene Länder haben keine klassischen Reisenden gesehen.
In Deutschland ist es gefährlich, Gedanken zu haben, wenn man sie nicht mit Heeresmacht verfechten kann / sagt Fallmerayer. Er hat nicht unrecht. Wirf eine Idee in den Kochtopf der Geographie, und der Dampf des Totschweigens zerkocht sie / so du nicht Universitätslehrer bist oder anerkannter Anhänger des Klüngels. Freunde mein, es haben sich an der Erneuerung der Geographie / und das ist eine altehrwürdige Frage, ebenso alt wie die Erneuerung der Türkei / schon vor hundert Jahren und nachher sehr feine Köpfe versucht. Köpfe, die viele von uns heutigen weit hinter sich lassen an Scharfsinn und Tiefblick. Aber ihre Stimmen verhallten, ihre Arbeiten zerflatterten. Sie warfen noch nicht so eilfertig um sich mit den neuzeitlichen Schlagworten / voran „kausal verknüpfend". Aber sie waren keine Bestallten / sie redeten nur mit der Kraft der Überzeugung, nicht mit der Qual der Amtsnotwendigkeit. Dieses Biedermeier hat da einige Geographen gezeitigt / die waren moderner als viele unter uns. Nur schrien sie nicht so laut. Heute aber? Jedes Studentlein im ersten oder zweiten Semester vermeint allen Ernstes, diesen so schwer erfaßbaren und noch schwerer erklärbaren Begriff der Geographie verstanden zu haben. Und mancher Dozent glaubt es bereitwillig. Es mag wenige Wissenschaften geben / in denen Wollen und Können in so klaffendem Gegensatz zueinander stehen.

Gegenpol des Geographen ist der Forschungsreisende. Beide sollten eigentlich Hand in Hand gehen. Dies geschieht gewöhnlich nicht, und der Grund mag darin liegen, daß wir noch zu sehr in der Zeit des Einsammelns von Kenntnissen stecken / während die des Verarbeitens erst allmählich herbeikommt. Deshalb vielleicht ist der Forschungsreisende auch noch der geachtetere / des Geographen aber ist die Zukunft. Der Reisegeograph ist erst im Entstehen.

Er muß ein Mann von Eisen sein, der Forschungsreisende / ein Mann harter Nerven. Er darf kein Mitleid kennen / weder mit sich, noch mit anderen. Mit diesen am wenigsten. Der echte Forschungsreisende, eine viel stählernere Art als der Flieger, darf nicht verheiratet sein / oder aber unglücklich verheiratet. Darf nicht verlobt sein. Er muß einen ausgezeichneten Magen haben, mit dem er die unverdaulichste Speise und den unverdaulichsten Widersacher klein kriegt. Solch ein Magen ist notwendiger als ein gutes Kamel und wertvoller als Sprachenkenntnis.

Nebenbei muß der Entdecker auch etwas von seinem Fache verstehen. Aber die ersten Eigenschaften sind wichtiger / denn ein strammer Kerl mit mäßigen Fachkenntnissen erreicht in der Incognita weit mehr als ein Schwächling mit dem Gehirne Carl Ritters.

Er muß seinen Freund und Bruder am Wege verrecken sehen und weitermarschieren können / dem Ziel entgegen. Er muß das Leben und die Wohlfahrt seiner Tiere und Leute mißachten / um noch ein paar Tagreisen mehr vorzudringen. Muß etwas Zeitloses an sich haben. Um nichts sich kümmern als die Erreichung des Ziels. Dieses aber ist die allervornehmste Eigenschaft des Entdeckers.

Der Forschungsreisende darf nur aus einem Bündel Stahlnerven bestehen / die nichts ausdrücken als einzig den Willen zum Vorwärts. Dazwischen aber muß eine unauslöschliche, eine ewige Flamme lodern / die nichts anderes bedeutet als das Ziel. Plan und Wille, das heißt Ziel und Weg / sie müssen im Entdecker von vornherein unlöslich beieinander liegen. Nichts darf sie trennen, höchstens der Tod beide, gleichzeitig, niederstrecken können. Nur so ist das Ziel zu erreichen / nur solch ein Mann kann Erfolg haben.

Der Forschungsreisende muß brutal sein, kaum ein Mensch. Ungeeignet für menschliche Gesellschaft.

Die Brutalität des Entdeckers braucht sich nicht offen und äußerlich auszusprechen. Bei Stanley zwar war's, wohl auch bei Barth und Mungo Park. Nicht aber bei Nachtigal.

Innerlich drin war sie auch bei ihm. Oder liebt seine Leute und ist winselnder Menschheitsbeglücker / wer sie in die kochende Hexenküche von Tibesti schleppt?
Dies Sich-nicht-abbringen-lassen ist das Entscheidende in der Befähigung zum Forschungsreisenden. Es wird nur möglich durch einen gewissen Mangel an Reflexionsvermögen / durch eine Art geistigen Fehlbetrags: Wer alle Seiten einer Sache, einer Gefahr gar zu genau erwägt und berechnet / der taugt nicht zum Entdecker großen Stils. Dieser muß vielmehr stets ein wenig in Unkenntnis schweben über die Fährnisse, denen er entgegentreibt.
Sehet, das trifft den zweiten Brennpunkt / der Große marschiert nicht nur, er treibt auch, treibt, vom Dämon gejagt, dahin. Würde er alle Gefahren in ganzem Umfange kennen / er ließe die Hände davon.
Ein neuer unumgänglicher Zug des Forschungsreisenden also / er unterschätzt die Gefahren. Das heißt, er ist nicht gar zu genau vertraut mit dem Lande.
In der Tat / eigentlich ist er ein Mann von nicht allzu hohem geistigem Rang.
Hierin aber liegt ein zweiter Grund, daß Geograph und Forschungsreisender sich nicht in einer Person paaren. Der Geograph, selbst nur zweiter Klasse, muß geistig doch zu fein gestaltet sein / als daß er vierschrötig genug wäre, um die obengenannten Anforderungen des Entdeckers zu erfüllen. Dieser wiederum ist nicht fein genug angelegt / um die höheren geographischen Grade zu erfassen und zu erfüllen.
Von den echten Forschungsreisenden sind nur wenig Werke von geistigem Vollgehalt geschrieben worden. Ihr Wissen und ihre literarische Befähigung stehen in keinem Verhältnis zu der Größe der errungenen Ziele. Nachtigal ist eine Ausnahme. Stanley, der Typus / geringes Wissen und zu sehr Berichterstatter, um Schriftsteller von Geschmack zu sein. Barth hat das teilweise Wissen, aber nicht die literarische Begabung / wo er malen soll, wäscht er Pinsel, zerpflückt sich in tausend Einzelheiten. Bei Rohlfs fehlte es besonders am Wissen.

Mir scheint / keine Menschenklasse wird von der Öffentlichkeit so falsch eingeschätzt wie die Forschungsreisenden. Man stellt sie in Bausch und Bogen sehr hoch. Bemißt ihren Ruhm lediglich nach dem erreichten Ziel / und ganz und gar nicht nach der Art und Weise des Weges dahin, überhaupt nicht nach den Fähigkeiten. Die Forschungsreisenden werden im allgemeinen zu hoch geachtet, zu sehr gerühmt. Dies muß nicht zutreffen auf den Erfolg der Leistung, die Aufschließung einer Terra incognita. Wohl aber entspricht der Entdecker geistig dem Maß der ihm entgegengebrachten Wertschätzung in der Regel nicht ganz.
Übrigens / habt ihr wohl bemerkt, daß der Forschungsreisende seinen Dichter noch nicht gefunden hat? Deshalb auch kennt die Öffentlichkeit ihn noch gar nicht, ihn und sein innerstes Wesen. Niemand spricht über diese Dinge. Die Mitglieder seiner Klasse sind entweder zu ungebildet oder sie sind zu verbildet / um seine Seele zu erkennen und darstellerisch nachbilden zu können. Ob dieser Mangel nachgeholt wird? Ich glaube es nicht. Denn ihr dürfet nicht vergessen, daß der Forschungsreisende im Aussterben begriffen, daß er ein Atavismus ist.

Der Reisende fremder Länder überhaupt? Diese Klasse ist das lustigste Sammelsurium der Welt. Vom Spaziergänger bis zum Entdecker. Und sicher ist der Spaziergänger der glücklichere. Vielleicht ist Spazierengehen überhaupt die anmutigste Beschäftigung des Menschen. Ohne Ziel als das des Gehens. Die Gehirnnerven in köstlich tätiger Bewegung. Voll von Plänen und guten Gedanken.
Sie sind eine weitschichtige Klasse, die Reisenden. Doch wären sie bedeutend liebenswürdiger / schrieben sie nicht so viel. Bedenket / etwas, das sich erzählt gut anhört / nimmt sich gedruckt nur zu oft läppisch aus. Manchen drängt zum Schreiben auch weniger [illegible]erzeugung / als vielmehr die Hybris, erregt von [illegible] der Zuhörer seiner Gespräche. Ich glau[illegible] sind die rechten Reise-

ſchilderer / die ſich nicht erſchöpfen im Geſchwätz, die es aber mit innerer Gewalt treibt, druckeriſch ſich von dem Erlebnis zu befreien.
Die meiſten Reiſenden ſind mehr Abenteurer als Schriftſteller. Abenteurer im weiteſten Sinne, oft mit ganz beſcheidener Note. Erwäget, es gibt Haſenherzen, die es trotzdem in die Wildnis treibt / Bänglinge, welche vor einem dunklen Kellerloch die Hoſe näſſen. Aber der geheimnisvolle, der im Höhlenmenſchen wurzelnde Nervus investigatoris jagt ſie vorwärts / und hinterher ſcheinen ſie Helden.
Der verachtetſte Vertreter des Reiſenden iſt der Landſtreicher / der ſonnverbrannte Strizzi. Mit wenig oder gar keinem Geld, beſcheiden angezogen oder zerlumpt / ihr kennt die Geſtalten. Sie wandern überall auf Erden umher. Unſere Landsleute trifft man viel in den Küſtenländern der Levante / Ägypten iſt ihre Sehnſucht, Ägypten, das Land der Wärme und der reichen Turiſten.
Sie ſind ein Zeichen der Kraft unſeres Volkes. Arbeitsſcheue / ja, aber warum? Weil ihr Geiſt, ihr Denken über das Einerlei der Handwerksarbeit hinausſchweift. Ihre Tragik liegt darin, daß ſie nicht genug Schulung beſitzen, um höher zu kommen / um das Erſehnte Tat werden zu laſſen. Verunglückte Keimzellen von Forſchungsreiſenden. Unbildung und Fehlen des Schöpferiſchen.

Über dem Landſtreicher ſteht jener Reiſende, der mit winzigen Mitteln wandert und mit allen Unbequemlichkeiten vorlieb nimmt. Er reiſt meiſt in der dritten Klaſſe, ſelbſt auf vollgepfropften Levantedampfern. Dort bandelt er mit dem Koch an und mit dem Maſchiniſten / er erzählt jedem, er ſtudiere Volksleben. Er ſucht aus ſeinen Fahrten gleich Geld zu ſchlagen / ſammelt und verkauft fremde Briefmarken, völkerkundliches Gerät, Steine, Tiere, Photographien. Oder er ſchreibt gar und ſucht die Zeitungen heim. Meiſtens lügt er, niemals iſt er ganz zuverläſſig. Gewöhnlich weiß er in ſeinen Schichten gut Beſcheid und kennt viele Einzelheiten

fremder Länder / ohne ſich irgendwie zu den Zuſammenhängen zu erheben.

Geſellſchaftlich höher, aber ſachlich oft viel niedriger ſteht der Globetrotter und Turiſt. Er muß einmal eine Reiſe gemacht haben / um die Erde oder nach Ägypten. In dieſer Klaſſe ſpielt das Weibliche zum erſtenmal eine Rolle. Manchen treibt auch gelegentlich ein vorübergehender Drang. Schreiben ſie, und ſie ſchreiben oft / ſo geben ſie ihr, glücklicherweiſe meiſt dünnes Büchlein einem Zahlungskoſtenverleger. Das Vorwort endet immer mit dem, ach nur frommen Wunſche / Und nun, mein liebes Buch, ziehe bildergeſchmückt hinaus in die Welt.
Man kann ein amüſanter, ja geiſtreicher Erzähler ſein / und doch ein albernes Buch ſchreiben. Ein Geſpräch beſteht aus Einfällen und iſt immer nur hüpfende Augenblicksmache. Ein Buch von Sinn entſteht nur durch Nachdenken und iſt ſtets ausſchließlich Dauerarbeit.
Sie ſind ekelhaft gefühlsſelig, fällen erſtaunlich ſichere Urteile und werden manchmal, ungewollt, beluſtigend witzig. Ihre Schädlichkeit liegt darin, daß ihre langweiligen und unnützen Machwerke Leſer von der Sache ſelbſt abſchrecken / die ſchon Luſt hätten zu gehalt- und geſchmackvollen Reiſewerken.
Die Zahl dieſer Autoren iſt Legion / ſie enden in der Stampfe einer Papierfabrik oder im Warenhaus. Doch ſchadet ſolch unrühmlich Ende der Rolle nicht, die ſie in ihrem Kreiſe ſpielen.
Nach ihnen kommt der Weltreiſende. Er iſt auf Dampfern und in Schlafwagen völlig heimiſch / fährt ſtets erſter Klaſſe / iſt blendender Unterhalter / Liebling und Verehrer der Damen / ſpricht mehrere Sprachen. Er arbeitet nur mit großen Blättern und empfängt hohe Honorare. Im Winter hält er Lichtbildervorträge. Auch ſchreibt er flotte, aalglatt zu leſende Bücher.
Natürlich iſt alles flach. Tauſende vor ihm haben das geſagt. Aber [illegible] er ſelber zuerſt, glauben, ſeine

Stiliſtik berechtige ihn, es ruhig noch einmal auszuſprechen. Doch das iſt eine Täuſchung, denn der Stil iſt nicht tief genug, um neuartig zu geſtalten, er iſt nur gefällig und zeichnet ſich vor dem des Globetrotters und Turiſten bloß aus durch Fertigkeit und Glätte.

Ein neues Bild, eine ganz neue Kaſte. Poeten, die früher in der Stube die Reize des Waldes beſangen / und jetzt im Zeitalter des Weltverkehrs hinausziehen in Länder und Meere. Erſt die letzten Jahre vor dem Kriege haben ſie bei uns hervorgebracht. Aber ſie entwickeln ſich. Vielleicht ſehen wir da Kräfte frei werden / Kräfte, welchen eine Kleinigkeit den Weg zum großen Dichter verſperrte, und welche nicht kulturlos genug ſind, um primitive Verkehrswidrigkeiten lachend zu überwinden.
Dieſe Menſchen haben immer Gedichte und Romane geſchrieben / und ſie bringen einen Stil mit, den andere nicht haben. Sie beſitzen Geſchmack und Feinſinn, ſehr oft den Kern zu erkennen und das Weſentliche, ja das weniger Bekannte zu ſagen. Ihre Bücher ſind eine ſeltſame und berückende Vereinigung von Dichtkunſt und Reiſebeſchreibung. Jeder, der nicht ſo ſtumpfſinnig iſt, von jedem Reiſebuch neue nackte Tatſachen zu verlangen / wird gern nach ſolchen leckeren Schriften greifen.
Von dieſer ganz jungen Klaſſe von Reiſenden hat die Geographie, zu ihrer Schande ſei es geſagt, noch nicht die geringſte Notiz genommen. Man kann aber Geographen, werdenden und ſertigen, gar nicht eindringlich genug raten / ſich mit der neuen Art zu beſchäftigen. Zu lernen Gefühl und Geſchmack für Geſtaltung im Kopf und für Darſtellung auf dem Papier.
Ob von dieſer Seite aus, ebenſo unerwartet wie begrüßenswert, jene Anſtöße kommen können / die der Geographie not tun, ſoll ſie ſich zu idealer Höhe erheben? Denn darüber dürfen wir uns keiner Täuſchung hingeben / die Geographie hat ſich in einer ſeltſamen und ſchädlichen Abge-

schlossenheit von den neueren geistigen Strömungen entwickelt. In der Literatur drängende Bestrebungen und Wendungen. In der Geographie jedoch kein Fortschritt. Ja, sogar Abbiegen auf unfruchtbare Nebenwege, zu denen eine geschickte Mache längst Erkanntes mit fremden Fähnchen umwandelt. Daneben kaltes Totschweigen neuer Anregungen.
Hauptfehler der heutigen Geographie ist vielleicht ihre Abschließung von der Umwelt. Die war eine Zeitlang möglicherweise berechtigt, um die unscharf scheinenden Grenzen gegen die Nachbargebiete erst einmal etwas näher zu erkennen. Aber diese Stufe der Entwicklung liegt hinter uns seit Aufstellung des Satzes, daß nur die Behandlung, nicht aber der Stoff die Seele der Erdkunde ist.
Jetzt, meine Freunde von der Geographie / blicket um euch. Die Berge sind grün und der Himmel blau und beides webt miteinander durch geheime Fäden. Lernet hinzu und lernet Geschmack. Die Dichter sind bessere Geographen / als die Geographen Dichter sind. In dieser Richtung liegen die Möglichkeiten der Verbesserung, ja selbst der Vertiefung. In dieser Richtung die Möglichkeiten, das nicht mit Unrecht viel zu kleine Feld der Freunde der Geographie zu einem großen Ackerlande zu erweitern.

Eine andere Klasse. Der Gelehrte, der auf Stiftungen hin eine kurze Reise macht. Selber Geld daran zu wenden, fällt ihm nicht ein. Er lebt der festen Meinung, reisen könne man nur im Auftrage einer Gesellschaft.
Er schreibt erst spät und zögernd eine kleine Arbeit, meist über einen Sonderfall, der nur ein paar Menschen in der Welt angeht. Er veröffentlicht sie in einer kaum zugänglichen Akademie-Reihe oder in dem unbekannten, schlechtgedruckten Jahresbericht einer Provinzgesellschaft. Nach langen Jahren natürlich erst / falls es nicht überhaupt unterbleibt, eine Mißachtung der eigenen Reise, wovon es nicht wenige Beispiele gibt. Diese Leute haben von Reisetechnik keine Ahnung. Sind sehr weltfremd und spielen draußen

ebenso lächerliche Figuren, wie sie in ihren Hörsälen geachtet werden.

Dann der Forschungsreisende selber, der Entdecker. Wissenschaftlicher Fachmann nur halb oder ein viertel. Aber ausgezeichnete Reisekunst. Meist leidenschaftlicher und erfolgreicher Reisender. Die erlöschende Art des vorigen Jahrhunderts. Grade die daheim drückenden Zeiten der Reaktion haben die zielsichersten Vertreter dieser Klasse hervorgebracht / die suchten Ableitung im Auslande. Über sie handelte schon der obere Teil dieses Abschnittes. Nur dies noch ist nachzutragen und es verwickelt die Seele des Entdeckers immer mehr.
Nicht jeder ist ein glühender Wanderer, dem der Marsch alles bedeutet. Seltsamerweise war grade der ausgesprochenste Vertreter durchaus nicht so sehr Wandersmann. Stanley liebte es nicht, in Afrika zu marschieren und zu entdecken / sondern er sehnte sich stets danach, von Afrika wegzufahren und entdeckt zu haben. Dieser Felsenzertrümmerer wollte ein berühmter Forschungsreisender *sein*, nicht aber *werden*. Er war zu sehr Berichterstatter allergrößten Ausmaßes / um nicht das Ziel zu lieben. Wollte wirken, aber nicht sein.

Der letzte und grundsätzlich der höchststehende / Gelehrter, Entdecker und Dichter zugleich. Der Idealtypus. Er war noch nicht da, wird vielleicht nie kommen / oder haben wir ihn in Alexander Humboldt schon gehabt? Hedin vereinigt in ziemlich hohem Maße die Vorzüge des Gelehrten und Erforschers, ist aber doch mehr Erforscher. Und seine Sprache ist längst nicht künstlerisch genug / um die dritte Bedingung zu erfüllen. Sein Lehrer und Anreger Richthofen war zu sehr Gelehrter, um Entdecker zu sein / ging zu tief der Sache auf den Grund, als daß er die Ornamentik beachtet hätte.

Dies sind einige Umrisse zum Bilde, zur Naturgeschichte der Reisenden und des Reisenden.

Der Urtrieb des Menſchen zur Heimat ſeines Geſchlechtes, zur Wildnatur / in den verſchiedenen Arten des Reiſenden erlebt er mehrerlei ſeltſamen Ausdruck, mannigfache Geſtaltung und Formung. Ein Reſt alten Wikingertums ſchleudert namentlich im Entdecker ſeine Treibriemen mit ſauſendem Hall herum.

Von den Abendländern

Marianne an der Syrte

Von der See dringt heut Nacht ein erſtaunlich geſchäftiges Raunen herauf. Das Waſſer koſt mit den Seiten des ruhig dahinziehenden Schiffes / plitſch plitſch plitſch plitſch plitſch ... Als wenn ſeidne Händchen ſchmeichelnd und ſchäkernd ſilberne Tropfengarben an die Schiffswände ſtäuben / plitſch plitſch pliſch plitſch ...
Ein geheimnisvolles, verhaltenes Blau umgibt uns, mit laut flüſterndem, ſanftem Wogen. Wie mit einer Märchenſchleppe ahnungsvoller Zauberſtimmen ziehe ich meines einſamen Weges. Und ringsum ſingt es und flüſtert es. Plitſch plitſch plitſch.
Das ſind die Nächte der Syrte.

Dſcherba, die Inſel, ſchwimmt wie ein Lotosblatt auf der dünnblauen, ſchillernden Kleinen Syrte / wie ein Blatt, dahingeweht aus Homers Geſängen.
Ihr Meerblick gleicht dem der Oaſe von Tripolis. Ganz niedrig und ganz langgeſtreckt. Ein endloſer Palmenhain auf gelbem Sandſtrand. Aus dem Grün leuchten viele weiße Häuschen und Kuppeln. Vor dem Hauptorte erhebt ſich, trotzig und mit ſteilwuchtender, rötlichbrauner Mauer, das alte Kaſtell. Prangende Fruchtbarkeit. Ruhe und ſicherer Frieden.

Welch ein Gegensatz zwischen diesen Gewässern der Kleinen Syrte zu denen der Großen! Dort im Osten eine flirrende See mit kreisrunder Kimmung. Höchstens in weiter Ferne die Fata Morgana, die über der platten Sandküste träumt.
In der Kleinen Syrte aber! In weitem Halbrund Berge. Stattliche verschleierte Bergreihen mit mehreren Stufen im Süden, zusammenhängend gradaus, ansehnlich und mannigfach geformt. Viel Palmoasen. Rosige Berglichter mit reichlich Talzierat. Grünblaues Meer. Ringsum Freude und lichte Sonne. Reges Leben, das man schon verspürt, bevor man herankommt. Lust zu Taten. Phantastische Segel und schiefe Masten.
Das ist die Kleine Syrte. Klein / durch ihr Leben, durch ihre Anmut. Die Große Syrte / groß durch ihre tote Öde und ihre zeichenlose Niedrigkeit.

Gabes. Ganz neue Erfüllungen. Zum erstenmal auf orientalischen Reisen erlebe ich es, daß kein Arzt an Bord kommt, die Reisenden zu untersuchen auf Pest und Cholera. Zum erstenmal nicht die geringste Schererei / Marianne grüßt ganz freundlich.
Die Landungsmöglichkeiten sind allerdings noch ziemlich urwüchsig. Man hat einfach die Mündung des Wed Gebbes in zwei Molen gefaßt und dadurch etwas ins Meer hineingeführt. Das mag gut sein bei ruhigem Wetter, bei schlechter See aber ist es nicht leicht, trocken von den ziemlich entfernt ankernden Schiffen in die Einfahrt zu laufen.
Am Hafen nur ein paar Bretterbuden, und ein Volk von Segelbarken. Davor hohe Stapel von Halfaballen, Bündel von Schaf- und Ziegenhäuten. In der Umgegend ein Dutzend offener Balkenschuppen mit schrägen roten Ziegeldächern / unter ihnen schlafen die gepreßten Ballen dem Versand entgegen. Soldaten in roten Hosen und blauen Mänteln / blond, rothaarig, unwahrscheinlich blond für afrikanischen Boden, ganz deutsch. Lümmelnde Eingeborne.
Eine asphaltierte Fahrstraße führt zu dem ziemlich entfernten Orte.

Neu-Gabes wird wohl niemanden verlocken, dort zu wohnen. Eine durchaus französische Schöpfung. Lichte Straßen, Boulevards, jeder mit zwei Reihen niedriger, vielfach nur erdgeschossiger Kastenhäuser. In jener kargen, kahlen, linienklaren Mittelmeerweise, die das orientalische Wohnhaus mit den Forderungen des 19. Jahrhunderts in Einklang zu bringen sucht. Praktisch und nüchtern / so wie der Südländer selber oft ist. Junge Bäume davor. Asphalt. Gute Fußsteige. Brunnenleitungen an den Seiten.

In diesen Häusern wohnen nicht nur Europäer, natürlich meist Italiener und Malteser / sondern auch Orientalen. Nicht die üblichen Stein- und Lehmlöcher, sondern neuzeitliche Häuser. Ich merkte, der Atlas, das französisch gewordene Gharb, würde das Feld werden, östliche Anschauungen zu erweitern und zu vertiefen.

Alles ist hier ordentlich / ordentlich und langweilig. Der gut gehaltene Militärgarten mit schönen Bäumen / der sauber eingemauerte Wadi mit seinem schmalen Wasserfaden und seinen Fischen / die schleppenden Schritte der Offiziere / der blasse Anstrich der Häuser. Wenig Leben. Gabes ist eben noch nicht recht Tunisien, gehört noch zu sehr zum Saharagebiet, zu Tripolitanien.

In der Tracht der Eingebornen schon manche neue Note. Der helle Haram nur noch bei Leuten vom Lande / den in Tripolis jedermann trägt. Dafür die Dschubba, vielfach grün mit roter Borde / dieses neben dem Burnus bezeichnende Kleidungsstück des östlichen Atlas.

Eine Schule, in der sitzen mohammedanische Jungen auf richtigen Schulbänken, und ein französischer Lehrer schreibt einen französischen Satz an die Wandtafel. Ein Land der Überraschungen für den, der aus dem Osten kommt.

Ein Royal Cinema fehlt natürlich auch hier nicht.

Das ist die französische Schöpfung. Der alte Ort aber liegt noch weiter landein und schließt sich eng der Oase an. Im Mittelpunkt von Alt-Gabes (arab. Gébbes) liegt der Suk

dscherra / ein Viereck von gekalkten, schlechtgehaltenen Bogenreihen um einen freien Platz. Darunter Verkaufsstände. Natürlich mit den üblichen auswahllosen Gegenständen orientalischer Landstädtchen. Bunte Baumwolltücher, Stricke, Korn, Rotpfeffer in Schoten, Blechgefäße, Olivenöl. Blaue Zuckerhüte, emaillierte und irdene Töpfe, weiße Kerzenpakete. Karren laden Säcke auf. Männer sitzen auf Holzbänken und schlürfen Kaffee. Ihre weißen Pumphosen sind kürzer als die tripolitanischen. Darüber die Dschubba. Der rote Fes, niedrig und rund, aber mit langer und schwarzer Quaste. Darum gewunden häufig jene sechs wurstartigen, gedrehten Tuchspiralen, die den Tunisen kennzeichnen. Manchmal Strümpfe.
In einigen Gassen eine malerische Überdeckung mit Latten und verdorrten Palmwedeln. Alles altorientalisch, alles sehr bescheiden, alles schmuddlig weißgrau. Nirgends eine Andeutung, daß eine Viertelstunde davon die neue französische Schöpfung liegt. Das aber ist die Kolonialästhetik der Franzosen. Das hat ihnen noch keiner nachgemacht.

Am Rand der Oase fließt der Wed dem Salzmeere zu. Ein reizvoller Anblick, wenn man aus bachlosem Steppen- und Wüstenland kommt. Weiber waschen ihre Lumpen am niedrigen Ufer, Männer angeln nach großen grauen Fischen. Dieses Flüßchen ist das Glück von Gabes, erzeugt jenes perpétuel sourire de la nature der französischen Reisebücher.
Vom Wed zweigt ein Labyrinth wasserstrotzender Bäche und Kanälchen ab, die den regenarmen Boden der Oase bewässern und geiles Leben aus der dunklen Krume aufpeitschen. Diese köstlichen kleinen Wasseräderchen sind es, die den Palmoasen des mittägigen Tunisien ihre eignen Reize verleihen und sie unterscheiden von denen Tripolitaniens. Muß dort in Libia der Bauer mit Rind und Körperkraft das tiefliegende Grundwasser in Brunnenbauten auf seine Felder heben, sie zu befruchten / hier im glücklicheren, bergereicheren

Tuniſien überläßt er die ſchwere Arbeit den Bächen der Erde und ſorgt nur, daß ihre kleinen Betten in Stand bleiben.
Wie lebhaft und freundlich ſehen ſolche Oaſen aus! Man könnte an eine Verbindung ſubtropiſcher, ſchwüler Üppigkeit und mitteleuropäiſch klarer Lebhaftigkeit denken. Winzige Brückchen und Stege führen allerorten hinüber. Kleine braune Mädchen in ihrer gefälligen Tracht ſtehen ſpieleriſch im Waſſer und hocken auf den begraſten Uferchen. Mit großen Augen und klopfenden Herzlein.
Kröten girren und gurren Lieder zur Laute. Schwarzblaue Libellen gaukeln über den Büſchen. Möchte man nicht an japaniſche Farbbildchen denken mit ihrer Nettigkeit und ihrem reizenden Kleinkram?

Rings um jeden Palmengarten zieht der übliche Erdwall / aber nicht rotgelb wie in Tripolis, ſondern grau und ſchwer wie am Nil. Darauf hat man nicht Opuntien gepflanzt wie dort, ſondern Reihen von Palmwedeln geſteckt. Darüber weg guckt das lebhafte Smaragd der Fruchtbaumſchicht und das gegenwärtig ziemlich grau ſchattierte Dickicht der Palmkronen / die ſind aber durchweg viel niedriger als bei Tripolis.
Beſtellte Felder. Roſa blühende Pfirſichſträucher, grünende Gerſte. Eine ſchwarze Ziege mit weißem Geſicht äugt mummelnd aus dem Schilf eines Baches. Zwiſchen Mandelzweigen läutet der zierlich friſierte Schwanz eines grauen Eſels. Alles in dichtem Grün. Doch iſt die Obſtbaumſchicht nicht ſo ſehr üppig entwickelt / Felder und Palmen ſind wohl die Hauptſache. Die Vierung der Felder zur Überrieſelung iſt auch hier angewendet. Sie berührte mich immer heimatlich / in Bagdad und in Kerbela ſo gut wie am Nil, in Tripolis ebenſo wie an den Schotts und in Marrakſch.
Noch ein Gegenſatz zu den Oaſen Tripolitaniens. Dort liegt jedes Wohnhaus in der Ecke ſeines zugehörigen Feldergartens / hier in der Gabesoaſe hingegen vereinen ſich die Häuſer zu kleinen Dörfern. Das Ve[illegible] der bunt

verteilten Hütten aus dem Oasengrün würde die Oase etwas leblos machen / träte nicht das Murmeln und Blitzen der Bäche dafür ein. Hier braucht der Bauer nicht Tag und Nacht auf dem Felde zu sein, um das bitter notwendige Wasser aus der Erde emporzuseilen / also kann er sein Haus in einiger Entfernung aufrichten, gemeinsam mit anderen. Das gibt Schutz in ungewissen Zeiten, Gelegenheit zu Schwatz und Männerrede / überläßt auch den besten Boden ausschließlich der Bestellung.
Ein merkwürdiges Werkzeug sah ich in Gebrauch / eine Schaufel. Mit ihr graben sie Erde auf und werfen sie durch eine äußerst geschickte Bewegung gegen die Erdwälle der Gärten / an denen knetet die Hand sie fest. Arabisch heißt das Instrument Méssha / und ich bin sicher, daß man es in Tripolitanien nicht kennt.
So sehe ich Gabes und seine reizende Oase. Eine nette, freundliche, saubere Stätte / langweilig, bescheiden und ruhig. Es ist das, wozu die Oasen Tripolitaniens auf dem Wege sind / wenn anders nicht die Italiener ihre Pflicht versäumen.
Am Abend. An Bord. Die Oase liegt in leuchtendem Bernsteinlicht. Wundervoll unter der sinkenden Sonne. Als wäre ein goldner, durchscheinender Schleier über das Bild gezogen.

Der Abend an Bord des Rhone bescherte mir Folgendes. Und es war ganz dunkel. Die Wellen des Meeres plätschern an den schwarzen Eisenkörper des Schiffes.
Drei französische Soldaten liegen in Langstühlen, hingeflegelt zu beiden Seiten des Maschinenhauses. Rote breite Hosen leuchten ein wenig im unsichern Lichte eines einzigen Glühkörpers.
Die Kognakflasche kreist.
Ein Italiener ist zwischen ihnen / französischer Untertan, aber de la race italienne, wie er sagt. Hat in Tripolis das erhoffte Glück nicht gefunden und wandert über Marseille nach

Chicago aus. Spielt auf der Maultrommel den Walzertraum. Den Walzertraum und ähnliche Melodien. Und die roten Hosen nicken und summen beifällig mit. Wien an der Syrte / de la race italienne.
Die Kognakflasche kreist, und die Nacht der Syrte spinnt uns ein.
Doch nun spielt der Naturalisierte die aufreizenden Marschtakte der Marseillaise. Zwei schweigen plötzlich. Der dritte aber singt begeistert und falsch mit .... houp ..... de la patriiiiiie ..... est arrivé ... klingt es aus der Finsternis und aus dem Plätschern des Meeres heraus.
Die Kognakflasche kreist.
Falsche Takte, Schweigen, vereinzelte Begeisterung. Der auswandernde Italiener als einziger, der die Melodie leidlich kennt / Renegaten-Eifer.
Die Kognakflasche kreist.
Das Dreijahrsgesetz und l'Allemagne im tiefschwarzen Hintergrund.
Die Kognakflasche ...
Weit dahinten die dünnen Lichterchen von Gabes. Vorn im Bug zwei Soldaten eingesperrt, in Ketten.
Walzertraum. Alle drei summen mit.
Marseillaise. Nur der Betrunkene gröhlt, und der Naturalisierte spielt.
Die Kognakflasche kreist heftig ...
Hoch oben in unerreichbarer Schwärze funkelt der gestickte Gürtel des Orion / schimmert die traumverhangene Traube der Plejaden, gleißt das W der Kassiopeja.
Die Kognakflasche fällt klackend zu Boden, leer natürlich. Man führt die singende Rothose ab.
Das war vor Frankreichs Küste, nachts in der Kleinen, der ganz Kleinen Syrte.

Sfax ist der Hafen Südtunisiens. Im Angesicht der ergiebigen Schwammgründe der Kerkenna-Inseln, am Eingang eines geräumigen, an Oliven und Früchten reichen Sahels sowie weiter Halfasteppen, als Seehafen der dattel-

berühmten und phosphaterzeugenden Schottregion / das ist Sfax. Nicht oft treffen in einer Stadt an der Grenze von Wasser und Land so verschiedenartige und weitausgreifende Bedingungen zusammen.

Eine wohlhabende und zufriedene Stadt / und deshalb eine Stadt von Kultur.

Hier lernte ich zuerst, mit welchem Geschmack die Franzosen in Tunisien kolonisieren. In Algerien haben sie es gelernt, und dort vermißt man diese reizende Ästhetik der letzten Jahrzehnte noch. Denket / sie trennen scharf die Altstadt von der Neustadt. Welch einfacher und ebenso praktisch wie künstlerisch in gleichem Maße befriedigender Gedanke. Die Engländer haben ihn nicht gefaßt / vielleicht ist ihr Schönheitsempfinden nicht entwickelt genug dazu, vielleicht bloß nicht ihr Geist. Von den Italienern ist es ganz und gar nicht zu erwarten. Und siehe, grade daß über dieses, an sich schon in seiner Abwechslung so malerische, tunisische Land gallischer Esprit in funkelnden Edelsteingarben ausgestreut ist / das macht die Bereisung dieser Erdenstelle so genußreich. Algerien, die Kolonie, ist viel hausbackener und nüchterner. Marokko wird in zehn oder zwanzig Jahren voraussichtlich erlesene Genüsse bieten / denn in diesem neuen Protektorat gehen die Franzosen mit den Erfahrungen Tunisiens ans Werk. Man kann den Orient europäisieren / und ihm doch seinen alten Reiz lassen. Ja, ein fein empfindender Sinn kann seine lebenden Märchen noch erhöhen / durch das berückende Nebeneinander des Ältesten und Neusten.

So schafft man Genüsse, die durchaus einzig in der Welt dastehen. Oder liegt nicht im Vergleichsweisen allein der höchste Wert?

Wer Orient kennenlernen will, der gehe nach Tunisien und spinne sich ein in Sfax oder Souffe. Wenn jemand das alte Morgenland liebt und seinen Fäden nachspürt / dann bin ich es. Aber lieber fast als Bagdad oder Marrakesch sind mir diese reizvollen Städteblüten des französischen Schutzstaates Tunisien.

Das Hauptgeheimnis dieſer Städtebaukunſt ſcheint mir die Erhaltung, ja die Pflege der alten Stadtmauer. In den Barbareskenſtädten ſpielen die hohen und dicken, vielfach von den Spaniern des ſechzehnten Jahrhunderts errichteten Feſtungsmauern eine ausſchlaggebende Rolle / im maleriſchen Bilde ſowohl wie im Leben der Bewohner.

Die Franzoſen nun laſſen ſie ſtehen und legen außerhalb ihres Umkreiſes eine Neuſtadt an. Ein paar Straßenfluchten von levantiniſch ausdrucksloſem Gepräge leiten zu der neuen Schöpfung über / ältere Häuſer in ſüdeuropäiſchem Stil, nicht beſonders ſauber, mit eiſernen Balkonen und grauen oder grünen Fenſterläden. Geſchäfte von Italienern / viele Höker und Kaffeeſchänken.

Die neue Stadt ſelber aber beſteht aus breiten, ſonnigen, hartgeſtampften Straßen, viele mit jungen und deshalb noch niedrigen Palmenreihen bepflanzt. Dahinter nette helle Häuſer mit farbigen Fenſterklappen und mit Schauläden, mit Speiſewirtſchaften und Kaffees, vor denen gutbeſetzte Tiſche und Stühle ſtehen. Die größeren Gebäude und namentlich die öffentlichen Bauten ſind meiſt in einem moresken Stil errichtet / der gibt, ebenſo weit entfernt von dem albernen Krimskrams der neueren türkiſchen Architektur als von der im Morgenlande unpaſſenden Realiſtik engliſcher Schöpfungen, grade das, was man verlangt von orientgemäßer Baukunſt. Sparſame und vorſichtige Zieraten, keine Übertreibung in Hufeiſenbögen und Kuppeln / alles ſauber, anſprechend und mit glückvoll gemäßigtem Geſchmack.

Dieſe neutuniſiſchen Vorſtädte würden den Fremden an den Nordrand des Mittelmeeres zurückverſetzen / wären ſie nicht ſo ſauber und ſo moresk.

Und dicht daneben die Altſtadt. Wo auf Erden fände man das Alte und das Neue ſo reinlich nebeneinander / wie in den tuniſiſchen Städten? Keins ſchlägt das andere tot / jedes beſteht nicht nur für ſich allein, ſondern ſogar neben dem andern.

Der Eindruck im ganzen und im einzelnen ist durchaus altorientalisch. Man hat seine helle Freude an dem gedämpften Spiel dieser engen Gassen mit ihren mutwilligen Krümmen und schattigen Winkeln. An den weißen Häuserwänden, zu denen manchmal seltsame, schmale Treppen hinaufwinden / wenn nicht einfach ein paar vorspringende Steine empor zum Eingang führen. An den primitiven Balkonen und Veranden, deren graue, verwitterte Holzknüppel aus den Gebäuden herausstehen.

Eine große Fülle von Läden und Kellergewölben drängt sich namentlich in der Gegend der Großen Moschee und des südlichen sowie auch des nördlichen Tores. Alle orientalischen Gewerbe sind hier vertreten, z. T. natürlich von den regsamen Juden in Erbpacht genommen. Bunte Tücher und farbige Lederwaren / bemalte Kisten und hochrückige Sättel / Holzpflüge und bunte Dschubben / Korn und alle Arten südlicher Lebensmittel. Europäische Einfuhr findet sich auch viel / doch tritt sie nicht so auffällig hervor. Sie macht sich meist in der Neustadt breit / und diese wirkt in der Hinsicht wie ein Filter, der in die alte Stadt nicht dringen läßt, was nicht hineinpaßt.

Glaubet übrigens nicht, daß die Waren im alten Sfax von sonderlicher Bedeutung sind. Ich sah nicht ein einziges Stück, das des Mitnehmens wert gewesen wäre. Trotzdem aber waren viel mehr Gegenstände zu sehen, war weit mehr Leben in den steingewölbten weißen Suks / als in denen des größeren Tripolis. Ihr Aspekt ist auch ordentlicher und verrät erhaltende Hand.

Die Moscheen übersieht man ohne viel Schaden, zumal da sie eng zwischen die Häusermasse eingekeilt sind. Dafür erfreut sich das Auge an ziemlich vielen, hübschen und älteren Türrahmen aus gelblichem Sandstein / in diesen sind zierliche Arabesken und fromme Sprüche sehr sauber und artig eingehauen. Die Bogen und Gewinde heben sich durch ihr nachgedunkeltes Gelb sehr gefällig vom weißen Kalkanstrich der Wände ab.

An den Gaſſenecken elektriſche, aber unauffällige Glühkörper.
Oft greift ein Haus quer über die Zeile hinüber auf die andere Seite und es entſteht dann, auf kleine Strecke hin, eine bogenförmige Überdachung / wie ſie dem Straßenbild unſerer Städte leider völlig mangelt. Auch einzelne Steinbogen ſchneiden überraſchende weiße Silhouetten in die ſchattigen Gaſſen / das iſt für ganz Tuniſien bezeichnend und fehlt ſelbſt in Tripolis nicht. Tuniſien allein eigen aber iſt jene Art, die Haustüren mit großköpfigen Eiſennägeln in einer oft recht kunſtvollen Ornamentik zu ſchmücken.

Worüber man ſich in den Städten Nordafrikas gar nicht genug freuen kann? Das iſt dies. Die weißen Kanten der flachen Dächer ſchneiden in das Kriſtallblau des Himmels hinein und heben ſich unerhört reizend und ſauber davon ab.
Dabei ſtreift an den Rändern ein ganz ſchmales Silberband entlang / und das tritt deutlich über dem weißen Kalkanſtrich hervor.
Die milchigen Ghiraldatürme der unbedeutenden, etwas klotzigen Moſcheen rammen ſeltſame Geſichte in das blauflimmernde Himmelslicht.

Unter den Trachten fällt vor allem eine gemeine härene Dſchubba von brauner Farbe auf. Sie verleiht den Geſtalten etwas Plumpes. Die tuniſiſche Männerhoſe unterſcheidet ſich von der tripolitaniſchen dadurch, daß ihre Beinlinge ſchon über dem Knie ſich feſt anpreſſen, ein wenig unterhalb des Knies aber ſchnell enden. Da ſie zudem über den Hüften breit und ſehr bauſchig abſteht, ſo läßt ſie auch völlig grade Beine etwas ixig erſcheinen / die Breeches des Morgenlandes.
Den Haram, den Hali von Tripolis, ſieht man auch hier nur noch bei Landleuten und Beduinen. Dafür erſcheint als neue Tracht, neben dem für ganz Tuniſien bezeichnenden Turbanfes, ein ganz unſchön niedriger Fes mit runder

Kante / der gibt den Gesichtern etwas Ducknackiges und hinterhältig Verschlagenes.
Die mohammedanischen Frauen hüllen sich, grad wie in Tripolis, in ein haramartiges Gewebe. Die Jüdinnen bevorzugen diese Tracht ebenfalls noch, lassen aber natürlich das Gesicht frei.

Die Landschaft von Sfax ist flach / im Wechsel von grünen Gärten und weißen Häuschen. Sieht ganz freundlich, aber nicht grade bedeutend aus. Am Ufer erstreckt sich ein grünes, offenbar ganz junges und vielleicht gar nicht einmal sehr festes Anschwemmungsland aus / bei schwerem Wetter weithin überschwemmt.
Fern im Süden gaukeln auf der Küste verschwimmende Palmhaine. Am Hafen legen die Schiffe unmittelbar an den Kais an / und das zeichnet die größeren tunisischen Häfen vor denen des Ostens aus. Vier Dampfer hatten festgemacht / zwei Österreicher aus Fiume, ein Italiener und ein Franzose.
In dem kleinen Hafenkanal schaukeln ziemlich viele Segelfeluken, dem Fischfang und der Schwammfischerei dienstbar. Die Masten der Kerkennah-Boote liegen ganz schräg nach hinten / Barbareskenweise.
Sfax ist die altorientalischste Stadt zwischen Tripolis und Tandscha / und denket, der Handel liegt hier zumeist noch in den Händen der Mohammedaner, während er z. B. in Tunis und Souffe rettungslos den Juden verfallen ist.

Ich geriet in eine orientalische Singspielhalle. Ein gewölbter Torweg, bunte Farben, Tischchen mit Gästen. Der Innenhof ist von weißen Säulenbogen umgeben. Palmwedel stecken rings an den Wänden und rote Tücher hängen umher. Alles nicht grade von erlesenem Geschmack / aber im Rhythmus einer gewissen, wenn auch hanebüchenen Ein- und Ausdrucksfähigkeit. Man erwartet nichts besseres und gibt sich gern der Wirkung hin.
An den Tischen sitzen viele Eingeborene und selbst ein paar Europäer. In einer Ecke ist ein Kaffeeschank aufge-

schlagen. In einer andern, ihr gegenüber, erhebt sich der Auftritt der Künstler / vier eingeborne Musikanten / alle ganz gut angezogen, einer sogar mit weißem Stehumlegkragen. Feine, etwas teilnahmslose, infolge ihrer Routine ein wenig abwesende Gesichter. Der eine klopft die krugförmige Tappdada-Trommel, der andere schellt mit dem Tamburin, der dritte streichelt eine Geige, die er verkehrt hält, und der letzte spielt ein seltsam klein gebautes Klavier. Morgenländische Musik, mit Hülfe europäischer Instrumente. Tunisisch. Geschall, Bumm Bumm.

Oben im ersten Stock sind die Säulengänge durch grüngestrichene Bretterwände geschlossen / und nur niedrige, mehr breite als hohe Guckscharten setzen ihr geheimnisvolles Innere mit den Klängen des Wirtshofes in lose Verbindung. Hinter den Guckscharten bewegen sich Köpfe. Rote Fes / und daneben buntgeschminkte Backen mit schwarzummalten Augen. Die merkwürdig starren Blicke orientalischer Dirnen schäkern mit den Lebemännern von Sfax.

Rundum gluckst der alte Ton der Wasserpfeife / das gluckst und kullert wie eine Vereinigung von Kamelbullern und Tigrismurmeln. Die Musik schellt / bummt und kreischt. Winselt auf und senkt sich jäh in uralte Tiefen. Die Bunten da oben und die übermütigen lachen / und die Tropfen davon stäuben in perlenden Kaskaden herab. Der bedienende Knabe gellt / Háluaaaaaa. Das soll „Süßen" heißen, nämlich süßen Kaffee.

Die viere singen jetzt zur Musik, alle durch die Nase / diese Musik des Morgenlandes / naturgebliebener Rhythmus / in Rhythmen umgesetzte Natur. Der mit dem Stehkragen macht dabei mit Kopf und Mund Bewegungen nach den drei anderen hin / wie ein Kater, der seinen Gespielen oder Gegner anmaut.

Manche der Besucher tragen kleine Kinder auf dem Arm. Sogar über die Brüstung dort oben guckt ein Würmchen / und dahinter blüht die Kriegsbemalung des gefälligen Gewerbes.

Der Innenhof ist mit einem schrägen Bretterdach notdürftig gedeckt und hält so die erforderliche Stimmung fest.

Dies sind die Vergnügungen von Sfax.

Nach Einbruch der Nacht ſchritt ich noch einmal durch die alte Stadt. Abends entfalten ja dieſe Orientneſter erſt ihren eigenſten Zauber. Die Lampen enthüllen nur kleine Ausſchnitte des Gaſſenbildes. Überlaſſen die unzähligen Ecken und Winkel und Sackgäßchen der Gewaltherrſchaft ſchwarzer Finſterniſſe.

Die Männer ſind etwas ordentlicher gekleidet als im Sonnenlicht / ſie gehen ihren Vergnügungen nach. Auch entzieht ſich jetzt ihr Schmutz der Kritik der Augen.

Nach einigen Gaſſen hin, immer dicht an der Stadtmauer, vor denen der Tagesverkehr haltmacht / dorthin ſtreben die meiſten. Wie Schiffe dem Heimathafen zuſteuern / wie Eiſenſtäbchen dem ſaugenden Magneten entgegen. Voran immer das Militär / in Kairo die gelben Khakis und weißen Highlanders / in Sfax die rotblauen Spahis und die blaugelben Tirailleurs.

Grotesk bemalte Mädchen lehnen in engen Türen. Im Hintergrund winkt die zuvorkommend und einladend aufgeſchlagene Doppelbettſtelle. Berberinnen und Jüdinnen / und leider auch Italienerinnen und Franzöſinnen. Bei dieſem Thema, dem großen Thema vom Weibe / da verſagt der Geſchmack, der Takt der Franzoſen. Im Städtebau trennen ſie das Alte vom Neuen, das Fremde vom Einheimiſchen / beim Weibe können ſie's nicht. In dieſem Punkte gefällt mir der Engländer beſſer.

Vom Oliven- zum Dattellande

Ackerflächen und Oliven / das iſt die Seele der erſten Landſchaft. Halfaflächen und kahle Berge / die Seele der andern Landſchaft. Salzdämpfe und Palmoaſen / dies iſt die Seele der innerſten Landſchaft. Durch alle drei zieht als Achſe die Schmalſpurbahn der Compagnie des Phosphates et du Chemin de fer de Gaſſa / und ſie erſt bringt Einheit und Zuſammenhang in das mittägige Tuniſien.

Der flache Oliven-Sahel. Er besteht aus jüngerem Schwemmland und schiebt sich in einer Breite von fünfzehn Kilometern zwischen das Meer und die mäßigen Höhen des Binnenlandes / ein Geschenk ihrer Abwässer und der See. Sein Boden ist durchweg flach, und es ist eine Seltenheit, wenn er sich in flachen Wellen wirft. Überall ist die lockere helle Krume beackert und ausgenutzt / je näher an Sfax, um so ausgiebiger. Ringsum grüne Felder, alle sauber und ordentlich in Stand gehalten / wie nur europäische Leitung es versteht.
Über viele Äcker verteilen sich lichte Bestände von Oliven / die einzelnen Bäume in streng parallele Reihen gepflanzt und in Abständen von vierundzwanzig Metern. Das dunkle Grün ihrer Kronen, die mehr in die Breite als in die Höhe wachsen / hebt sich in wohltuendem Gegensatz ab von dem gepflegten Braun der geeggten Krume. Außer Oliven erscheinen niedrige Weinreben und hellgrüne Obstbäume, grauknorrige Feigen und rosig erglühende Pfirsichsträucher oder mannigfache Gemüse / aber die ernste Olive herrscht doch vor mit ihrem nachdenklichen Schwarzgrün. Auch Felder ohne eine zweite Fruchtschicht sind zu bemerken. Jeder Fußbreit Landes ist verständig ausgenutzt.

Fern von Westen blüht der zarte Rosaflaum niedriger Höhen in den Sahel hinein. Ihm gegenüber spielen die Zauberkünste des nie alternden Meeres / blau und mit flirrenden Schillerfeldern, durchzogen von den weißen Schwänen fischender Kerkenna-Boote. Manchmal stehen ihre hellen oder rosigen Segel wie Blätter im Winde. Überall im tunisischen Sahel musiziert die See dem Treiben der Menschen / viel stärker als im Sahel der Marmarika und Mariut. Und deshalb liegt dies Küstenland um so viel reicher und glücklicher an seinem wogenden Busen.
Nicht selten brechen noch die Pockennarben der Vergangenheit unter der Puderschichte der Gegenwart durch. Das sind jene, von der grauen Dornenkrone des Zizyphus Lotus

gekrönten, Buckelhügelchen, die auch für die südliche Dschefara Tripolitaniens so bezeichnend sind. Mitten zwischen den Olivenpflanzungen liegen sie da, und niemand scheint ihren Schlummer stören zu wollen.
Darf man dies daraus schließen? Daß beide Landformen, der Sahel des südöstlichen Tunisien und die Dschefara Tripolitaniens, einander gleichen nach Entstehung und ursprünglichem Aussehen? Daß die Dschefara die ältere Erscheinungsform jenes Sahel darstellt? Daß also das Antlitz der Dschefara sich landwirtschaftlich ebenso entwickeln läßt wie der Sahel / zu Äckern und Olivenplantagen? Die Niederschlagsmengen dürften in beiden Bodenformen einander ähneln. Der Sahel von Sfax empfängt jährlich unter 300 mm Regen / Sfax selber nur 246. Die Stadt Tripolis dagegen erfreut sich einer Niederschlagshöhe von 439 mm. Trotz der nicht geringen Entfernung der südlichen Dschefara von der Küste brauchen ihre Regen nicht viel geringer zu sein, da sie in der regenerzeugenden Kraft des hohen Gebirgsrandes einen Hinterhalt haben. Ich glaube, die Italiener können Mut fassen.

Der flache Steppen- und Acker-Sahel. Sein Boden mag noch der gleiche sein, aber seine Niederschläge sind wohl schon dürftiger. Vielleicht auch ist die Kolonisation der Fremden nur erst vereinzelt in ihm vorgerückt. Äcker herrschen vor, und die Steppe teilt sich mit ihnen in die Herrschaft. Manche Felder unterscheiden sich von ihr überhaupt nur durch die Furchen eines oberflächlichen Eggens. Die Olivenpflanzungen treten zurück und tauchen hier nur noch nach großen Abständen auf. Ihre Bäume werden dürftiger im Laubdach und an Höhe / und doch beträgt die Entfernung von Sfax an der Bahnlinie kaum fünfzehn Kilometer.
Jetzt erst fallen auch die Häuser der fleißigen Colons auf / die vorher in ihrem dichten Baumicht völlig versteckt lagen. Und dies ist das übliche Bild / eine flachdachige weiße Ferme, freundlich umschattet von einem Dutzend grüner Bäume, daneben das steife Eisengestell des Windmotors,

der das Grundwasser zu Tage fördert. Denn wisset / Kraftwagen und Windantrieb sind die Schlüssel der heutigen europäischen Kolonisation des Morgenlandes.
In diese Gegend stehlen sich auch schon die schwarzen Haarzelte der Eingeborenen / Nomaden und Halbbauern.
Mahares etwa ist der Grenzstein dieses südlichen Sahels. Kleine gelbliche Häuser, flachdachig, aus Feldsteinen, manche überputzt. Grüne Bäume dazwischen / Palmen, Hecken von dichten Opuntien, Äcker mit Öl- und Obstbäumen. Alles ziemlich junge Anlagen. Dazu eine gut gehaltene Landstraße mit Kilometersteinen.
Das ist die erste Landschaft / der grüne, ertragreiche Oliven-Sahel.

Die Flachsteppe. Unweit westlich von Mahares ändert sich das Gesicht des Landes. Die Steppe tritt ihre ausschließliche Herrschaft an / Äcker mit blinkenden Fermen treten nur noch ganz vereinzelt auf, und Olivenpflanzungen fehlen nahezu ganz. Graugrüne starre Krautbüschel rascheln im öden Winde, und die steifen Halme der Halfa flüstern mit den Gernegroßfigürchen der genügsamen Chamäleonen.
Beduinenzelte, Gurbis von Erdwänden und Gestrüppdach, sowie Kamelherden säen ihre dunklen Kleckschen in das helle offene Land / in die eintönige, platte, später leichtwellige Sonnensteppe. Hin und wieder unterbricht der flache sandige Lauf eines Trockenbettes die Ebene / und dann krümmt sich eine stattliche Eisenbahnbrücke über die armselige Unterbrechung, welche im Winter ein reißender Strom werden kann.
Ein paarmal öffnet altorientalische Landschaft ein Auge, eine weiße Heiligenkuppel / doch wird es bald vom Lide der Büschel wieder geschlossen. Von Norden treten rosig übergossene Höhenreihen näher heran und eine verhaltene Unruhe zittert durch die Züge der Gegend. Schon erscheint an nicht wenigen Stellen der feine weiche Puder lichtorangefarbenen Dünensandes, mit [illegible]n verziert im Schutz krüppeliger Büschel.

In der Flachsteppe wird sich mancher Hektar der Kultur erobern lassen / aber der bequeme Reichtum des Sahel hat hier doch schon aufgehört, trotzdem die See garnicht so ferne ist.

Die Bergsteppen. In Abend stehen rosige Berge auf / rundlich gewölbt, anzuschauen wie erhabene Dome. Davor Büschelsteppe und Nomadenzelte. Neben der Halfa der mastenschlanke, buntblühende Asphodelos, der alte Bekannte von der Marmarika und Dschefara. Ein paar Schaf- und Ziegenherden. Die Sonne stützt sich mit beiden Ellbogen, breit, auf diese fahl-gelbgrünen Flächen.
Die mannigfaltig gestalteten Bergreihen schattieren ihr Rosa dunkel an den oberen Säumen, hell unten / und frisieren sich mit reizend aufwärtskräuselnden Wellenlinien. Weiße Lichter stehen an den Hängen, wie Perlen aus dem Persergolf in irischem Haar. Daneben die dunklen Schattenflecke vorspringender Gesteinsrippen. In der Nähe wandelt sich das warme mollige Rosa zu einem zartmehligen, bräunlichen Ton. Auf der höchsten Kuppe ragt ein zerfallener Bergfried, der Rest feudaler Tage. Gelbliche Vorhügel mit Hahnenkämmen von Krautbüscheln legen sich den Ketten zu Füßen.
An den Bahnhöfen erscheinen weite Lager von gepreßten Halfaballen / deren Ausfuhr über Sfax wirft den Hauptverdienst dieser Gegenden ab. Hebekräne aus zwei Balken befördern die Ballen in die Loren hinauf, indem ein paar Arbeiter das freie Ende des Querbalkens lenken. Es erinnert an die Brunnenschwengel der Pußta.
In dieses Gebirgsland senken sich einige Ebenen ein, Hochebenen / von kahlen bunttapezierten Bergreihen umschlossen / wie Kammern ohne Dach. Ihre flachen und hügeligen Böden sind das echte Reich der Halfa. Hier arbeiten nur die Sicheln der einsammelnden Beduinen, und die Züge der Kamele schleppen in Palmfasernetzen das papiererzeugende Gras den Zügen des Dampfes entgegen.

Bei der Annäherung lösen sich die geschlossenen Bergreihen in ein Gewirr lockerer Hügel auf, deren schräge und steile Schichten in mürbem, zerfallendem Steingrus versinken. So wie es in Steppengebirgen üblich ist. Grade wie auch die blanken Rundbilder der orientalischen Städte sich gewöhnlich in kleinliches Gassengewirr auflösen, wenn man sie betritt. Und überall rascheln die dürren Halme der Halfa.

Inmitten jenes Halfabeckens, das die arabische Zunge Bled Maknassi nennt, liegt der gleichnamige Hauptort. Jetzt noch neu, aber schon freundlich aussehend, soll er Ausgangspunkt weitausgreifender Olivenpflanzungen werden. Doch beschränken sich die jungen Anlagen vorerst noch auf den Gürtel der Ansiedlung. Immerhin aber schwebt eine Regung von Unternehmungsgeist und Werden in der Luft / und es mag wohl einmal der Tag kommen, an dem die mattblauen Zahnprofile der fernen Bergreihen auf graugrüne Ölbaumhaine hinabschauen.
Jetzt ist noch nahezu alles Halfasteppe, in der sich die paar zerstreuten Fermen kaum auffinden lassen. Ich muß bei ihrem Anblick an jene Colons denken, die in den dreißiger und vierziger Jahren ihre Blockhäuser in die Einöden Algeriens vorschoben, mit der Flinte aufs Feld gingen, mit Eingeborenen und Leoparden kämpften. Die Ansiedler des Bled Maknassi haben's doch wesentlich leichter.
So reiht sich eine Gebirgssteppe an die andere, jede durch kahle Ketten von der nächsten getrennt. Alles flache Ebenen, mit Halfaversand und Kamel- und Kleinviehzucht. Gelber fester Sandboden darunter / bunte Berge ringsum. Seltene Tupfen von Fermen und Bäumen.
Dies ist die Seele der anderen Landschaft.

Gafsa, die Oase Gafsa. Sie ist eine Überraschung und ein Traum / eine Welt für sich. Ganz für sich, und wäre vollkommen ohne die Bahn, die sie zu einer Haltestelle macht auf dem Wege vom Halfa- zum Dattellande.

An Gafſa iſt vieles bemerkenswert. Zunächſt läßt es Biskra an Schönheit und Farbenglanz hinter ſich / deshalb haben ſeine Bewohner als Turiſtenwirte eine große Zukunft. Daß hier warme Quellen ſprudeln, deren blauſchattierte Waſſer unter alten Quadern mit lateiniſchen Inſchriften ſchlafen / das weiß man. Ebenfalls, daß ein Judenviertel hier iſt, es heißt, wie in Tripolis, Harra und noch nicht, nach der Sitte des Gharb, Mellha / ſowie eine erneuerte Kasbah.
Die Reize der Oaſe ſind überſchwenglich gelobt worden. Die Fruchtbaumſchicht iſt wirklich auffallend dicht. Die hochragenden Palmen bilden wahre Dickichte und ſchießen oft zu einem Dutzend Stämmen aus einer Wurzel. Die bewäſſernden Bäche öffnen reizende kleine Durchblicke, und die zwiſchen den Büſchen und Bäumen aufleuchtenden bunten Berge zeichnen den wirkungsvollſten aller Oaſenhintergründe.
Das aber iſt es, was Gafſa vor der Mehrzahl ſeiner Brüder in unerhörtem Maße ſchmückt / der farbige Ring von Bergen. Der Ort kauert in der Lücke zweier Bergketten und am Tor zweier Ebenen, die ihrerſeits wieder von Bergreihen eingerahmt werden. Dieſe Lage ſichert ihm nicht nur eine Verkehrsbedeutung und der Oaſe ihren unverſieglichen Waſſerreichtum / ſondern ſie erzeugt auch in einer nur ihr allein eigenen Weiſe die Schönheit und den Farbenreichtum der Landſchaft.
Vom eckigen Minare der Hauptmoſchee aus kann man ſich dieſem Zauber am beſten hingeben. Ringsum reichen kahle Berge einander die Hände und entfalten ſich vor deinem Blick in gelbem und roſigem Licht. Reizende matte Schatten, wie abgeſprungen von den Augen liebeermatteter junger Frauen, hängen an den Graten der Trockenriſſe. Im Süden ferne zartgemeißelte Ketten in mattvioletter Porzellanmalerei / hinter ihnen ſchlummert die Salzſohle des großen Schott. Seitwärts breite Ebenen mit gelben Teppichen / dick und falb wie Teppiche von Keruan.

Die Oaſe umringt den Ort mit Armen, die ihn vor der kahlen Wildnis ſchützen. Die Sonne liegt über ihrem oberen

Rande. Vor ihr ſtehen die Palmen und auf den dunkelgrünen Kronen blitzen lauter Diamanttropfen. Dazwiſchen und etwas tiefer ſchimmert das helle Grün der Fruchtbäume / und es breitet den ſchwärzlichen Datteln ein überraſchend freundliches Lager. Weißblühende Birnbäume, roſig leuchtende Pfirſichſträucher und dünne graue Pappeln tauchen vereinzelt und zierlich aus dem ſmaragdgrünen Bukett heraus.
Der Ort liegt mir unmittelbar zu Füßen. Mit ſeinen flachen Dächern eine graue Schicht. Aus den erdfahlen Höfen winken einzelne Palmen herauf, grüßen weiße glatte Rundkuppeln. Mitten darunter die Zahnzinnen der hellen Kasbah. Auf manchem Dach liegt grünes Geſtrüpp zum Trocknen und rings um die Terraſſen ſtehen die Hauswände um einen Fuß empor.
So iſt Gaſſa wirklich eine wundernette Stelle im großen Buche des Morgenlandes, eine der ſchönſten, will mir ſcheinen. Mit ſeiner gelbvioletten, kahl aber erhaben gearbeiteten Faſſung / mit ſeinem grünen, blitzenden Daſengeſchmeide / und ſeinen hellen Hofhäuschen.
So erinnerte es mich ein wenig an Damaskus / und was kann ſchmeichelhafter ſein für eine phöniziſche Gründung als die Erinnerung an die ſtolzeſte und älteſte Stadt des phöniziſchen Hinterlandes?

Abend in Gaſſa, das die Krone des ſüdlichen Tuniſiens iſt / etwa wie Souſſe die des Nordens.
Da iſt die gelbe Zinnenflucht der Kasbah. Hier die grünen Bäume der Straße, in deren ſchweren Wimpern ſchon die Nacht hängt.
Rinder werden vorbeigetrieben. Rothoſen in blauen Röcken ſchlendern vorüber.
Da iſt der Dſchebel ben Junus. Iſt violett-rötlich-braun bronziert, iſt wie mit einem märchenfeinen Goldnetz überſponnen. Die hinterſten Gipfel verſchwinden grünlichgrau mattiert. Die Konturen ſtehen unbeweglich und wie ſcharf ausgeſchnittene Silhouetten vor dem bernſteinzarten Orange

des Himmels. Das Orange überdachen bläuliche Schichten und in deren Meeren ſegeln einſam und bewegungslos goldne Wolkenſtreifen.
Ein paar Palmkronen zeichnen das Filigran ihres Gefieders mit tiefem ſamtnem Schwarzgrün in das Bernſteinlicht.
So ſtehen die wie mit weichen Samtfalten überzogenen Berge da / ſo ſtill und hehr, ſo groß und lockend, wie nimmer ich eine Palmoaſe erlebt habe.

O ihr köſtlichen Palmoaſen, die ihr ſelig ſchwimmet im edelſteinbunten Meer der morgenländiſchen Landſchaft. Ihr Inſeln glücklichen Vergeſſens, ihr Heimſtätten der Einſamkeit und Einkehr. Bagdad, Kerbela / ihr verträumten Eilande im Euphrat / ihr Haine am Nil, ihr Perlen der Syrte / Gabes, Toſer, Gaſſa / Biskra und Marrakſch! Jedes Wort ein tiefes inniges Gedicht.
O ihr Stätten der Einkehr, ſchlummernd im heißen goldgelben Sande. Ihr ſeidenblauen Lüfte mit zartweißem Wolkenflaum. Dieſe zackigen Berge und welligen Höhen mit Blinkflächen wie Amethyſt und mit Säumen wie Silber, mit Schatten von Indigo und mit Rippen von Granat und Rubin.
O ihr bunten Glücksinſeln ſtiller Sehnſucht und Ruhe.

Gaſſa iſt ein Markſtein. Öſtlich und nördlich von ſeinem Weihwaſſer iſt flächenhafte Ausnutzung des Bodens möglich / Baumplantagen, Äcker, Viehzucht oder wenigſtens Halfa. Gen Untergang und Mittag hört das auf. Die Bergreihen entwickeln unerhört gelbrote und violettglühende Hänge mit außerordentlich ſcharfen und tiefen Graten / aber alles iſt kümmerliche Wüſtenſteppe mit kaum auffindbarem, an den Boden geklebtem Kräutchen, und der Steine ſind gar viele. Selbſt die genügſame Halfa zieht vor, ihre Schritte rückwärts zu lenken aus dieſem Lande kahler Glut.
Taubenblaue Bergkuliſſen vor feuervergoldetem Himmel. Sonſt nichts.
Mitten in ſolcher Not liegt Metlaui / traurig wie die

Nebelkappe der Bouvetinsel im eisigen Meere des fernsten Südens.

Da lagert, gleich der Schuppenwalze einer Boa, der Dschebel Seldscha am Nordrande einer gelbkahlen Ebene, eine mächtige Kalkfalte, mit vorgelagerten Stufen aus zernagten Sattelresten. Die Farben sind eintönig / oben die steilen Klippen in ganz schönem warmem Braun, das von weißen Nischen belebt wird. Die Wände sind arg zerkarstet durch senkrechte Rinnen und Rillen / Schratten und Löcher. Zu den toten Talböden senken sich schräge Böschungen hinab / und das sind Schutthalden, bestreut mit den herabgerissenen Blöcken und Tränen jener hohen Felsmauern. Auch hier unten herrscht wirre Unebenheit und Zerrissenheit / doch die Farben wechseln schon mehr in ermattetes Braungrau.

Eine blasse Ahnung von dünn verteilten und niedrigen Steppenhalmen steckt zwischen dem Gefels in der Verwitterungskrume zahlreicher versteinerter Weichtiere. Ein paar Vögel, braun wie der Schauplatz, zwitschern verloren in der stillen sepischen Einsamkeit. Schon mehr an Wüste als an Steppe erinnert dies einsame Gebirge / und es erinnert mich ein wenig an eine jetzt sechs Jahre zurückliegende Wanderung im Antilibanus.

So ist der Dschebel von Metlaui, wenn die Sonne sich hinter Wolken verbirgt. Es hängt aber schon ein bißchen Samum-Stimmung in der Luft. Einfach und ziemlich kontrastlos erschien diese wildkahle Gegend. Kaum aber bricht die Sonne durch / da mit einemmale springen alle Pfeiler der Wände grell und körperhaft hervor. Die Nischen vertiefen sich zu ausdrucksvollen Schatten, und die ganze Zertalung des Bodens meißelt der Zauber des Lichts erstaunlich scharf heraus. Alles ist und macht ja in diesen Breiten die Sonne. Nimm dem Morgenlande die Sonne / und es ist nicht mehr / ist nicht mehr Morgen, ist Nacht.

Wenn du auf eine der zahlreichen und verwegenen Klippen trittst und gen Mittag blickst, dann kannst du etwas erleben. Dort hinten in weltweiter Ferne blitzt zwischen verschleierten, noch kahleren und noch gelbgraueren Ketten der blaue Strich

des Schott el Dſcherid auf. Einen Augenblick nur / und dann wabern dort wieder die gelbmoirierten Tanzſchleier des Samum.

Unter der Bergreihe glitzert die Schlangenlinie der Bahnſchienen. An ihr liegen die Phosphatwerke. Eine Haufe rot- und ſchrägdachiger Häuschen, beſchattet von grünen Bäumen / dahinter die jetzt purpurfarbene Wand des furchenreichen Gebirges.
Qualmende Hütten mit niedrigen Schornſteinen / lange graugedeckte Schuppen. Der gelbfahle Qualm, der ſich in dicken Wülſten und Schwaden träge dahinquält, läßt die ohnehin gelbgraue Landſchaft noch öder und abſtoßender erſcheinen. Geräuſch von Maſchinen / Dröhnen von Eiſen und Hämmern von Stahl / Rattern von Lokomotiven tönt in die Runde. Das iſt die Arbeit und der Millionenverdienſt der neuen Zeit in dieſem toten und von Natur ſo ſtillen Wüſtentale.
Du ſtehſt auf der Stätte des bedeutendſten Bergbaus im Orient / und du merkſt es kaum. Mußt dich zwingen und erſt durch überzeugende Zahlen dahin bringen / daß du mehr empfindeſt, als ſo ein totes und von Natur ſo ſtilles Wüſtental zu geben vermag. Bedenke, 1911 förderten die Gruben der Gegend von Metlaui nicht weniger als 1,04 Millionen Tonnen Phosphat. Die zweitgrößten, die von Redejef, weiter im Weſten, brachten nur 98000 Tonnen zu Tage. Im ganzen erzielten die acht Phosphatgruben Tuniſiens über 35 Millionen Tonnen / die machten einen Wert von 24 Millionen Mark aus. Nirgends iſt das Morgenland ſo ergiebig, nirgends berührt es ſich zahlenmäßig ſo eng mit dem Pulsſchlag des Weltverkehrs, ſelbſt in der Baumwollſtadt Alexandria nicht / wie in dieſem kahlen gelben Winkel der Schottberge.
Der kleine Ort Metlaui iſt natürlich eine ganz jüngſte Schöpfung der Franzoſen. Eigentlich heißt er jetzt überhaupt Philippe Thomas / nach dem Entdecker der Phosphatlager, jener Reichtümer, von denen weder die Karthager noch die Römer noch die Araber eine Ahnung hatten.

Hier stehen weißwandige Häuschen mit schrägen roten Ziegeldächern. Auch würfelförmige Gebäude / doch nur wenige haben einen Stock über dem Erdgeschoß. Mehrere Gasthäuser, die anzeigen, daß Geld umgesetzt wird, auch wenn es gar nicht danach aussieht. Ein trostlos ödes Nest / aber eben nur äußerlich. Es steckt was dahinter. Einige Läden. Ein Bazar Tunisien mit Strohhüten und Tropenhelmen, mit bunten Hemden und Hosenträgern. Dann ein kleiner Markt der Eingeborenen mit Gemüse, Orangen, Hammelfleisch, Kartoffeln.
Und über allem der häßliche gelbgraue Qualm, der von den Werken her über die Plätze und durch die breiten Straßen des winzigen Nestes schleicht. Ein schauerlicher Fleck / aber einmal etwas anderes.

Im Süden von Metlaui breitet sich eine weite Ebene aus / scherenförmig umschlossen von Gebirgen. Welliges graues Hügelland mit nur ganz wenigem und ganz kurzem Kraut flacht sich südwärts zu einer flachen Senke ab. Hier erscheint Halfa auf dem sandigen Geröllboden und deutet darauf hin, daß der Grundwasserspiegel höher stehen muß. Herden könnten da ihr Futter finden, ja es dürfte Anbau möglich sein nach Erbohrung von Brunnen und Aufspeicherung der Gebirgsregen. Allerdings kann das ein Schwert mit zwei Schneiden werden / denn wer bürgt dafür, daß der Wasserschatz der reichen Oasen des benachbarten Bled el Dscherid hierdurch nicht abnehmen würde? Wer wird ein Gold- für ein Silberstück eintauschen?
Am Südrand der Ebene klettern die nach außen sehr steil einfallenden und oben vielfach bloßgelegten Schichtköpfe der Felsbänke zu dem Wall des Dschebel Schackmu empor. Veilchenblaue Scharten und Schatten über graubraunen Vorhügeln. Weit im Westen duckt sich der lange niedrige Streifen einer schwarzen Palmoase in die weißliche Schummerung des fernen Schott Gharsa / den ahnt man mehr als man ihn sieht.

Plötzlich fällt der Blick von der Höhe abwärts gen Mittag. Fällt über ein Meer von rundlichen und hellbraunen Hügeln.

über rosige Abhänge. Dort unten blinkt ein weites, unübersehbar auseinander gezogenes Schneefeld / der große Schott el Dscherid. Nicht klar und körperhaft, wie ein Schneefeld sein soll und unter dunkelblauem Himmel / sondern weiß und nach den Rändern zu ein wenig zerfließend, zerfließend in die sandtrübe Stimmung des aus der Wüste Sahara heraufziehenden Samums.

Vorn eine lange Palmoase und zwischen ihr und dem hellen Schneestreifen unter der Kimmung eine gelbe Fläche / hier rosig, dort wieder dunkler getigert. Rosig, weißgelb und schneeig / das sind die Farben der Landschaft des Schott im glutigen Sandsturm. Aber sie wechseln von Minute zu Minute. Man kann sie nicht fassen. Nun sieht der Schott wie ein perlgraues mattes Meer aus. Ich glaube, er hat etwas von den farbwandlerischen Chamäleonen angenommen, die an den Palmen und Halmen seiner schwankenden Ufer hängen. Oder die unbewegsamen Gernegroße richten sich nach ihm. Ich weiß es nicht / denn alles Wissen hört auf am unsicheren Rande des großen Schott. Hier mußt du deine alten Begriffe verlassen, gänzlich verlassen.

Dies aber ist die Formel des Schott. Er ist nicht wirklich, ist nicht sichtbare Natur / sondern ein Blendwerk. Du kannst den Schott nicht sehen, sondern nur empfinden. Hier ist das echte Land der Gibli-Luft, des Samum. Die Horizontlinie des Schott, oder was du dafür hältst, ist nicht scharf erkennbar / sondern verschwimmt mit der, bloß eine zarte Nuance helleren, Luft. Und die ist blaß und weißgrau und nur nach dem Scheitelpunkt hin scheint sie leicht anzublauen.

Die Bergkette träumt mit rötlich-violetten Farben und matt darauf schattierten Rinnen in diese Symphonie des Unbestimmten hinein. Ja, wie ein durchscheinender Vorhang liegt es selbst über dem Dschebel.

Die Telegraphendrähte heulen in der Sturmesglut wie gierige Hunde, die in Wut und Angst vor unnennbarem Grauen an kupfernen Ketten rasen.

Wo hört das Land auf, wo fängt der Schott an? Wahnsinn / wo hört das Land auf, wieweit reicht die amphibische Zwischenstufe, wo ist der Schott?
Dichte Dünste und Nebel ziehen ganz nahe heran, stoßen von den umschleierten Salzgründen ab und haschen gespenstisch nach dem einsamen Reiter. Graue Luft und grauer Schott. Wo auf Erden birgt sich noch solches Erlebnis?
Eine Herde Ziegen speit das unsichtbare Wallen aus, Augenblicke nur / und irgendwelcher Brodem verschlingt sie lautlos. Ein langer niedriger Schatten blüht für Sekunden auf und verschwindet. Und erst als ich Tage lang mich gemartert, ward es mir klar, daß dies eine auftauchende und verschwindende Palmoase gewesen ist.

Toser / dessen Klang entstellen die Franzosen zu der Fanfare Tozeur / ist eine Palmoase wie sie hier alle sind. Drei Vegetationsschichten, graue palmwedelbesteckte Wälle und Wasserrinnsale zwischen Schilf.
Ihre Palmen und Äcker lösen sich auf zu einem Salzsumpf. Dessen Boden liegt meist trocken unter der Glut des Saharahimmels. Hier grünen Kräuter und Binsen. Die Bäche der Oase enden da, versalzen die Krume und durchziehen sie mit schmalen Furchen. Überall blühen die Felderchen eingedampften Salzes und schimmern schneeig. Salzverkrustete Pflanzenreste, summende Fliegen.
Reitest du auf dem Boden der Pfanne weiter, so strauchelt dein Tier einmal über schwankendem Grund. Es stolpert noch öfter, und gelegentlich zieht sich in dem freigewordenen Hufeindruck ein wenig klares Wasser zusammen. Hörst du nicht auf die Warnung deines Führers, so kannst du erleben, daß es zuletzt rund um dich zu schmatzen anfängt. Dies ist ein sehr böses Gefühl und du tust gut, abzustehen von weiterem Vordringen.
Denn die Grenze des Schott siehst du nicht, kannst nie sie erreichen. Sie ist unfaßbar und nur eine Vorstellung, nicht Natur.

Auf deinem Rückzug jagt ganz tolles Sandtreiben um dich herum. Vor gelbgrauen Luftschichten und gelbgrauen Sandmassen siehst du nichts mehr. Es heult und pfeift schrecklich.
Deine Augen kleben von Sandkörnchen, und strömender Schweiß beißt ihre Winkel. Kaum kannst du sie offen halten.
Als ich an den Gasthof von Tozeur kam, stand da vor der Tür eine Dame / eine richtige Dame. Sie hatte ein großes graues Tuch rund um Kopf und Gesicht geschlungen / und eine schwarze vorstehende Schutzbrille darauf gebunden. Sie sah wie ein Taucher aus / hat die Natur hier auch den Menschen verrückt gemacht?
Und daß in diese Oase Tozeur am Rande des großen Schott winters elegante Turisten kommen / siehst du, mein Lieber, dies ist vielleicht das grausigste an diesem grausigen Epos. Nun begreife ich ganz wohl das Höllenlachen aus dem grauen Höllenrachen da hinter mir.
Dies aber ist die dritte und letzte, die innerste Landschaft / Salzdämpfe und Palmoasen. Und der unsichtbare Schlund des Schott ist ihre Seele.

Wie weit das hinaufgeht? Westlich vom Juwel Gafsa und nördlich von der Banknote Philippe Thomas erstreckt sich jener kahle Zug von Phosphatbergen. Sie sind die Grenze / man heißt sie das Seldscha-Massiv. Durch dieses schneidet eine tiefe enge Schlucht hindurch, und ich versichere dir / sie gehört unlöslich in dieses Land der malerischen Verkehrtheiten und der unerwarteten Gegensätze / erst recht, da man nichts derart vermutet.
Hinter der gelbgrauen unterschiedslosen Gebirgswand öffnen sich mächtige Täler / oben braunrote Felsklippen und unten hellere Halden, dazwischen die rauschenden Krümmen des Wed Seldscha. Dann tiefe und enge Klammen, eingespannt in zwei durchaus lotrechte braune Riesenmauern. Unten das schmurgelnde Wasser / und nirgends ein Weg.

Hier endet die Gewalt des staubverschleierten Samum. Er tobt noch am Südrande des Massivs / aber die Decke dieser Schluchten spannt schon ein klarer, ein tiefblauer Himmel.

Der Fluß hat die farbigen Kreidekalke des Gebirges völlig durchsägt / so wie das gezähnte Stahlblatt einer Kreissäge sich in einen Steinblock hineinkreischt. Er kommt daher, wo Vorhügel sich lächelnd ausbreiten und wo das Tal sich erweitert zu steppigen Fluren.

Hier ist das Ende des äußeren Südens / hier endet die Bahn der Compagnie des Phosphates et du Chemin de fer de Gafsa.

Bahnhöfchen in moreskem Stil / wenig Personen- und viel Güterwagen / weißgestrichene Abteile / schmerzlich vermißte Abtritte und Waschgelegenheiten / langsames Fahren / mäßige Preise / mehr Reisende in der Ersten als in der Zweiten / überwiegend aber solche Dritter / kein Staub wie in der Mariut. Das ist der Chemin de fer Südtunisiens.

Nimm dir Essen und Trinken mit, nutze die Aufenthalte behende zur Erleichterung / und du kannst es aushalten.

Die Maschine pfeift nicht, sie heult unangenehm auf. Sie zieht nicht sachte an und gibt nicht klein bei / vielmehr setzt sie mit einem plötzlichen und erschütternden Rucken ein und ab, und das macht dich zuletzt doch etwas nervös. Die Halfa, die Phosphate und die Datteln sind der Gesellschaft wichtiger als ein paar Winterturisten / damit mußt du dich abfinden. Aber höflich sind die Beamten / sie sind ja Franzosen. Es wird dir Spaß machen, daß aus dem von Sfax abfahrenden Zug der Führer auf allen Haltepunkten und Blockhäusern frisches Brot hinausreicht. Dieses Bäckerabonnement mag manchem Colon sein Leben in der Halfasteppe erleichtern.

En voiture, kräftig auf dem ersten Wörtchen betont / dieses Feldgeschrei der französischen Bahn[illegible] auch über den

öden Halteſtellen des mittägigen Tuniſien. Dazu aber geſellt ſich, fremdartig und ſprechend, dieſer Anſchlag:

> M. M. les Voyageurs sont instamment priés de s'abstenir de jeter sur la voie soit des allumettes enflammées, soit des bouts de cigares ou cigarettes, pour éviter que ces objets en ignition mettent le feu aux herbes, broussailles, etc., qui pourraient, à leur tour, le communiquer aux récoltes.

Tuniſiſche Verwandlungen

Es war nach meinem Tripolis-Vortrag in einer Fachſitzung der Geſellſchaft für Erdkunde zu Leipzig. Da ging die Rede von der alten Geographie Nordafrikas / daß im Altertum Städte geblüht hatten, wo heute die dürre Halfa raſchelt. Ging die Rede von den Reſten rieſiger alter Waſſerleitungen / deren Schwanz hoch oben in irgendeinem wilden Gebirgstal hängt, während der Kopf an einem Häufchen von Säulenreſten endet oder an einer eigens nur für die Turiſten aufbehaltenen Zirkusruine.

Es war beim Bier. Joſef Partſch erwähnte beiläufig, daß er ein dickes Pack ſauber geſchriebener Kollektaneen mit Exzerpten beſitze, vornehmlich über das alte Tuniſien. Drüben ſei er aber nie gewеſen. Hans Meyer warf ein / das wäre doch nicht ſo weit...

An dieſes kleine Erlebnis mußte ich in Tuniſien mehrmals lebhaft denken. Es iſt hier wie in Ägypten, ſchlimmer als in Ägypten. Tuniſien iſt Turiſtenland geworden und wird es immer mehr.

Aber was dünket euch? Dieſe Menſchen verleugnen auch hier nicht ihre Verbildung. Sie jagen den Ruinen nach / den Amphitheatern und Aquädukten, den Säulenkapitälen und gefälſchten Münzen.

Glaubet nicht, daß ſie Natur ſehen. Dieſe Naturlandſchaft Tuniſiens / der vielleicht in keinem andern gleich kleinen Flecke der Erde eine ſolche Fülle von Abwechſlung und

Gegensätzen gleichkommt. Auf den Bahnen fahren sie nachts, um ihrer Langeweile vor den Ruinen nur ja kein Sekündchen Zeit zu rauben. In den Tageszügen, die infolgedessen nicht so schnell und weit laufen wie die Nachtexpresse / war ich, mit einer einzigen Ausnahme, und die in Algerien, der einzige Turist. Alle anderen Mitfahrenden waren Eingeborene und Colons.

Tunisien ist das Traumland der Geographie. Jede Landform, Bergraupen so typisch oft, als wären sie aus der Karte geschnitten, jeder Lufthauch, jede Pflanzenversammlung, jede Tracht, jeder Architekturschnörkel / alles weist auf seine geographische Bodenständigkeit hin. Tunisien ist ein besserer Geographieprofessor als mancher daheim / trotzdem es niemals einen akademischen Grad erlangt hat. Reise mit offenem Auge und hellem Kopfe durch Tunisien / und du mußt als Geograph wiederkommen.
In diesem Lande geht nichts ins Große, alles ist, bleibt und wirkt klein und fast zierlich. Tunisien ist eine klare Pinselführung. Man überblickt hier alles so sauber, und es liegt nichts, was irreführt, in dieser reinen und unverwickelten Natur. Jedes steht an seinem wohlerwogenen Platze / wie die Spielsachen eines Kindes, das zur Ordnung angehalten wird, in seiner kleinen Truhe. Du brauchst dir nicht lange den Kopf zu zerbrechen / warum diese Stadt grad an dieser Stelle liegt / warum diese Landschaft Oliven erzeugt und jene Wollmäntel. Auf alle Fragen gibt dir das helle Land freimütige und unumwundene Antwort. Willst du Tunisien geographieren / du hast nur zu sehen und niederzuschreiben. Und trotzdem besitzt keine Sprache der Welt eine auch nur einigermaßen nach Stoff und Behandlung ausreichende Landeskunde des Schutzstaates.
Und ich frage euch / woher kommt das? Ist es nicht tausendmal wichtiger und köstlicher, die offen daliegende Seele dieses Landes zu ergründen und sein Milieu zu malen / als der Entstehung von Tälern nachzumühlen. Oder treibt nicht am

Baume der Geographie unſerer Tage ein geiler Seitenzweig, der nichts anderes iſt als Maulwurfsgeographie, ſtumpf genug, nichts zu ſehen von den Wundern der Welt.

Henſchir Suatir beſteht nur aus drei oder vier Häuschen und iſt Verbindungsſtelle der Cie. des Phosphates et du Chemin de fer de Gaſſa mit dem der Cie. Bône-Guelma, welche die Mitte und den Norden Tuniſiens befährt. Das Quartier ſah grauenhaft aus, war aber wider Erwarten wanzenfrei, wie ich denn überhaupt im franzöſiſchen Nordafrika nur zweimal unter Ungeziefer gelitten habe. In Vorderaſien iſt das anders ...
Am nächſten Mittag aß ich hier. Ich ſaß an dem einen Tiſch und die franzöſiſche Wirtsfamilie mit zwei Bahnarbeitern am andern. Wachstuch mit vielen Ringen von naſſen Gläſern, die längſt getrunken und vergeſſen ſind.
Der ärmere Franzoſe iſt anſpruchsvoller und vielfach auch geſitteter als der gemeine Mann anderswo. Verlangt mehrere Gänge, drei bis vier etwa. Die Familie und die Arbeiter ſpeiſten dasſelbe wie ich / eine Büchſe Sardinen, eine Büchſe Fleiſchpain, ein paar Scheiben Salami / weiße Bohnen mit Tomaten und Paprika / Artiſchoken in Öl / Hammelbraten / Käſe / Feigen, Mandeln, Walnüſſe und Biskuits. Dazu tranken wir algeriſchen Rotwein. Hierfür bezahlte ich zwei Franken.
Die Leute aßen mit einem gewiſſen, wenn auch etwas hahnebüchenen Anſtand / ganz manierlich mit Meſſer und Gabel. Die Frau war ſehr ſchmutzig, ihre bloßen Unterarme waren ſicherlich wochenlang nicht mit Waſſer in Berührung gekommen / aber es ſchmeckte trotzdem gut, und man ſah die hausfrauliche Tüchtigkeit der Franzöſin.

Hier beobachtete ich folgende Farben der Landſchaft. Es iſt dort ſehr zerſchnittenes Hügelland. Gelber Kalk bildet das Gerippe, und Krume liegt darauf mit Halfabüſcheln und dürrem Kraut. Alles iſt arg verwittert, das Geſtein zer-

fällt in Platten, und viel Geröll klackert unter dem Schritt des Wandernden. Alles ist schalige Verwitterung. Ein Stein fällt dir durch ein Netzwerk von Rissen an seiner Oberfläche auf. Stoßest du den Stab darauf / so schieben sich einzelne Täfelchen auseinander, die mehrere Millimeter dick sind. Darunter erscheint eine neue Oberfläche des Steines. So lockern Sonnenglut und Nachtkälte, Trockenheit und Nässe durch Gegensätze das Gefüge der obersten Steinschichten und zerkleinern die Platten im Wandel der Tage zu jenem zahlreichen Geröll, zu jener lockeren braunen Krume. Die Seiten der Hügel sind mit solchem Schutt und Getrümmer dicht bedeckt. Ihre Firsten dachen sich zu ganz schmalen Leisten an und tragen, wie die platten Köpfe andalusischer Kampfhähne, einen erstaunlich zerklüfteten Gesteinskamm.

Solche Hügel und Bergzüge trennen die einzelnen Kammern dieser südwesttunisischen Landschaft voneinander ab, und es ergeben sich, je nach dem Stande der Sonne, folgende Farbwechsel ein und desselben Bildes.

Strahlt die Sonne steil herab auf diese Berge / so erscheinen sie in der Höhe gelblich bis hellbräunlich, meist im Tone der Siena / leicht schattiert durch die Felder der dünn stehenden Halfa. In der Ferne sind sie mehr rötlich bis violettrötlich. Beidemale prägen sich die Formen nicht sehr scharf aus, da der grade Sonnenstand wenig Schatten erzeugt.

Bewegt sich die Sonne seitlich der Berge / so schwimmen die Lehnen in den verschiedenen Abstufungen des Veilchenblau, vom weichen Hellila bis zum pompösen Dunkelviolett, ja fast bis zum tiefen Kobaltblau. Die Risse und Rinnen drücken sich durch die von den Firsten und Rippen geworfenen Schatten wundervoll körperhaft aus. Man sieht dadurch auf sehr weite Entfernung oft ganz feine Grate herausschattiert / und ich glaube nicht, daß es in der Natur feinere Regungen zu erkennen gibt. Von der Vegetation ist bei dieser Sonnenstellung nichts zu erkennen.

Rollt die Sonne hinter und über den Bergen / so erscheinen ebenfalls violette F[illegible] ist alles etwas verschleiert.

Die Patina der Ferne und des Sonnenglaſtes ſchwimmt über allen Seelenregungen des Lichts. Die Grate und Schatten kommen nicht ſo ſcharf heraus / und außerdem unterſcheiden ſie ſich untereinander weniger, alles iſt mehr platte Mauer. Weiter entfernte Gebirge treten überhaupt nur als hellblaue, matte, verſchleierte Wände herauf / nur ihr Zackenprofil ſchneidet ſcharf vom Himmel ab.

Nordwärts nimmt das Geſicht der tuniſiſchen Landſchaft mählich andere Züge an. Es erſcheinen lange dünne, wie auf Stelzen wandelnde Aquädukte. Halfaverſand beſtimmt das Leben der kleinen Bahnhöfe. Die Palmen werden ſpärlich, nur eine oder zwei erheben ſich als fremdartige Seltſamkeiten aus dem Baumgrün der wenigen Orte. Es beginnt nach Altertumskunde zu riechen und nach Humaniſtik. Der Reiſeführer wird beängſtigend durch die wachſende Fülle ſeiner eingehenden Trümmerbeſchreibungen / über die Natur ſchweigt er ſich aus.
Nördlich von Feriana geht ein Ruck durch die Landſchaft. Auf manchen der kahlen, halfareichen Bergreihen hocken unverſehens Punkte, dunkle Flecke / reiten wie lichte Raupenſchnüre auf Schultern. Das ſind grüne Bäume, Piſtazien / und die Leute ſagen, die Berge ſeien „voll davon".
So macht ſich der Einfluß des Nordens bemerkbar, die Wirkung des Meeres / und dieſes Geſicht war mir wertvoller als ein ganzes Dutzend Ruinen und anderer touriſtiſcher Sehenswürdigkeiten.
Bald bemerkt man, daß in der Steppe die Halfa ſpärlicher wird und grüne Kräuter ſich kräftiger erheben. Die Baumraupen auf den Bergen färben ſich ſchwärzer und klettern an manchen Hängen, in den Talriſſen, tiefer hinab. Manchmal nehmen ſie ſchon das Ausſehen eines grünen Beſtandes an. Dann wieder ein vorübergehender Rückſchlag / kahle Abſtürze und dürre Halfaſteppe. Durch den Einfluß der beſſeren Bewachſung, welche die Verwitterungskrume oben feſthält / erſcheinen die Formen der Höhen gleich viel ſanfter

und molliger als im kahlen Süden. Sie sind ja längst nicht so farbenprächtig, da ihr Grün das Sonnenlicht verschluckt, statt es von tausend Steinfasetten widerzustrahlen / aber sie heimeln dich eher an.
Hier tragen die Bewohner auch nicht mehr den umfangreichen Haram / sondern sie wandeln im weißen Wettermantel des Nordens umher, dem weißwolligen Burnus mit Kapuze.
Ruinen gelber Mausoleen, Unmengen zerstreuter Quadersteine, torartige Senam der vorgeschichtlichen Bevölkerung, alte Höhlen im zerlöcherten Fels. Geeggte Ackerfetzen mitten in der Steppe. Östlich von Sbetla wieder einmal die erdbucklige Lotussteppe mit rosiggrauem Dorngesträuch. Graubraune, schwarzgestreifte Beduinenzelte.

Dann tauchen, unerwartet, in der Ebene sogar frischgrüne, dornige dichtverfilzte Büsche auf. Dafür fehlt es den Bergen streckenweise wieder an Bäumen / und, ihres Schutzmantels beraubt, prägen sich sofort ihre Falten schärfer aus. In den Rinnen ihrer Lehnen drängt sich oft ein schwarzgrüner Baum- und Buschstreifen, aber die Flanken selber tragen dann nur ein niedriges Krautpolster / immerhin ein Polster.
Zuletzt Schluchten und Engen, Tunnels und Brücken, Rasseln und Tosen. Dann wird es weit, ganz weit / und die große Ebene des östlichen Tunisien umfängt dich. Im Westen graue Ketten / hier aber Weiden, Felder, verstreute Fermen. Kurze dichte Krautnarbe mit violetten Blüten, viele Schafherden. Grauer Himmel, kalter Wind. Bauersleute. Kahle tiefbraune Sturzäcker. Regenfahnen. Regen. Man fröstelt.
Gelbe qualmige Staubwolken jagen dicht über der Ebene dahin. Es riecht nach nasser Erde / und das ist ein Geruch, den du im Orient nicht oft in dich einsaugst. Eine Kamelherde drängt sich unter den Güssen eng an einander. Strahlige Opiumfelder.
Cochon, nom de dieu [illegible] es irgendwoher.
Viel europäisch [illegible]r, helle, ja lichthaarige Berber. Die Ho[illegible] Berbern Tripolitaniens

vom Braun ins Gelb hinüberwechselt, geht hier in Mittel-tunisien mehr ins Weiß hinein. Wie man den Atlas ein Stück Europa in Afrika genannt hat, so kann man seine Bewohner die Europäer Afrikas nennen.
Derart wandelt sich das Bild des Landes von den Dattelbezirken bis zum Beduinenraum des ältesten Heerlagers der Araber im Atlas / dem heiligen Keruan.

Ich möchte, du erlebtest diese stillen Vergebenen bei Nacht / im Zauber ihrer Indigoschwärze.
Du mußt nicht glauben, sie wären so still wie das Grab. O nein, sie sind viel stiller / denn die Stimmen ihrer Geister schweigen nicht. Da jault der verlorene Ruf eines Schakals. Die Flöhe peinigen seinen Pelz, aber scharf lichternd und mit eingekniffener Rute schnürt er durch die Halfa. Eine kleine Eule plustert sich auf und maut vernehmlich.
Oben prunken die Sternbilder in der Ordnung, die ihnen unsere Sternkarten vorgeschrieben haben. Und ihr stilles Funkeln ist, beim Barte des Propheten, laute Rede.
Von irgendwoher, aus mehreren weitgetrennten Punkten der nächtigen Pechschwärze zugleich / leuchten die roten Nachtaugen der Steppe. Das sind die Feuer der Beduinen vor den unsichtbaren, schwarzen Zelten.
Wieviele solcher Feuerpünktchen sind doch allnächtlich über die weiten Steppen des weiten Morgenlandes verstreut. Ich weiß, jetzt kochen sie überall in breitschnäbligen Kupferkannen ihren ungesüßten Kaffee und stülpen reihum jeder einen einzigen, lächerlich winzigen Schluck hinab. Dabei legen sie den Kopf hintenüber, stöhnen vor Wonne und schmatzen laut.
Und dies ist das Behagen des Orients / die Kunst höchsten Vollgenießens mit einfachsten Mitteln. Wenig Auswahl. Nicht in die Breite / aber goldschürfend in die Tiefe. Darin ist er uns über, dieser verachtete Orient. Seine Kultur / unserer Zivilisation. Der Orientale ist nicht Sklave seiner selber / soweit überhaupt ein Mensch von sich frei kommen kann.

Nacht, tiefe Nacht, weite und breite Nacht. Darüber die Silberköpfe der Sterne. Darin die roten Nachtaugen der Steppe.

Das erste Gesicht, das mir der Rundblick vom Viereckturm der Dschama Kebira in Keruan schenkte / war dieses. Von Norden sah ich durch die Ebene daherkommen einen Mann / Packtiere und Diener hinter ihm.
Er schlägt sein rundes Zelt auf, draußen vor dem Tore, an der Stätte Dar el Iman. Denn es ist nicht gut für den Ungläubigen, sich ohne Schutz der Behörden in die fanatische Stadt zu wagen. In der Dunkelheit empfängt er den Besuch des frommen Hadsch Sayd, eines ehrwürdigen alten Greises mit langem weißem Barte und schönen regelmäßigen Zügen / das Urbild eines wohlhabenden Stadtarabers. Doch der geachtete Kaufmann, Bürger und Familienvater von Keruan redet nicht über den heiligen Koran und die Hadis / sondern er schwatzt mit dem Fremden über seine Heimat, in gutem Deutsch. Denn er ist nur ein Abtrünniger und stammt aus Triest. Das aber ist eine höchst seltsame Begebenheit, und man schreibt das Jahr 1854.
Am andern Morgen zieht der Fremde an der Seite des wenig entzückten Kaids noch vor Sonnenaufgang in Keruan ein / in der Eile bekleidet einzig und allein mit einem fränkischen Schlafrock. Und den halten alle Bewohner der heiligen Stadt für ein schönes türkisches Kostüm und seinen Träger für einen frommen, etwas überspannten Almosensammler aus Mekka.
Man zählte ja damals das Jahr 1854, und ohne den Schlafrock hätte der Reisende es nicht wagen können, in die verbotene Stadt zu dringen. Er hieß Heinrich von Maltzan und hat die besten Schilderungen über algerisches und tunisisches Leben geschrieben. (Zwanzig Jahre später hat er sich in Pisa erschossen / Neurastheniker.)
Dieser Vorgang, einer der reizvollsten in der Entdeckungsgeschichte des Orients, stand vor mir, als ich in Keruan war / sechzig Jahre nach Maltzans Besuch. Ich dachte an

Kerbela am Huſſenije-Arm des Euphrat, an die Pilgerſtadt der Schiiten / und es iſt dort ſo, wie damals in Keruan. Heute haſt du Gaſthöfe in Keruan, beſuchſt mit einem feilen Erlaubnisſchein alle Moſcheen, kaufſt Anſichtskarten und langweilſt dich. Oder meinſt du etwa, die heilige Stadt des Gharb, das erſte Waffenlager der erſten Araber im Atlas, ſei jetzt feſſelnder als vor der Franzoſenzeit?
Welch wunderbares Graalsgeſchmeide iſt eine verbotene Stadt! Lhaſſa, Kerbela, Keruan, Salt Lake City, Timbuktu / ſie alle waren Namen von ſtrahlendem Klang und raſend machendem Geheimnis. Gedichte von abgrundtiefer Myſtik / mit ihrem Klingen auf den Lippen ließ ſich tagelang in Verzückung einhergehen. Sie waren die letzte Verkörperung des Idealen / deſſen, das unerreichbar und doch ſo köſtlich zu erſehnen iſt.
Jetzt kann jeder Snob ſeinen Kraftwagen dahin lenken / wir ſind in ein ſchreckliches Wiſſen über ſie geraten, und wir kennen ihre — Topographie.

Keruan iſt eine weiße Stadt, hat ein flaches Dächermeer und runde Kuppelwellen. Halt, das iſt alltäglich, iſt Sache der gar zu Vielen / hundert Orientſtädte erkenne ich in dieſem Satze wieder.
Keruan hat eine Mauer, die ſieht aus wie gebrannte Siena, vielleicht noch einen Schatten dunkler. Über ihren Zinnenrand blicken weiße Terraſſenhäuſer, Viereckstürme und ſenkrecht geriefte Kuppeln. Genau ſolche Kuppeln, wie ſie von der Kalkwand der Armenier- und Kurdenſtadt Mardin tief hinunterſchauen in die rote meſopotamiſche Ebene.
Ringsum weite Steppe / der ſichere Rückhalt der Herden und Gäule jener arabiſchen Gründer. Wäre hier fruchtbare Ackerflur / vielleicht hätten die Horden Sidi Okbas ihr Feldlager irgendwo anders angelegt. Im Hintergrund bei bedecktem Himmel kobaltblaue Berge. Am andern Tag lagen ſie im Sonnenglanz mit ſepiabraunen Rippen und mit indigofarbenen Schatten.

Niemals sieht diese Stadt bedeutend aus, denn sie ist zu klein / niemals schön, denn ihre Schutzmauer, wenn sie auch fanatisch erscheint, ist zu hoch.
Steig auf einen Turm und schau um dich. Die weißen Terrassen unter dir sind ausdruckslos und umschließen zum Gähnen graue Innenhöfe. Die Kuppelbögen, die Turmrechtecke heben sich kaum von dem gleichfarbigen Bett ab. Am südlichen Außenrand glänzt der smaragdgrüne Baumfleck der kleinen Neustadt mit den anmutigen Lichtern einiger roter Ziegeldächer. So unpassend sie hier sein mögen / neben derart leerem Weiß wirken sie erfrischend und belebend. Dazu die unziselierte Auftragplatte dieses Schafbuttergerichtes / die braune, graue, nur selten grünlich schattierte Fläche der unterschiedslosen Steppe.
Das alles ist ja gewiß durchaus altorientalisch / blick nur auf das Zierstück der weißen Barbiermoschee und der schwarzen Beduinenzeltlein daneben. Aber kein rechter Ausdruck. Zuviel Pinselstriche in der gleichen Richtung und so gar keine Gegensätze.

Die Moscheen / diese Moscheen. An keiner lassen sie dich vorbeilaufen, du mußt in alle hinein. Da kannst du dich ärgern über ganz frische Stucknachäfferei von persischen Steinmetzmärchen. Da verderben sie dir die Stimmung eines sandeldurchräucherten schwarzgoldnen Grabgewölbes durch lächerliche Kronleuchter und alberne Anilinteppiche.
Du sagst das den Leuten, aber sie verstehen dich nicht, ihr ganzes Sinnen richtet sich auf die Ausbeutung der Touristen, welche die Scharen der Waller abgelöst haben. Denn Keruan ist immer noch Wallfahrtsstadt, wenn auch mehr für neugierige Abendländer. Und infolgedessen sind die bezeichnenden Gewerbe der Pilgerstädte nicht ausgestorben / Verkäufer von Schundwaren, Fremdenführer und Dirnen.
Da lauert dir ein achtjähriges Bürschlein vor dem Gasthofe auf und möchte dich in Frankoarabisch nach den Bordellgäßlein an der [illegible]en. Deine belustigten Fragen

sucht es durch sinnvolle gesundheitliche Einwände zu entkräften. Im Hotel kann ein gutgekleideter Mohammedaner dir gegenüber sitzen, mit weißem Stehumlegkragen, und er trinkt ungescheut seinen Rotwein / in der Stadt Sidi Okbas und des Fanatismus!

Sie sind verrottet, diese Leute des heiligen Keruan, entartet / minderwertig wie die von ihnen verfertigten, schauerlich gefärbten Teppiche.

Die Gassen sind lächerlich ausdruckslos / meist erdgeschossige, nur wenige oberstockige Häuser. Bei einigen steht eine flotte Hohlkehle über die Mauern vor. Die Läden sind die üblichen kleinen Löcher / die Tür ist Fenster und Eingang zugleich. Weil vor und in diesen winzigen Gewölben die Waren dicht neben- und aufeinander gestapelt liegen / so wird der Anschein einer Reichhaltigkeit erweckt, die gar nicht vorhanden ist. Die Gegenstände erheben sich zwar über das Mindestmaß orientalischen Kaufbegehrs / aber selbst einheimischen Luxusbedürfnissen vermögen sie nicht entfernt zu genügen.

Die steingewölbten Suks machen in noch bunterem Maße den Eindruck des Reichtums. Doch alles sind Kinkerlitzchen ohne Geschmack und Dauerwert / Flitter, wo Edelmetall sein sollte. Die weißwollenen Kapuzenburnusse mögen das einzig Gute sein. Bunte bedruckte Baumwoll- und Schirtingtücher aus Chemnitz, die der Turist als Märchenschals teuer einkauft / Lederzeug mit farbiger Woll- und Silberstickerei, welche nach vierzehn Tagen schwarz wird / spitze gelbe Lederpantoffel / lächerlich hohe Fremdenpreise / unter denen auch der Erfahrene leiden muß. Ein Jahrmarkt eitlen Unsinns und verrohten Ungeschmacks.

Unter den Trachten herrscht durchaus der hellwollene Burnus vor, und gegen ihn tritt die braune, oft mit weißer Borde gefällig gesäumte Dschubba stark zurück. Bei Beduinen sieht man noch den leuchtenden Haram. Die Frauen tragen sich völlig verhüllt, ein weißer oder gar pechschwarzer Haram verdeckt alle Linien ihrer Gestalten. Man sieht überhaupt sehr wenig Weiber auf den Gassen / und die schwarzen Zeug-

ballen erinnerten mich sehr beredt an gleiche Erscheinungen in den Straßen des heiligen Kerbela.
So laufen zwischen beiden Städten mancherlei Ähnlichkeiten in feinen, alten Fäden hinüber und herüber. Dort in Kerbela, dem persischen Vorposten in arabischem Gebiet / und hier in Keruan, dem arabischen Heerlager auf berberischem Atlasboden. Allerdings, während in Kerbela alles auf das Pilgerleben zugeschnitten ist und selbst das ungescheuteste Dirnentum eine Art von frommem Zuschnitt trägt / erinnert im Bilde Keruans nichts, aber auch gar nichts mehr an den gottseligen Charakter. Früher Wallfahrer mit schwarzen, grünen Halbmondbannern / und jetzt Turisten mit Guide Joanne und Schutzbrillen.

Steppe, Schafherden und Wollburnusse kennzeichnen die Ebenen von Keruan. Schwarzgrüne Olivenplantagen, anfangs über gewellte Steppe ausgestreut und zwar immer entlang den Mulden / nachher mit Obstbäumen über Äcker verteilt, und dazwischen die kobaltblaue Wand des Meeres senkrecht durchleuchtend / das ist der üppige Baumgärten-Sahel von Souffe. Da das Land sich anmutig und wellig zur Küste absenkt / so taucht blitzschnell eine vorübergehende Erinnerung an die pontische Landschaft von Samsun auf.
Diese Stadt Souffe sitzt auf einem breiten Stuhle, das ist der üppige Oliven-Sahel, und der legt sich um sie wie ein dicker, ausgiebiger Krimmerpelz. Außerdem stellt sie ihre Füße, schöne starke Füße, noch gar nicht verkrüppelt, auf einen Schemel / und das ist die Halfa- und Wollausfuhr ihrer Hintersteppen an der Bahn, die von Henschir Suatir herabkommt.
Keruan hat ein sehr stilreines weißes Dächerbild / und doch wird man seiner nicht froh, denn es ist zuviel Lüge mit dieser Stadt. Souffe hat ein noch weißeres Dächerbild, und man kann sich seiner freuen / nein, du mußt dich seiner freuen, denn es hat den Bekennermut seines fränkischen Aufschwunges, und es ist alles freudig und klar. Um Keruan eine tückische,

trostlose Steppe / hier grüne Gärten und blaue See. Dort nur eintöniges Bleiweiß / in Souſſe kontraſtreiche Einheitlichkeit. Wer könnte da ſchwanken?

Souſſe liegt unter dir und der Kasbah wie ein ſchwebender Baldachin von Hermelin / die dunklen Innenhöfe mit Palmkronen ſind darin die ſchwarzen Schwanzſpitzchen. Der ganze Faltenwurf ſenkt ſich zum Meere ſanft abwärts. Alles ſchwanenweiße Flachdächer mit Brüſtungen von einem Fuß Höhe. Nicht die leiſeſte Andeutung von Schornſteinen. Die neue Vorſtadt dort draußen unterſcheidet ſich nur durch wenige rote Ziegeldächer vom alten Suſa und trennt ſich von ihm durch grüne Anlagen. Rings um die urſprüngliche Stadt läuft eine gelbe Zinnenmauer. Die weißen Giraldaminare fallen über den gleichgetönten Wänden und Dächern auch hier kaum auf. Im Meer umklammern zwei lange ſienagefärbte Molen ein dreieckiges Hafenbecken und ſchneiden wie friſchgekochte Krebsſcheeren in das tiefe Blau der See hinein.

Den Rahmen dieſes entzückenden, dieſes ebenſo zierlichen wie nachdrücklich hingeſtrichenen Bildes gibt das wallende grüne Meer der Oliven her. Die dunklen wolligen Gipfel der Ölbäume heben ſich kräftig vom lichten Grün der Äcker und Weiden ab. Bis zum fernen Horizont ſteht alles in gleicher Weiſe bebaut und in tiefem Grün da. Nur im Südoſten, nicht fern von der See, weit hinter ein paar Schornſteinen von Ölmühlen und Seifenfabriken / da bettet ſich, ein wagrechter Streif, in das wechſelnde Grün der Salzſumpf von Dſchebbana. Aus dem Meer von Grün tauchen oft weiße Blockhäuſer und ſogar helle Dorfflecke auf, flüchtig hingetuſcht mit ſpitzem Pinſel als belebende Lichter / wie um anzudeuten, daß dieſes Baummeer von Menſchenhand gemacht iſt.

Am jenſeitigen Uferſchein des Golfes, über hellbraunen und grünen Streifen, leuchtet der weiße, laſierte Häuſerklex des ehemaligen Kloſterſtädtchens Monaſtir.

Der ſchöne Schwung blauen Meeresrunds und die Frucht-

schale grüner Baumgärten legen sich schmeichelnd um die weißen Dächer von Souffe. Sie zusammen weben das Traumbild einer orientalischen Stadt. Wohl keine, die ich sonst gesehen zwischen Bagdad und Marrakesch, vermag sich an weißer, fast bräutlicher Zierlichkeit und naiver Koketterie zu messen mit dem Gesamtbilde von Souffe. Manche sind durch ihre Landschaft schöner, manche durch ihre räumliche und geschichtliche Größe. Aber so bildsauber wie Souffe ist keine.
Ihr Dächerblick ist vielleicht die Krone Tunisiens.
Es sitzt sich entzückend auf den Terrassen der oberen Stadt. Da träumst du hinab auf diese Studie in Elfenbein, in durchbrochen gearbeitetem und mit blauem Grund unterlegtem Elfenbein / bei köstlichen Früchten und kühlen Getränken.

Am Saphirgolf von Hammamet reihen sich Wälle mit Kakteen um geviertete Ölbaumfelder. Dazwischen lagern sich, flegelhaft breit, Steppenräume, manchmal wie pockennarbig durch viele Erdbuckel mit polsterartigen Lotusdornhäuptchen. Sanfte Weidewellen mit Beduinenzelten / über denen steht, aufrecht wie ein Schwert, eine dünne Säule von Rauch. Braune frischgepflügte Ackerschollen, in deren Furchen neuzeitliche Eisenpflüge, von Europäern geführt, hin zur Kimmung schwanken. Gelbe Lehmhütten von Eingeborenen. Neue weiße Häuser inmitten grüner Baumbestände. Minare neben Kirchturm. Hohe, im Winde rauschende Euphorbienbäume. Rote Rebenäcker. Dazwischen Ruinenstätten aus römischer Zeit.
Rechts helle Lagunen, die durch schwarze Nehrungen vom blaugrünen Meer abgeschlossen werden. Ein paar taubenweiße Segel daraufgetuscht. Links Bergreihen und Vorhügel mit schwarzgrünen Bäumen / und immer noch mit vielen kahlen Stellen.
Alles ist musterhafte Kulturlandschaft / der Schauplatz jener großen Landgüter, wie Enfidaville / die holen aus dem Boden Tunisiens heraus, was er hergibt, und erniedrigen die kleinen Bauern zu Hörigen. Enfidaville, ein Mustergut neuorientalischer Landwirtschaft, umfaßt hundertzwanzigtausend Hektar

und wurde von Kheir e'Din an die Société Franco-Africaine verkauft. In ihrem Gebiet hat man die Ruinenplätze von siebzehn Städten des Altertums festgestellt / und jede davon mag wohl über zehntausend Einwohner besessen haben.

Der Ansatz der Halbinsel des Kap Bon ist ebenfalls bestgepflegtes Acker- und Gartenland, doch wird er auf zwei Seiten von Bergen und Bäumen beherrscht.
Dichte Olivenhaine, Dampfpflüge, rote Ziegeldächer. Auf manchem der baumumgrünten Bahnhöfchen könntest du dich in Deutschland wähnen. Graue Klippen über Kiefernbeständen. Einzelne weiße Blockhäuser. Buntblühende Weiden und euphorbienbesetzte Landstraßen.
Vom Dschebel Ressaß und vom Doppeldom des Bu Kurnen grüßen Gestrüppkleye und grüner Niederwald in die Ebene hinab. Du witterst lauschige Buchten und grüne Spaziergänge, riechst kühlenden Bergwind und ahnst blaue Fernen.
Irgendeinen der Vorberge spaltet eine tiefe und ganz enge Klamm / und das ist der Säbelhieb Allis, der sich hier vor der Meute christlicher Verfolger einen Ausweg durch den Berg haute.

Das Paradies der Turisten

Tunis el chadra, Tunis die Grüne / diese Stadt heimelt den alten Orientfahrer merkwürdig traut an.
Sie ist vielleicht die Verkörperung Nordafrikas. Vereinigt die internationale Luft Kairos mit dem Summen der stillen Gassen von Mursuk, den malerischen Theateraufbau Algers mit der Bleiche von Tripolis, das Barbareskenhafte von Dschidschelli mit dem Wüstenbilde von Bengasi, die Waldberge des Tellatlas mit der Ackerschwere des Niltals, das Hafenrasseln Alexandrias mit der Steppenstille der Großen Syrte, den Minarestil des westlichen Giralda mit dem

gefälligeren Achtkanter des Ostens, die Erinnerungen des ältesten Mittelmeerhandels mit der Haremsmystik längst vermoderter Beïs und dem Hörnerklang der Napoleonen.
In dieser Stadt findest du alles, was dir der Erdteil Orient zu bieten hat. Du kannst ganz abgeschlossen, nur für dich, Märchenzauber genießen oder aber Tingeltangel und Spielsäle besuchen. Kannst summende Rotationsmaschinen durch große Spiegelscheiben betrachten oder bunte Koraneinbände durch deine Finger gleiten lassen. Es ist eine seltsam anheimelnde Stadt, eine Großstadt mit Kleinstadtcharakter.

Von den grünen Höhen vor Bab Bu Saadun kannst du dir eine Meinung bilden über das Antlitz von Tunis. Die weiße, ganz weiße Stadt liegt an die dreißig Meter unter dir, eingerenkt in eine gelbe Mauer, die einförmig und ohne Zinnen um die alte Stadt der Beïs läuft. Darin wogt es von flachen Dächern, von steilen Wänden, von runden Kuppeln und von viereckigen Minare. Alles ist weiß und liegt breit da / eine Braut, die den Prinzen erwartet. Dazwischen kannst du einige gelbliche Gebäude und Türme bemerken, ein paar lebhaft hervorspringende Baumgruppen, die noch grüner scheinen als sie sind, mehrere ganz vereinzelt schlafende Palmkronen. Weit hinten, scheinbar in den See von Tunis hineinragend, taucht eine lange Reihe schrägroter Ziegeldächer auf. Das ist die neue Franzosenstadt, der Sitz der strahlenden Geschäfte und der wogenden Europäer. Sie erscheint aber doch nur als dünne Linie und fällt kaum auf.
Also wieder eine weiße Stadt / und weiße Städte kennzeichnen ja das Bereich des Gharb, des fernen Westens des Islam. Das geht so von Casablanca bis Bengasi, und Marrakesch mag die einzige größere Ausnahme sein, Marrakesch die Rote. Mit Alexandria ostwärts aber beginnt die Herrschaft der farbigen, der mindestens gelben oder grauen Städtebilder.
Jedoch, Tunis ist mehr als nur eine weiße Stadt. Tuni-

el chadra, die Grüne, ſagt die arabiſche Zunge. Und das iſt ſo wahr, wie ſelten etwas im Volksmunde. Denn dieſe Stadt iſt eingebettet in einen Kranz duftiggrüner Berge und grüner Hügel, grüner Ebenen und grüner Waſſerflächen.

Da ſteigen links im Norden die ſanftlinigen Höhen des Dſchebel Merkes an, gefüttert mit hellgrünen Feldern und dunkleren Olivenhainen / und denen hängt eine muntere Schar rotdachiger neuerer Gebäude am Saume. Zwiſchen ihnen ſtehen vier Schornſteine, die eindringlichen Zeugen des Werdens.

Rechts im Südoſten wächſt der ſchroffe Doppeldom des machtvollen Bu Kurnen aus einem grünen Gebirgsſockel in die Höhe. Das erweckt eine flüchtige Erinnerung an die Zuckerhüte und die grüne Bai von Rio. Dieſer Doppeldom aber iſt der wahrſte Zug im Bilde von Tunis und / von Karthago. Er beherrſcht mit ſeinem charaktervollen Riß den ganzen Rundblick, und du kannſt ihn nirgends überſehen.

In weiter Ferne, ganz hinten im Oſten, taucht als dunkler, häuſerreicher Küſtenſtreif unter grünen, ſchöngeſchwungenen Höhen die Halbinſel Bon auf. Davor ahnt man mehr, als man ſie ſieht / die blaßblaue Linie des offenen Golfs. Der See von Tunis liegt wie ein ſtraff geſpanntes, gelblichgraues Tuch da, und hinter ihm blinken die grünen Berge von Karthago und die weißen Häuſer von Goletta. Auf der dunklen Linie des Kanals im See zieht ein ſchwarzer Dampfer dahin, wohl nicht größer als eine gut gewachſene Hummel.

So hat Tunis eine der reizendſten Stadtlagen im Morgenlande. Sein Weiß, Blau und Grün dürften kaum viel von einer anderen Großſtadt übertroffen werden. Dies herrliche Bild iſt wertvoller als aller Krimskrams drin, als alle Sehenswürdigkeiten der Turiſten.

Die Altſtadt ſteigt vom See in einer ſehr anſprechenden Linie zu einem Höhenzug an, auf dem die Kasbah liegt.

Auf seinem Rücken geht es sich hübsch zwischen grünen Gerstefeldern und buntblühenden Kräutern, zwischen Opuntienbeständen und Kiefern, zwischen weißen Häusern und altersgrauen Burgruinen. Ihr Anblick ruft dir die Reisigen des fünften Karl in Erinnerung / und auch gar nicht so wenig deine nordische Heimat.

Westwärts fällt der Höhenrücken sehr schroff zur Tiefe, und da ist es dann verlockend, zu vergleichen. Auf der Seeseite grüne Höhen, grüne Wasser und weiße Stadt. Auf der Landseite aber / erst ein Streifen grüner Felder und Weiden, mit Ziegen, Kühen und jungen Baumstreifen. Dahinter ein sehr breites Blachfeld von hellbraunem, samtweichem Ton, in der Nähe duff und mattiert, weiter weg heller und nicht selten glänzend, ganz hinten aber von einer flachen Wasserschicht hellblaugrau bedeckt. Das ist der Salzsumpf Sebchumi. Du hast die Empfindung, hier auf den Rücken eines Menschen zu blicken / der diesen selber nicht sieht. So wendet sich Tunis von seinem Hinterlande ab.

Jenseits der Sumpfpfanne erheben sich anmutige grüne Berge und Hügel, von den hellen Flecken einiger Dörfer belebt. Genau im Mittag und ganz weit entfernt türmt sich die Bergbastei des Saghuan mächtig empor.

Das ist die Landschaft von Tunis. An ihrem Saume entwickelte sich die Meere beherrschende Landaussaugerin Karthago. In ihr erwuchs das heutige Tunis, in den letzten Jahrhunderten eine Säule des untergehenden altorientalischen Luxus.

Eine kultivierte Stadt in dieser anregenden Umgebung, auf dieser Bühne von Meer, Ackerebene und Waldgebirg. Kultur und Stil auf Kosten der geplagten Bauern eines weiten, zerstampften Landes / was verschlägts? Höhepunkte der Menschenkunst treten nur aus plattem, aus ganz plattem Untergrund hervor, erfordern Gegensätze. Grade wie eine lebhafte schöne Frau einer häßlichen, stillen Freundin bedarf / volle Wirkung zu entfalten. Lieber einmal alle dreihundert Jahre ragende Kulturgipfel und dazwischen Tiefen als drei Jahrhunderte lang Minderwertigkeit.

Die Neustadt vor der Porte de France besteht aus einer Anzahl wahrhaft glänzender Straßen. Du sitzest vor den offenen Kaffeehäusern der baumbeschatteten Avenue de France oder Avenue Jules Ferry und beschaust dir die strahlenden Läden und die elegant gekleideten Spaziergänger, die Droschken und Trams. Du kannst dich unmöglich im Morgenlande wähnen / orientalische Trachten siehst du fast gar nicht, alles Südeuropäer und französische Juden. Aber es gefällt dir doch.
In der Altstadt erst, hinter der Porte de France findest du den alten Orient, wenn du Augen hast. Die Porte de France mit ihren Barbareskenkulissen, mit ihren Anpreisungen und ihrem Menschengewühl ist eigentlich Tunis. Ist alt und sagenhaft / ist Milieu und ist eine Notwendigkeit. Sie erscheint mir wie der konfliktreiche Angelpunkt eines ganzen Kranzes von Erzählungen über Braun und Weiß.
Die Porte de France mit ihrem ein wenig ungeschickten R. F. ist eine jener Stellen auf der Welt, wo Menschenschicksale vorbeifluten und wo Tag um Tag Dramen sich abspielen.
In den tieferen, in den östlichen Straßen der Altstadt herrscht noch das maltesische und jüdische Element vor und erzeugt hier eine zwar malerische und kribbelnde, aber immerhin reichlich schmutzige und kreischende Levantiner-Atmosphäre. Die höher ansteigenden Gassen dagegen sind weiß, ruhiger und großenteils völlig altorientalisch. Viele Steinbogen und Gewölbe. Hufeisenförmige oder gerade Pforten, nägelverzierte Tore. Die blanken Moscheen fallen nicht sehr ins Auge, da sie nur selten an freien Plätzen liegen.

Von den steingewölbten Suks nur dies.
Das gedämpfte Licht der Suks des Gharb, welches es, so der Geheimnisse, Ahnungen und Anregungen voll, anderswo nicht gibt / fließt schimmernd über die bunten Auslagen der Händler. Die weißen Gewölbrippen und Gewölbkuppeln der Gänge / wie Katakomben / ziehen in langer Flucht in eine nahe und doch scheinbar sehr weite Ferne. Die rot-

grün, immer rot und grün bemalten Säulen werfen erfreuſame Flecke dazwiſchen.
Über das holprige, geböſchte Pflaſter ziehen hellgekleidete Burnuſſe und braune Dſchellaben. Zu Seiten ſitzen die Händler mit gelben Geſichtern / oder ſie kauern / oder ſie liegen in ahnungsvollen Halbträumen / und ſie halten die halbgeſchloſſenen Augen träge auf einen feſten Punkt gerichtet.
Aus den Geſchäften der Inder und Perſer ziehen die fein abgeſtimmten Farbſymphonien der Teppiche von Saraband und Buchara und Ispahan. Und der bunten Zackenmuſter der kurdiſchen Killim. Und der ſchwarzroten Seidentücher von Tunis. Und die ſchreienden Klexe der abendländiſchen Baumwolltücher.
Und es ſtehen dort die gedämpft gelben Säulen ſyriſcher Meſſingleuchter / wie auch die Börte mit jenen gelbſchwarzen Schalen und Räucherbecken, mit jenen Leuchtern und Tieren. Alles in mattem Meſſing und in handgetriebener Arbeit, oft mit Silber und Kupfer eingelegt oder ſchwarz geätzt.
Perſiſche Baumwolldrucke mit roten und gelben Pflanzen und blauen Vögeln hängen von den Decken herab / und indiſche Stickereien werfen ihre Farbenträume von der Wand.

Vor einem Gewölb ſitzt auf einem Hocker von Elfenbeinarbeit, eingelegt in Nußholz, gegen einen Stoß bunter Teppiche aus dem heiligen Keruan / ein junger Inder. Zwiſchen ſeinen Schenkeln ſteht ein achtjähriger Malteſerbengel.
Die träge Schwüle des orientaliſchen Mittags zieht ſchwer durch die Hallen der Gänge. Dem Inder ſchatten die langwimprigen Lider weit über die Augen herab. Sein Arm hält den Knaben feſt umſchlungen. Seine Hand ſtreicht leiſe und langſam am Leib des Jungen auf und nieder. So ſanft, wie vielleicht nur dieſes Volk der Träume ſtreicheln kann.
Im gelben [illegible] ers zuckt kein Muskel. Der Kleine rö[illegible]dener Luſt. Der ſüßbrünſtige

Geruch von Ambra schwelgt stark und üppig durch die Basare. Der Dampf glimmenden Sandelholzes steigt aus durchbrochenen Räucherpfannen auf.
So schreitet Pan, der große, der heilige Pan, durch den Basar von Tunis.
Die Basare des Orients / und dies wißt ihr noch nicht / sind Schauplätze sinniger Erotik. Nicht einer Erotik des Leibes, sondern einer Erotik des Geistes. Und die ist viel feiner ... Alles arbeitet da auf die Erzeugung einer seltsamen, satt und verhalten zitternden Erregung hin.
In dieser Atmosphäre erlesener Dinge und Wohlgerüche ahnst du die Vorhalle einer alten, fertigen Kultur, dergleichen wir in Europa nicht haben. Hier ist alles abgerundet und fest in sich abgeschlossen, hier allein noch in den Städten des Morgenlandes.
Die trägen Tage im Basar von Tunis zogen sanft und nachhaltig Schleier von meinen Augen und öffneten ein Land und eine Kultur vor mir, die ich seit langem, vielleicht seit Jahrtausenden dumpf geahnt und heiß ersehnt hatte. Ich glaube, es klang darin etwas von der Lorbeer- und Marmorsehnsucht der Wikinge, von der Inbrunst der Kreuzesfahrer und von der unfertigen Zerrissenheit des Modernen.
Ich glaube nicht, daß die neuen Wandlungen des Morgenlandes, die man besonders in Nordafrika bemerken kann, unter Europas Einfluß dem Orientalen Glück bringen. Den größten Teil der einheimischen Industrien haben wir durch unser Angebot billiger Fabrikdutzendware ausgerottet, den Rest nach Güte und Geschmack verschlechtert. Den einfachen, stilreinen Geschmack der Orientalen haben wir durch Schund verderbt.
Wir haben das Volk gewaltsam aus seinem ruhigen, einfachen, durch naturgeborene und deshalb stilreine Kunst verschönten Zustand herausgerissen und es in einen unbefriedigenden Halbzustand geschleudert, der jeden Einsichtigen entsetzen muß. Wir haben dem Orientalen den Alkohol gebracht / dem Mohammedaner zumal. Im Abendlande ist

man ja nunmehr ziemlich gefeit gegen seine Wirkungen / diese Orientalen aber trinken ihn wie das kühle Wasser ihrer Zisternen, in großen Zügen, so wie ihn das Tier trinkt, ohne Arg vor Folgen. Mohammeds größte Kulturtat war vielleicht die Errettung der Orientalen von der Sauferei der Antike, von Mischkrügen und Orgien. Europas elendestes Verbrechen ist vielleicht die neuerliche Versumpfung der Orientalen. Selbst im heiligen Keruan erblickte ich ja Mohammedaner öffentlich Wein trinken. Ich sehe schon die Zeit nahen, in der sich ein blauer Halbmond bilden wird. Er wäre notwendig / aber mir scheint, er würde nicht viel ausrichten.

Glaubet doch nicht, daß ich den wirtschaftlichen Aufschwung des Morgenlandes verkenne, der unter der Mitwirkung Neueuropas eingesetzt hat. Erst wir führen ihre Ausfuhrziffern Werten entgegen, von denen sich sämtliche Blütezeiten der Vergangenheit auch nicht das Geringste träumen ließen. Aber dies ist Spiel und Gegenspiel. Wir erwecken die Länder und morden die Bewohner.
Und da frage ich / ist denn der Zweck menschlichen Erdenlebens allein, der Natur möglichst viel zu entlocken? Oder ist es nicht vielmehr Endziel / selber möglichst glücklich zu leben, das heißt mit sich selbst zufrieden, gleichviel ob ärmer oder reicher? Im letzteren Sinne lebte der Orient einstmals und bewies damit, daß er das Leben im Grunde doch besser erkannt hatte als wir Kinder unserer Tage.
Werden wir jemals die schwere Schuld tilgen können, ihn aus seiner buntgeblümten Biedermeierstille herausgerissen zu haben?

Spät saß ich abends vor einem Kaffeehaus der Avenue de France. Da sprach ein Händler mich an, gekleidet in eine Art schmuddligen Nachthemdes / wertlose Kleinigkeiten zu verkaufen.
Plötzlich wies er mich auf meine für Tunis fremdartige

Mundart hin und fragte mich, ob ich aus Tripolis käme. Es ging etwas durch seine Glieder und seine Züge, und er fragte noch schnell, ob ich Inglis wäre. Nein, Aleman.
Da lachte er heimlich auf, seine Augen strahlten / und er schien ein ganz anderer Mann.
Ich bin dann mit ihm mehrere Stunden durch das nächtige Tunis gewandert. Er ließ seinen Krimskrams und vergaß des Verkaufens. Wir sahen nichts von den Gesichten in der Nacht. Wir dachten nur an die weiße Stadt der Syrte, an ihre Oasen, an ihre Steppen und an ihre Berge.
Er stammte von Fessato, wo er noch Land und Ölbäume besaß. Auch seine Familie ist noch dort. Er aber mußte flüchten vor den Italienern, gegen die er monatelang gekämpft hatte. Er zeigte mir die Male von einem halben Dutzend Schußwunden / welche Posen hätte ein Italiener in seinem Falle eingenommen!
Er und noch Dreißigtausend jammern in Tunisien umher und sehnen sich nach der Heimat und ihren Kindern. Aber sie trauen sich nicht zurück. Ihre Augen funkeln beim Anblick jedes Italieners / und sie leuchten, hören sie den Namen ihres verbannten Freiheitshelden Baruni. Keiner singt ihnen ein Lied /.nur vielleicht ein kleiner halbnackter Beduinenjunge in irgendeinem Steinwinkel der Sahara.
Der Mann von Fessato weinte und fluchte abwechselnd / und sein Gesicht war kummervoll.
Diese Menschen können das Wirkliche, das Neue noch jetzt, nach drei Jahren, nicht fassen. Sie stöhnen unter dem Albdruck, aber sie wissen kein Mittel der Erleichterung, keines der Abwehr.
Wären sie ein Schiff / die Ratten würden es verlassen von Stund an.
Im Weltkrieg haben die Eingeborenen Tripolitaniens die welschen Eindringlinge ans Meer gejagt. Wie mögen da die Trommeln gedröhnt und die Dudelsäcke gegellt, wie mögen die Weiber geschrillt haben, zum Tanz der Männer!
Doch wie lange? Der Feind kam wieder und mordete,

ſengte und brannte durch das tripolitaniſche Land / durch mein tripolitaniſches Land ...

Von Wäldern, Wolken, Dünen

Einer der erleſenſten Genüſſe auf Orientreiſen iſt dieſer / wochen- oder monatelang zu reiten auf gelben Steppen, und dann plötzlich in grünes Waldgebirg hineinzukommen. Darauf freut man ſich lange vorher, und darin liegt ein Stück Heimatſehnſucht. Doch auch das orientaliſche Waldgebirg befriedigt den immer Pläne machenden, mehr in der Zukunft als dem Augenblicke lebenden Menſchen nicht allzulange. Denn ſagen wir es nur offen heraus / der Wald des Morgenlandes reicht dem unſern nicht das Waſſer.

Iſt er ganz üppig, ein dichtes Blättergewirr / dann iſt er ſumpfig und fiebrig. Wir können nicht lange in ſeiner Treibhausluft aushalten. So iſt es in Gilan und Maſenderan. Iſt er aber geſund und offen, dann iſt ſein Boden dürr und ſchattenlos, und nirgends findet ſich Waſſer. Das wird auf die Dauer unerfreulich.

Es gibt im nördlichen Orient Berglehnen, die erſcheinen dir in friſchgrünem Waldkleide. Kommſt du aber dicht heran, ſo ſchrumpfen die Bäume zuſammen und du ſiehſt mit Unbehagen, daß alles nur niedriger Buſch iſt. Buſch, der nicht zu ſchütter ſteht, kann im Landſchaftsbilde durchaus echtem Hochwalde gleichen / während er doch den Spaziergänger enttäuſchen muß. Denn von Schatten, dieſem Schutzgott des Wanderers, iſt im Buſch nur ſelten die Rede.

Es gibt auch Hochwälder, die den unſeren ähneln / aber ſelbſt ſie ſind eigentlich mehr zum Anſchauen als zum Begehen. Denn wem ſollte es einfallen, frage ich, Wege in einem morgenländiſchen Forſt anzulegen? Ohne Wege wandern, immer bergauf und bergab durch Unterholz und über Felſen / das mag für Forſcherzwecke nötig und auch nett ſein, für Spaziergänger iſt es auf die Dauer nichts.

Wegarmut und Schattenarmut / das ſind die Kennzeichen

des orientaliſchen Waldes. Er hat ſchon manchen enttäuſcht, und ich muß ſagen / ebenſo wie der Wald im Antlitz des Orients nur eine Nebenrolle ſpielt / ebenſo verblaßt ſeine Anmut gegenüber der Schönheit der nackten Gebirge. Die Waldberge beſitzen vermöge ihres ſchützenden Pflanzenkleides ſanftere Formen, und ihr Baumgrün verſchluckt die meiſten Farben des Sonnenſpektrums, ſo daß der Eindruck der grünen Landſchaft weniger wechſelvoll iſt. In den kahlen, der Pflanzen baren und von Krume entblößten Gebirgen hingegen / da tritt jede Felsrippe, tritt jeder Grat ausdrucksvoll zutage.
Gehen im Waldgebirg die Züge verſchwommen ineinander über / ſo ſpringen in den Kahlbergen alle Charakterlinien ſcharf hervor. Die Sonne aber, die Sonne kann alle Saiten ihrer Künſte ſpielen laſſen und entlockt den nackten Felsmaſſen Farben, deren Namen nicht ſelten noch müſſen erfunden werden.

Die Medſcherda, der Fluß Tuniſiens, iſt am Kopf ihres Deltas etwa fünfundzwanzig Meter breit und fließt zwiſchen doppeltmannshohen kahlen Erdufern. Weiter aufwärts bildet ſie ein breites Tal zwiſchen niedrigen Hügeln. Äcker und Weiden wechſeln auf der grünen Sohle ab. Euphorbienbeſtände begleiten die Bahnlinie / und ihre dünnen ſilbrigen Stämme haben etwas Geſpenſtiſches in dem beweglichen Zungenſchlag ihrer Blätter. Man ſieht Olivenhaine auf roter Erde, niedrige Pinienforſte / wiederkäuende Rinder zwiſchen Buſchwerk. Alles atmet behagliche Ruhe im Bewußtſein einer bedeutenden Fruchtbarkeit.
Die älteren Häuſer hierzulande tragen ſämtlich halbſchräge braungrüne Ziegeldächer / und das iſt genau Farm und Farbe, die man auf römiſchen Moſaiken im Bardomuſeum bei Tunis ſehen kann. Die Regenhäufigkeit, welche ſchon 600 mm und mehr beträgt / erfordert dichteres Dachwerk als in der benachbarten Großſtadt. Ziſternen hat man an der Medſcherda auch nicht nötig, da ja der Fluß ſtets genügend Waſſer liefert.

Im Gegensatz zu dem wohlangebauten Talboden entledigen sich die Berge bald allen Baumwuchses. Zwischen unregelmäßigen Fetzen grünen Steppenkrauts scheint der weiße und hellbraune Boden hervor.
Die Berge im Winkelknie der mittleren Medscherda zeichnen sich durch ruhige Formen aus und erinnern oft an die Linien einer starkwelligen Hochfläche. Nur aus der Ferne ragen schroffe kahle Firsten herein. Wie ein Wattepanzer an die Glieder der alten Sudanritter / schmiegen sich an die der Berge dichte, aber sehr niedrige Lagen grünen Busches. Er gibt den Höhen dieser Gegend das Gepräge. Doch leuchten ziemlich oft Ölbäume, Saaten und Weiden daraus hervor. Dazwischen winden sich kleine helle Talrisse von den Lehnen über braune oder rote Erde. Hin und wieder überragen einzelne Bäume den Busch.
Es ist eine recht nette grüne Berglandschaft / doch ist ihr Charakter ein wenig einförmig und vielleicht sogar etwas düster. Den steinigen schroffen Schluchten, die weiter im Westen folgen, wohnt sogar etwas Kleinliches inne. Nirgends erblickt man überwältigende Landformen, nirgends großzügige Gliederung / und auch der Busch ist doch immerhin zu unbedeutend, um dauernd zu fesseln.

Soweit wir bisher wissen, fallen in keinem Lande des Orients so beträchtliche Niederschläge wie im Nordwesten Tunisiens. Hier grenzt ein stark erwärmtes und deshalb stark verdunstendes Meer dicht an sieben- bis zwölfhundert Meter hohes Gebirge. An dessen kalten Massen muß es mithin unter dem Einfluß günstiger Luftströmungen zu häufiger und ausgiebiger Verdichtung des Wasserdampfes in Regen oder Schnee kommen. In den hochgelegenen französischen Stationen verzeichnen die Regenmesser Jahresmittel aus Niederschlagshöhen / von denen läßt sich der nur mit dem Süden des Morgenlandes Vertraute nichts träumen. Da hat Tabarka an der Küste 1100 mm, Feïdscha nahe der algerischen Grenze 1050 mm / und endlich Ain Dramm 1650 mm.

Die Niederschläge fallen so gut wie ausschließlich im Winter / allerdings einem recht langen Winter, denn er reicht vom September bis zum Mai. Es ereignet sich durchaus nicht selten, daß es zwei Wochen lang hintereinander regnet / und dies mit der ganzen Begleitung von Nebel und Sturm, ja selbst von Hagel und Schnee. Man hat einmal an einem einzigen Tage volle 14½ cm Regen gemessen / mehr mithin, als weite Teile des Orients in Jahren empfangen.
Was Wunder also, daß man hier, wenn auch auf beschränktem Raum / Bilder antrifft, die völlig aus der herkömmlichen Vorstellung des Morgenlandes herausfallen. Da bestimmt die Vegetation und ausschließlich die Vegetation das ganze Bild / die Gesteinsformen aber verkriechen sich ängstlich unter deren Hülle, und die Sonne verbirgt sich hinter Nebelwänden und Wolken.
Diese Umkehrung, diese Ausnahme vom Gesetz, ist der Reiz der krumirischen Bergwald-Landschaft, nicht ihre Wälder und Talformen an und für sich / die haben wir in jedem deutschen Mittelgebirge ähnlich oder schöner. Man muß ja auch bedenken, daß die mit Baumraupen bestickten oder mit niedrigem Busch gepolsterten Bergreihen Mitteltunisiens durch kahle Lichter und grelle Sonne doch immer im Rahmen der orientalischen Linie bleiben und uns stets fremdartig ansprechen. Dort im Norden hingegen ist der ganze Eindruck nordisch.

Und trotzdem fehlt nicht ganz das Krällchen des Südens. Denn denket euch, mitten im grünen Waldrevier leuchten auf einmal orangerote Dünen auf / und ich kenne wenige Anblicke, die derart die Augen weiten und das Herz erregen.
Die Dünen östlich von Tabarka sind Auswurf des Meeres und bleiben damit auf die Küstenzone beschränkt. Immerhin greifen sie etwa dreizehn Kilometer weit ins Innere und scheinen noch stetig vorzurücken. Sie verschlingen immer mehr Waldbäume, versalzen und verdorren die hier mündenden Gebirgsbäche / und deshalb haben die benachbarten

Siedlungen alle Hände voll zu tun, um die Sandflut durch Anpflanzungen einigermaßen einzudämmen.
Diese Dünen sind entzückend. Dünen im Walde. Rot in Grün. In Tunisien / diesem Schmuckkästchen geographischer Seltsamkeiten und geographischer Beziehungen. Ein wahres Traumland der Geographie. Wüste und Regenwald / Nebel und Sonnen / Weiden und Pflanzungen / Golfe und Gipfel / Samum und Schnee. Ein Land der reizvollen Überraschungen und der entzückenden Verkehrtheiten / der erlesenen Launenhaftigkeiten.
Ein Land der Puderquaste und der Reiterfreude.

Begibst du dich von Béja, das ist ein lebhaftes Städtchen mit hellen Häusern ein wenig nördlich der Medscherda, nach Tabarka am Meer / so trittst du zum Anfang in offene Berglandschaft. Eine gute helle Landstraße führt durch grüne Felder und bunte Weiden. Ringsum stehen rundliche Bergformen / unten grün, oben felsgrau. Von Wald und Busch keine Spur, nur einzelne rotdachige Fermen und braune Strohhütten.
Alles ist einförmig grün / ganz ordentlich, öfters auch recht hübsch / aber immerhin ein wenig Schlaf machend. Die Bachrinnen ziehen sich als krautdunkle Schlangen durch hellere Äcker und Steppe abwärts. Blaßrot blühende Asphodelosschäfte machen uns auch hier schnell heimisch / grad wie in der Marmarika, in der Dschefara und später in der Schauija.
Auf bemalten Holzschildern stehen Geschäftsanzeigen neben der Straße. Viele Rinder, schwarz und braun / weiße Fettschwanzschafe und dunkle Ziegen. Die Strohhüttendörfer stets auf Kuppen oder höheren Lehnen der Berge / an ihnen kleben sie wie kahles Felsgewirr. Immer ein schräges Strohdach über einer Mauer, die nur einen Meter hoch ist.
Steineklopfer zertrümmern Geröll / ganz wie bei uns.

Erst spät geht wieder ein Ruck durch die Landschaft. Entfernte Bergschatten legen schwarze Überzüge an / und das

ist dunkler immergrüner Busch mit lederharten Blättchen. Auf einem Hügel spielen, wie Kinder im Lenzesreigen, Ölbäume in lichtem Kranz.
Und hier ist es, wo der Eroberer wieder ein Stück Land völlig umgestaltet hat, zu seinem Nutzen und Ungeschmack. Das sind die kahlen schmutziggrauen Schutthalden und entbuschten Berge des Zinkwerkes Kef Tut. Nur der freundliche Gegensatz der rotdachigen Häuser vermag etwas zu versöhnen.
Gleich dahinter aber öffnet sich, wie ein Schlund, die hohe steile Bergkette mit ihrem schwarzen Buschkleid. Eine Landschaft im Witfrauengewand / in düsterm Krepp, auf dem die Flore der schiefergrauen Wolkenschatten dahineilen.
Ein Bach rauscht mit entschlossener Melodie über Felsen und filzigem Buschwerk daher. Alte Ölbäume stehen in mythologisch starrer Ruhe auf Asphodelos und Gerste. Irgend ein erhabener Geschmack hat süße gelbe Blüten über den Atlas der Macchien gestreut. Viele Rinderherden. Viele nordische Gesichtszüge, blondes Struwelhaar und blaue Augen.
Das alles scheint deutsch / und nur ein zwischen altknorrigen Boecklin-Oliven entschlummertes, ganz weißes Heiligengrab pflanzt die Seele des Orients in dieses halbnordische Milieu.
Aber vergesset nicht / von Wald ist hier noch nirgends die Rede. Alles nur Busch, der freilich aus der Ferne den gleichen Eindruck erweckt.
Hinter dem Dorfe Dschebel Abiad zwei neue Zwischentöne. Ein Trupp leidtragender Malteser hinter einem Sarg, der auf zweirädrigem Maultierkarren durchgerüttelt wird. Daneben eine Gruppe von Dattelpalmen. Denket / wie in diesem Lande der Gegensätze die einzelnen Dinge sich herausstreichen. Im Hintergrund ein röchelndes Auto und ein paar Wagen mit gefällten Baumstämmen / die peitschen wie wütende Krokodilschwänze in krachende Opuntienhecken.

Doch es kommt noch besser. Voraus steht zwischen dem grünen, dem ganz grünen Mittelgebirge der rotgelbe Dünen-

gürtel / ſoeben nach ein paar lockeren Regengüſſen in der Mitte zwiſchen Orange und Backſtein. Und dies gehört mit zum Erſtaunlichſten, das man ſich vorſtellen kann.
Da fließt der Wed Milha, das heißt der Salzbach. Aber ich verſichere dich / ſeine Quelle iſt ſo wenig bitter wie die des klarſten Forellenbaches im Thüringer Wald. Die Düne verſchluckt ihn und wirft zentnerweiſe das Salz des Meeres in ſeine dünne Flut.
Und dieſes Salz des Meeres hat damit mehr Salz bewieſen als mancher Witz des Menſchen / macht es ihm nur beſſer vor, in etwas, das ſchon ein Gegenſatz iſt, noch einmal den allerſchärfſten Gegenſatz zu gießen, den es gibt. Bei ruhigem Nachdenken wird man dieſen Scherz der See ſogar ganz natürlich und dem Milieu angepaßt finden. Wird finden, daß die See damit nur einen Fehler des Landes verbeſſert, das ſich hier in unerhört nordiſchen Abſchweifungen gefällt. Wird finden / daß das Meer hier orientaliſcher iſt als der Orient ſelber ...
Ein erſtaunliches Land / ſo klein und ſo prickelnd / Pariſerin in einem Haremsgemach. Vielleicht iſt dies die Formel für Tuniſien überhaupt.

Da ſtehen wundervolle alte, breitdachige Ölbäume, ganz ſchwarzgrün, mit einem Reif wie von altem, gehämmertem Silber. Da ſind Buden von Anſiedlern. Da recken ſich, erſt ſchüchtern, dann immer mehr, einzelne Bäume / hohe Bäume recken ſich aus dichtem Buſch empor.
Und es iſt demgegenüber ein Anblick / kaum zu faſſen. Das linke Ufer des Baches erſcheint als Gewirr von Wieſe, Buſch und Ölbäumen / das rechte aber als eine rote Wüſte von weichwelligen Dünen. Da liegt die knorrige Kraft des Mannes, verkörpert im geilen Brunſtſchrei der treibenden Vegetation, den weichen Formen des Weibes Bruſt an Bruſt / und dies ſind die ſchmeichleriſchen, trügeriſchen, ſpieleriſch lockenden Hüftlinien der Dünen. Immergrün, Myrten und Sommergrün miſcht ſich im Buſchwald, alles durcheinander.

Noch ein wenig / und dann erscheint der wertvollste Waldbaum des Atlas, die Korkeiche. Mit ihrem knorrigen Geäst, ihrem ziemlich graufarbigen Blattgrün und ihrer steingrauen Borke ähnelt sie oben einem verwetterten Mann in kräftigen Jahren. Unten aber, wiederum welcher Gegensatz in diesem Lande / unten ist sie ein Frauenzimmer. Denn bis zu einer Höhe von etwa zwei Metern ist ihr Stamm der wertvollen Rinde entkleidet und dunkelbraun tritt das Untergewebe zutage / das ist anzusehen, als hätte sie lange braune Strümpfe angezogen und den Rock ganz hoch geschürzt, bis empor an die Knie. Es sieht sehr seltsam aus und sehr lockend.

Ballen und Stapel von Kork zeigen die kleine Küstenebene von Tabarka an. Die gedrungenen, sogar ein wenig schroffen Formen der grünen Buschberge schauen auf sie hinab / mit schiefergrauen Wolkenhaufen, mit Fetzen dichter Nebel und mit wallenden Regenfahnen. Hier ist alles düster in diesem Waldlande / und nur bei Sonnenschein schreitet ein verhaltenes, ein etwas verlegenes Lächeln über die Berge.

In dem Buschpolster wimmelt es von Hasen und Ebern, in den Bächen kribbelt es von Krabben, und die Dünen stecken voll von Schakalen. Selbst der Panther soll im Walde noch vorkommen. Infolgedessen ist Tabarka der Markt billigen Wildbrets / ein feister Waldhase stellt sich nicht höher als eine halbe Friedensmark / Jäger werden hier auf ihre Rechnung kommen.

Merkwürdigerweise soll das üppig befeuchtete Gebirge, wenigstens in der Dünengegend, arm an Quellen sein.

An den Männern, jenen Krumir, deren Unruhen der Republik den erwünschten Anlaß boten, in Tunisien einzurücken / an den Männern fiel mir auf, daß ein kühnerer Gesichtsschnitt sie vor den übrigen Tunisiern auszeichnet. Sie machen einen aufrechten, graden Eindruck, blicken ziemlich frei um sich und haben vielfach etwas Europäisches, ja gradezu Nordisches. Sie gehen in weißwollnen Kapuzenburnussen einher.

Tabarka ist ein reizend gelegenes Nest / zwischen Waldbergen, Meer und Felsinsel. Die Bucht ist durch die nadelartigen Felsklippen eines steilen Kaps gegen die Westwinde, und durch den hochragenden Inselfelsen vor den Nordstürmen leidlich geschützt. Aber es ist fast gar keine Rede von hafenbaulichen Vorkehrungen / und am Strand liegen nur bröcklige sizilianische Fischerbarken.
Über einer flachen Landanschwemmung steigt der Ort an den ziemlich steilen Hängen empor. Die hellen, zumeist schrägrot gedachten Häuschen / Tabarka ist im Osten des Atlas der erste Platz, in dem das Ziegeldach vorherrscht / die Häuschen klemmen sich oben zwischen blühendes Grünkraut und graue Felsblöcke / unter tropfende Obstbäume und über springende Bäche.
Über Tabarka und seiner genuesischen Klippenburg blaut goldener Mittelmeerhimmel / von den düstergrünen Waldgebirgen Krumiriens herüber aber dräuen finstere und drückende Wolkenballen.
Tabarka ist ein kleines Liedlein / mit weißer Tinte auf schmutziggrünes Bütten gemalt, die Initialen indischrot. Es gehört nicht recht hierher, auf diesen fremden Boden / hier leben ja auch viel mehr Europäer als Berber. Tabarka paßt vielleicht besser an die Nordküste Anatoliens. Ja, ich glaube, das ist es / es erinnert mich an die dortigen Griechenkolonien. Weißrot in dichtem Grün.

Es ist eigen, vor Morgengrauen in dunkles Land hineinzugleiten. Zumal wenn dieses nebelfeucht ist und von Bäumen rauscht. Man fröstelt und wickelt sich eng in den Mantel, Kragen hoch. Die kalte Luft schlägt einem mit prickelnden Schauern ins Gesicht, man rührt die Füße. Bald erscheint dieser Zustand ganz angenehm.
Vielleicht ist Gefühl, welches nur dumpf empfindet, und Getragenwerden die schönste Art des Reisens / insofern sie die größte Summe Wohlbehagens hervorruft. Und das mag die Ursache der vielen schönen Kraftwagen sein, die reiche Leute sich kaufen.

Graue Lichter gehen über die spitze Ebene von Tabarka, und ihre Schatten entwickeln sich zu grünen Feldern und zu Baumreihen an den Wasserläufen. Bergumrisse balgen sich mit Wolken um den Sieg, und silbrige Nebelseen fließen zwischen verschwommenen Ufern. In den Vorhügeln wechseln Busch und Kraut miteinander ab / auf den Kuppen stehen einzelne rotdachige Blockhäuser. Breit und mit sanften Böschungen / mächtig durch ihre Ausmaße wuchten die Täler in die Berge hinein. Grüne Felder und einzelne Bäume, Feigen darunter und selbst eine einzelne Dattelpalme / dies aber ist grade so, als stießest du in irgendeinem Harztal unvermutet auf eine hohe Palme.
Immer noch das Land der Überraschungen.
Dann wieder Busch, Feld nur noch unten / aber beides stets mit einander abwechselnd. Namentlich die Äcker sind niemals in größeren Gruppen entwickelt.

Schließlich Korkeichen / knorrige Kronen über braunen Seidenstrümpfen. Hochwald steigt auf. Korkeichen über Busch / graue Äste und dichtes Blattgrün über verwetterten Felsblöcken / Unterholz über Farnen, Kräutern und Gräsern. Ganz wie bei uns.
Blockerfüllte trockne Bachrisse, verhüllende Nebelfransen. Und doch mitten im Wald immer wieder einmal ein verlorenes Gerstenfeld / nicht selten stufenförmig angelegt. Völlig versteckte Strohhütten, gelegentlich mit schwarzen Zeltbahnen gedeckt / und ständig von einer Hecke umgeben, die ein Stück Acker umschließt. Es ist selbstverständlich, daß bei der hiesigen Zerstreutheit der Felder die Einzelsiedlung vorherrscht. In unsern Mittelgebirgen findet sich wohl nicht so viel Anbau wie hier / bei uns sind die Hänge meist steiler und die Täler enger.
Am Straßenrand liegen öfters aufgestapelte Ballen von Korkrinde / genau so, wie man bei uns das geschlagene Holz aufschichtet. Aber diese Wälder sind wertvoller.
Du erblickst abgeholzte Lichtungen / mit hellen Baumstümpfen

im grünen Kraut. Über ſolche Lichtungen ſtapft einer von der grünen Gilde, Franzoſe natürlich / das Doppelrohr unter der Achſel ſchwebend, der Hühnerhund voran. Er war der erſte Forſtmann, den ich im Orient geſehen habe / denn die türkiſchen der anatoliſchen Wälder ſtecken bisher mehr in den Umbildungsplänen als in ihren Forſten.

Sonderbar nimmt ſich der weiße Burnus der Krumir in dieſer Umgebung aus. Er allein fällt auf im Waldesdunkel / denn die Hütten tauchen völlig in der Farbe des Erdbodens und der Felſen unter. Dies letztere mag auch der Grund ſein, daß das Landſchaftsbild, deſſen Grün ſchon von Natur und Wolken wegen etwas düſter iſt / ein wenig eintönig erſcheint. Man vermißt hier den belebenden und das Auge anregenden Gegenſatz zwiſchen hellen Häuschen und großartigen Hintergründen. Die Hintergründe ſind ſchon da, aber es fehlt an den weithin ſichtbaren winzigen Maßſtäben der menſchlichen Werke / ſie zu meſſen und danach einzuſchätzen. Bei den Pyramiden iſt das ganz ähnlich.

Auf den höchſten Teilen der Berge geſellt ſich zur wertvollen Korkeiche die Senneiche. Sie unterſcheidet ſich von ihr durch lichteres Laubwerk und gezackte Blätter ſowie durch das Fehlen der Damenſtrümpfe / ihr Wert liegt in der Härte und Feſtigkeit des Holzes, das ſich beſonders für Bahnſchwellen und Faßdauben eignet, das letztere ein beachtlicher Vorzug für weinbaublühende Länder wie Tuniſien und, namentlich, das benachbarte Algerien.

Dort oben überzieht weiter Hochwald der beiden Eichen alle Bergkuppen / licht und grün, mit buſchigem Unterholz und braunen verwelkten Farnen. Samtnes Moos auf Felsblöcken neben Talriſſen mit dünnen Waſſerfäden.

Erſt ſpäter, auf der Rückfahrt durch das öſtliche Frankreich und Deutſchland, iſt es mir aufgefallen. Unſere Wälder ſind weſentlich hübſcher als die des Atlas / ihre Farben ſind heller und reicher an Abſtufungen, denn die verſchiedenſten Laub- und Nadelbäume nehmen an ihnen teil. [illegible]er des Atlas

und vielleicht die des Orients überhaupt erscheinen dunkler, einfarbiger, weniger erheiternd. Sie lösen in geringerem Maße Gefühle der Lust aus.

Wer hat einmal nachgesonnen über ziehende Nebelschwaden im Bergwald? Sie sind eine der anziehendsten Erscheinungsformen grüner Wälder / hier wie dort. Ich gestehe, daß sie mich oft noch mehr packen als Sonnenkringel im Blätterdom.
Ziehende Nebelschwaden im Bergwald. Vielleicht klingt aus ihnen der Reiz der Urgestalt des Waldes hervor. Mir ist stets, sehe ich sie und schreite durch ihre kühlen Wellen hindurch / als müßte ein braunzottiger Bär irgendwo auftauchen. Wahrlich, ich höre sie wühlen mit krummen Tatzen in ameisenreichem Wurzelmoder / ihr zufriedenes Brummen und Schmatzen.
Ziehende Nebelschwaden im Bergwald ...

Über den roten Ziegeldächern und über den roten Soldatenhosen von Ain Dramm stehen die Berghäupter in Wolken. Und das sind triefende Regenwolken, mit einer Unterlage von 1650 mm Jahrgehalt. Anders als die Staubwolken aus der Wüste am fernen Schott el Dscherid, wo im Jahr nur der siebenzehnte Teil von jenen Regengüssen herniedergeht.
Jetzt aber habe ich die Formel des Waldes der Krumir. Dieser Wald ist unser Wald, wenn es leise anfängt, zu herbsteln. Wenn das Laub etwas lichter wird und die grünen Töne sich ein wenig verfärben / ohne doch schon rot zu sein. An diesem Zwischenton sind die Senneichen mit schuld, da das Grau ihrer Stämme einen Schimmer von Rot durch den Wald webt / aber auch die Massen rotbraunen Laubes, das welk den Boden deckt.
Die südlichen Bergketten Krumiriens schwächen den Eindruck der inneren Höhen ab. Bald merzt Busch den Hochwald aus / aber es ist immer noch, als scheine die Sonne (hier

ſcheint ſie ſchon wieder) auf ſmaragdene, blattfunkelnde Buckelberge von deutſcher Mittelgebirgsart.
Es entſteht ein Eindruck, ein noch voller Eindruck durch die einförmigen, weitgeſchwungenen grünen Wellenlinien. Darauf wechſeln mit einander Wolkenſchatten und Sonnenkreiſe. In die Ferne hinein verlieren ſich die Umriſſe in graugrüne Wände und in licht gedämpftes Grau.
Stiller, verhaltener Ernſt liegt in den Mulden dieſer Berge Krumiriens und ſchwebt über ihren Profilen. Ernſt tönt aus allen Linien der Landſchaft / und getragener Ernſt ſchien mir auch die Haltung ihrer Bewohner.
Das iſt die Epik der Krumirie.

Algeriſche Impreſſionen

In Nordafrika wird, mit Ausnahme der ägyptiſchen Turiſtenheiligtümer, nichts ſo viel aufgeſucht wie Biskra. Denn von ihm glauben die Leute, daß es ein Oaſenjuwel ſei. Auf dem Wege, eine Bahnſtunde davor, liegt El Gantra / das iſt nach Meinung der Leute eine Schlucht, und dort bleiben ſie nicht. Meine Freunde, ich will euch an den Fingern meiner Hände ebenſoviele ſchönere Oaſen als Biskra herzählen, noch bevor ihr einmal blinkt. Aber ich kenne keine Berglandſchaft im Orient, die ſolchen Riff- und Farbenzauber ausſtrahlt / wie El Gantra.
In Biskra gibt es zwei Dutzend Hotels, teure Hotels / doch können es auch mehr ſein, ich habe ſie nicht gezählt. In Gantra ſteht nur ein einziges Gaſthaus. Vielleicht iſt das der Grund / oder iſt's umgekehrt?

El Gantra iſt ein ſo ganz außergewöhnlicher Eindruck, daß vielleicht nur allgemeine und abgedroſchene Worte, wie „wundervoll" und „grandios", ihn zu kennzeichnen vermögen.
Ringsum lauter Felsberge. Eine Welt gelblicher und rötlicher Steilwände, manchmal mit ein paar blaßübergrünten Steppenhalden.

Ein riesiger Bergriegel streicht hier zwischen den südlichen Ketten des Sahara-Atlas und wird durch eine tiefe und steile Schlucht in zwei mächtige Barrieren zerrissen. Die Felsbänke der Schluchtmauern fallen in Winkeln von fünfzig bis sechzig Grad gen Mittag ein / und die steile Aufrechtstellung hat es dem Wüten von Wind, Sand und Staub ermöglicht, die Schichtköpfe an ihren oberen und seitlichen Rändern mit unglaublichen Wirkungen zu bearbeiten.
Das ist wie eine ununterbrochene Folge von Schildplatten, deren ausgezahnte Ränder die Deckplatten jedesmal etwas überragen. Es erinnert an die aneinandergelegten Schilde städteberennender Legionen. Sieht aus, als tanzten Tausende breitgeblähter Aspisköpfe, ein Blatt neben dem andern, im langsamen Rhythmus des Schlangenreigens. Andere Vergleiche drängen sich auf / immer aber mit Schuppen, sei es von Kobras oder von Krokodilen oder von ...
Und alles eine Mischfarbe von Gelb, Braun und Rot / in sämtlichen Abstufungen. Immer wechselnd nach dem Stände und Lichte der Sonne / nach dem Winkel des Beobachters.
Da rollt ein brünstiges Karmin über die blutigen Titanenmauern.
Jetzt schneiden die beiden Schluchtberge wandartig und mit rotbraunen Wildzacken in das tiefe Kobaltblau hinein.
Ich sah sie rosig schimmern / und hoch oben flimmerte ein schmales Silberband um ihre Konturen. Und das war, als wenn eine gütige Fee Märchen erzählt.
Wie frisch geputztes Kupfer aus Armenien kann die Scharte nkette aussehen / und dann erscheinen viele Unebenheiten ganz glatt.
Goldrote Zacken fassen die kobaltblaue Bresche ein.
Gegen das blaßorangene Gelb des werdenden Abendhimmels stehen die Bergschroffen ganz violett, und ihre Säge zeichnet unerhört zarte und scharfe Zähne in die Luft.
Es drängen sich mir bei der Erinnerung an jene unerhörten Formen und Farben der Gantra-Landschaft Vergleiche auf / Vergleiche und Wendungen, die ich gar nicht niederzuschreiben wage.

Das ist ein wahres Buhlen von Natur in Natur / wie es vielleicht der ganze Orient sonst nicht kennt, ein wollüstiges Sichausleben der tierischen Felsen. Denn Felsen können auch leben / aber ich glaube, dies wissen grade jene nicht, welche sich am meisten mit ihnen beschäftigen.
Zwischen den Schichtfugen des Gesteins, das sind seine Kiemen, hat sich überall ein klein wenig Erde angesammelt / und da wuchern grüne, äußerst würzig duftende, kleinblütige Kräuter und Gräser. Die Farben des Gesteins wechseln stark ab / und das ist eine Folge der Schatten in den Schichtleisten, welche, stark zerlöchert und wild zerhöhlt, eine über die andere stoßen. Nicht selten wurden die senkrechten Seitenkanten der Schichtköpfe durch niederschießendes Regenwasser sauber zu rundlichen Rennen ausgearbeitet. Oben an den wild zerklüfteten Wänden der Schlucht heben sich Gesteinsspiele ab / die ähneln mannigfachen Gestalten. So stellt namentlich ein Ras Jhudi wirklich ein turbangeschmücktes Kopfprofil dar.
Ich glaube, die tunnelreiche Bahnstrecke im östlichen Bauch der Felsberge und die weiße Landstraße mit ihren gelben Unterbauten, beides bewundernswürdige Bauwerke der Franzosen / sie erhöhen noch die Wildheit dieser Felslandschaft.

Der Bach führt gelbgrünes Wasser und fließt zwischen gelblichweißen Felsschratten und blankgeschliffenen Blöcken talab. Man muß es aussprechen / er rauscht (das schreibt natürlich jeder Turist), aber wohl nur, weil er zur Verstärkung seiner Gefühlskraft mehrmals durch Quermauern gebrochen worden ist. Wäre das nicht / er würde nur fließen und der Landschaft gar nicht würdig sein. Verschiedentlich hat man schmale, steingefaßte Kanälchen seitwärts abgeleitet, so daß sie ein wenig weiter über dem Bach dahinziehen. Sie bewässern einige Palmen und [illegible] wieder in die Hauptader hinein.
Im Hintergrunde [illegible] sich der steile Felsstock des Dschebel [illegible] grünte Halden, in

der Mitte jache rote Harnische und oben auf der Zackenhöhe rundliche Polster von Steppenkraut.
Vor dem Südausgang der Schlucht lagert, wie eine Karawane, die zum Hinaufmarsch Atem schöpft / die Palmoase El Gantra mit ihren drei Berberdörfern / das eine ist rot, das andere weiß und das dritte dunkel. In sämtlichen dicht von Laubwerk gefüllten Gärten ist ein geschäftiges Leben vom Rauschen der Wasserbächlein.
Überall hängen die roten Felszacken der Schluchtberge in Gassen und Pflanzungen hinein.

Im Dorfe Deschre Dahrauije hatte ich auf dem flachen Dach einer stallartigen Moschee dieses kleine Erlebnis. Ich glaube, nur der kann es recht würdigen, der die Zustände der Türkei gewohnt ist.
Beim Photographieren ließ ich die schwarzen Deckblätter des Filmpacks achtlos vor dem Winde wegflattern. Plötzlich hörte ich hinter mir eine Stimme / „Blockfilm No. 6". Ich gestehe, daß ich erschrak und mich heftig zur Seite wandte / mußte doch ganz leise ein Europäer heraufgeschlichen sein. Aber nur mein zwölfjähriger eingeborner Kamera-Träger stand da und hielt den schwarzen Lappen in beiden Händen / „Blockfilm No. 6".
Es machte mich vor Staunen sprachlos / ein kleiner dreckiger Berberlümmel, ein Asger Susa, der Französisch las. Ja, er schrieb es sogar. Arabisch, seine Muttersprache, konnte er nicht schreiben ... Er hatte es auf der Volksschule gelernt.
Diese Schulpolitik ist für die Belange der Franzosen natürlich durchaus richtig. Sie muß den Kindern das Franzosentum in alle Fasern einprügeln, zumal wenn es sogar auf Kosten des Arabischen geht. Ich kann zwar feststellen, daß meine arabischen Gespräche mit Algerern über das Elend des Islam und die Vertreibung der Franzosen nicht ohne Beifall angehört wurden / aber sie fielen längst nicht auf so bereiten Boden wie bei Tripolitanern.

Ganz offenbar haben jahrzehntelange Gewohnheit und wirtschaftliche Besserung das Islamgefühl in Algerien nicht unwesentlich zurückgedrängt. Ich gewann den festen Eindruck, daß sich bei französischen Verwicklungen algerische Aufstände nur an sehr beschränkten Punkten regen würden. Der Islam und seine Europäerfeindschaft ist schließlich bloß eine Angewohnheit / und Angewohnheiten können abgewöhnt werden.
Noch diesen kleinen Nebeneinwand übrigens. Wozu eigentlich hat jener Drecklümmel Französisch gelernt, Lesen und Schreiben und Rechnen? Er nimmt durchaus keine höhere Stellung ein als seine Großväter, die nichts als Arabisch sprachen. Er läuft genau so schmuddlig und verwahrlost herum wie sie, und er ist höchstens kraft seiner umfassenderen Sprachkenntnisse befähigt / die Fremden um ein paar Kupferstücke mehr zu beschummeln. Er tut auch nichts anderes, als Touristen (dieses Wort kennt man in ganz Tunisien und Algerien) herumzuführen und nachher mit den ergaunerten Franken den Tagedieb zu spielen.

Da mi un soldi / das ist das neue Tripoli.
Donnez moi un sou / das ist Algerien.
Donne moi une soldi / das ist Tunisien.
Bachschîsch, ja Bachschîsch / das ist Ägypten und Syrien.
Ahua, Ahua / das ist Marokko.
Schuld daran aber sind wir ... / und das läßt sich nicht leugnen.

Biskra! Bei diesem Namen, den man nur mit schmelzender Zunge hinhaucht, hält jeder den Atem an. Der schriftstellernde Tourist stößt die Feder tiefer ins Tintenfaß und hustet kräftiger auf. Biskra ist das wirksamste Touristenstichwort.
Biskra.
In diesen sechs Buchstaben liegt eine Welt von Baedekerverzückung / von Trinkgeldern und Stiefelputzern / von

Oberkellnern und Ladies / von Schlafwagen und Bauchtänzerinnen.
Ich nehme meine Hand, werfe sie fort und spreize dabei die Finger auseinander / Biskra ...
Wer Biskra zuerst die Königin der Oasen genannt hat (sicher ein Franzose), der kannte noch nicht viel von dieser in Violett und Grün gemalten Wunderwelt des südlichen Gebirgsorients. Immerhin, das Wort war einmal eine Überzeugung / jetzt aber ist es nur noch ein Touristengeschwätz.
Ich bin nach Biskra gegangen / ja, man muß nun einmal dort gewesen sein. Alle Leute gingen vor dem Kriege nach Biskra.
Biskra aber, das ist überhaupt keine Oase / Biskra ist nur eine Enttäuschung.
Dabei bin ich sicher, daß der Tourist sich dort sehr wohl fühlt / sehr wohl. Es gibt da ein Hotel, das ist gebaut wie eine richtige Moschee / ja eigentlich noch viel schöner. Mit hohem weißem Minare in Giraldaweise. Und von ganz oben wimpelt es blauweißrot herab.
Nein, Biskra ist eine Enttäuschung.
Biskra sollte man überhaupt nicht auf der Landkarte suchen / sondern nur im internationalen Gasthofverzeichnis.
In Biskra lassen sich die Touristen auf Kamelen photographieren, in dem buntstreifigen Bassur, der Frauensänfte der Ulad Naïl / genau wie sie sich vor Pyramiden und Sphinx aufnehmen lassen. O, ihr glaubt gar nicht, was für ernste und kunstsinnige Leute sich zu dieser Schaustellung hergeben. Thronessprossen und Tagesdichter. Leute, die ein Heim mit erlesenen Gegenständen des Geschmacks besitzen. Aber es ist merkwürdig / da draußen, im Orient, dem Erdteil der Gegensätze, verlieren sie allen Boden unter den Füßen. Lassen die verrücktesten Dinge mit sich machen. Dann gehen sie heim und hängen sich auf / aber leider nur unter Glas und Rahmen.
Orientkoller / vom tanzenden Derwisch bis zum Touristen ist nur ein Schritt.

Ich stieg auf die Ruinen der alten Türkenfeste am Rande der Oase. Sie bestehen aus einem Schutthaufen schwarzgrauer, ganz verfallener Lehmmauern.
Erst vor kurzem stand ich auf den Trümmern des Türkenforts in der Oase von Tripolis / ähnliche Lehmwälle wie hier, nur gelb. Sämtliche Kasbahs in den weißen Städten der afrikanischen Mittelmeerküste haben einmal die blutige Halbmondflagge getragen. Heut kann man auch in Vorderasien schon auf Türkenruinen weilen. Türkenherrlichkeit ...
Ein paar soulüsterne Bauern wollen erst durch Steinwürfe verjagt sein / ehe ich in Ruhe den Rundblick schlürfen kann. Oder wißt ihr nicht, daß man schöne Orientbilder genau so in sich hineinschlürfen muß, wie den braunen Schaum des süßen Kaffees jener Länder?
Ringsum schlummern, noch immer durch freies Schußfeld getrennt, in der Mittagsglut die grünen Palmkronen der Oase. Weit dehnt sich, unendlich lang anzusehen, der Riesenwall des Saharaatlas. Die Farbe durchgehends Rosa und violettiertes Rot / in den entfernteren Ketten mehr Violett und schließlich im Dunst verschwimmendes Veilchengrau. Am höchsten ragt ein eindrucksvolles Massiv im Aures, mit scharf und lila schattierten Schluchten. Vor dem roten Gebirg liegt, eine Schlange zu Füßen der Tempelmauern, ein Zug weißlichgelber, niedrigerer Ketten. Und alles Gebirg ist kahl und weist der Wüste das Gehege seiner Zähne / das aber sind die gekräuselten Reihen ausgehender Gesteinsbänke.
Davor schieben sich die immer reizenden Kronen der Palmen. Der Himmel ist von silbersprühendem Blau, gegen die Kimmung zu weißlicher / und nur nach dem Aures hin schwimmen zerfließende weiße Wolken. Dies aber sind die Farben von Biskra / Blau oben, am Himmel / Violettrot in der Mitte, auf den Bergen / Grün unten, in der Oase.
Gen Mittag erblickt man zwischen den Palmköpfen flaches Land / orangefarbig, veilchenrosa / ja, ganz hinten und, ich glaube, in unwahrscheinlicher Ferne liegt ein kobaltblauer

Streifen / und das ist die echte Wüste, die in der Nähe gelbgrau aussieht.

Wo im Morgenlande die Sonne am grellsten glüht, da ist der finsterste Orient / wo sie am kühlsten scheint / da ist der lichteste Orient. Jenes ist El Gantra mitsamt Biskra / dieses ist Constantine.
Ganz Constantine und alles in und um Constantine hat den Charakter des Rauhen, des Rohen, ja Rüden / die Landformen, das Klima (Blad el haua, Stadt der Winde) und mit ihnen die Menschen. Wenige Städte haben dem Eindringen der Franzosen so viel zu schaffen gemacht / gleich beim ersten Angriff flogen fünfhundert Soldaten kopfüber in die Schluchten.
Diese Stadtlage hätte das Zeug zu einer Mutter der Helden / aber sie hat Zerrbilder aus ihren Söhnen gemacht / bulldoggenhafte, fleischergesellenmäßige Kerle. Die Leute haben vielfach sehr grobe und rohe, ja gradezu vertierte Gesichter / und in keinem Orte des Morgenlandes sind die Stiefelputzer so unverschämt aufdringlich wie hier. Ihr freches Sferi, Mssiö, sferi?! will mir noch immer nicht aus den Ohren. Man erblickt auffällig viel Waffenläden. (In der kleinasiatischen Stadt Afiun Karahissar, der Stadt des Opiums und der schwarzen Felsennadeln / dort stimmt ebenfalls der Charakter der Bevölkerung so heftig mit dem finstern Gesamtbilde überein.)
Das bloße Dasein der Schluchten, ihrer Jähheiten und Finsternisse / die ganze inselartig abgesonderte Burglage / das hierdurch erregte Sicherheits- und Übermutsgefühl mögen dem Volke seinen Frechmut eingeimpft haben. Das rauhe Stürmeklima hat nur die derberen Naturen ihres Lebens froh werden lassen.
So ist es die Stadt der Rohlinge. Du kannst in Constantine keinen Jungen oder Halberwachsenen anblicken / ohne daß er in frechster Weise auflacht, mit den Zähnen bleckt,

schreit und sich schnell an andere wendet, ihm dabei zu helfen.
Man geht nirgends so belästigt wie in dieser Stadt.

Constantine hat eine ungeheuerlich zerrissene Lage / und doch läßt diese keine künstlerische Befriedigung reifen.
Wie Trapezunt baut sich die Stadt auf einem ganz steilmauerigen Felstrapez auf / unter dem lauern ringsum tiefe Schluchten. Aber der graue Fels, die fahlen Häusermassen und die kahlen, rötlich schimmernden Berge ringsum / das alles läuft zu gleichtönig ineinander über / und die niedrigen dünnen Kiefernpolster heben sich gar zu schwarz davon ab / als daß das Gesamtbild viel mehr denn topographische Teilnahme erregen könnte.
Diese Stadt erinnert in keinem ihrer Züge an das, was wir vom Orient erwarten. Mehrstöckige (der begrenzte Raum zwingt zum Wolkenkratzen), von vielen Fenstern und Löchern durchbrochene Wände, grau, weiß, gelb / die steigen über den grünen Brauen der Kanten jener grauen, wildschattierten Schluchten empor. Oben ein Schuppenkleid rötlichbrauner, halbschräger Ziegeldächer.
Einzig das Eingebornenviertel auf dem südlichen Sporn sieht malerischer aus. Die Wände heben sich in bläulichem Weiß klein und fensterlos heraus / fast, als wären sie ein paarmal kräftig durch Waschblau gezogen worden. Die Ziegeldächer dienen einem ganzen Volk von Störchen zum Wohnsitz. Sie hausen in runden Reisignestern, und ihr lustiges Geplapper klingt in die Runde / vermengt mit dem Gekrächz großer weißer Geier. Die schweben über den Schluchten. Den Böschungen sind durch Stufenmäuerchen grüne Gärtchen abgewonnen, und selbst dieser Teil der Stadt paßt eher nach Toskana als in den Orient. Sogar Blechrennen laufen unter den Dachrändern der Eingebornen entlang.

Constantine wäre nur angetan, einzig dem Geographen Beachtung abzuringen / besäße es nicht jene Schluchten. Die

sind in vier Absätzen angelegt, welche ebenso viele Zeiten schwächer einschneidender Ausnagung kennzeichnen. Ganz steile graue Wände bilden die (Verzeihung) grandiose Schlucht. Sie bauen sich in nahezu wagrechten, sehr mächtigen Bänken übereinander auf / und die Schichtfugen heben sich als schwarze Rißlinien deutlich ab. Vielfach hängen sie über, und schwarze Höhlen und Löcher, Nischen und Felsmäuler öffnen sich ins Innere / blaugraue Tauben fliegen daraus hervor. Dunkle und helle Strähnen hat das herabgeronnene Wasser erzeugt. Grünes Kraut und Farne, Stauden / ja Bäumchen wuchern über Vorsprüngen, wo ein wenig Erdkrume Fuß fassen konnte.

Unten, ganz unten, ganz tief unten / da treten diese Symplegaden, oft nur einige Meter voneinander, in das grüne Wasser mit vorspringenden Riesenklauen / die fallen starr und schräg ab, ähnlich gebildet wie die stählernen Füße eines Straußes. Das grüne Wasser, dies ist ein unbeschreibliches Grün, reibt sich mit dämonischem Rauschen an den spiegelglatt geschliffenen Vorsprüngen und Blöcken / und seine Stimme verstärken Hunderte von Gießsträhnen, die aus Höhlen und Röhren von oben herab die Abwässer der Felsenstadt entleeren.

Ganz in der Höhe / die Häuser, eins über dem andern, eng über der grausigen Tiefe / furchtlos vor der Gefahr, mit Grundbau und Dachstuhl in die Klamm hinabzuschießen.

Es sind Stellen in den Schluchten, an denen wurde die eine der Stufen nicht zernagt und weggewaschen. Dann wölbt sich ein gotischer Dom mit finsterm Bogendach in die Höhe / von Karren zerschnitten und mit Tropfsteingestänge behängt (wie die Decke eines Lampengeschäftes, jedoch weniger freundlich). Millionen von grauen Steinwaben überziehen die Gewölbe, und die blaugrauen Tauben flattern dort aus und ein.

Rauschen tut das Wasser nur von fernher / in den Höhlen selber fließt es dunkelgrün und träge dahin. Das ist der Acheron, über dem sich der Vorhof der Hölle aufrichtet und über dem gräßlich die Schreie der Totenvögel kreischen.

Man fühlt ſich dort in der Tiefe nicht ganz behaglich. Von den Wänden klitſcht Waſſer. Ein Tropfen platſcht mir eiſig in den Nacken.
Es iſt wirklich ein Glück / daß der Geſtank der Abwäſſer dich in die Wirklichkeit zurückdrängt / dieſer eigentlich ſchauerliche, aber zum Leben erweckende Geſtank des Unrats von fünfundfünfzigtauſend Menſchen.
Wehte hier klare Eisluft / dies wäre der Ort, der Sorgen und Hoffnungen zu vergeſſen und das Ende der Tage zu erträumen in Grauſen und Schauern ...
Wie dumpfer Orgelton rauſchen die Abzugsrinnen ihr beredtes Klagelied.
An einer Stelle wirft ſich ein Bündel Sonnenlicht mit voller Lichtbruſt durch eine größere und eine kleinere Lücke des Gewölbes in die Tiefe / und erhellt ſie mit fröhlichem Auflachen. Oben zeichnen Bäumchen ſaftgrünes Filigrangewebe in ein Stück goldnes Himmelsblau. Das gibt doch Zuverſicht.

Das Netteſte in Conſtantine ſind vielleicht die bis zur Achſel völlig entblößten und ſehr ſchlanken Arme der eingebornen Jüdinnen. Der Paſcha, der dieſe Sitte einmal befohlen hat / war ſicher mehr als ein Lüſtling von gewöhnlichem Geſchmack.
Ungeheuer auffällig iſt die große Zahl der Blonden und Füchſigen. Während den Dunkelhaarigen das libuberberiſche Gelbbraun hier eigen iſt / tragen die Blonden ſehr helle Geſichter, häufig ſogar mit Sommerſproſſen. Sie ſehen einfach wie verkleidete Deutſche aus. Es iſt anzunehmen, daß ſich in dem rauhen Winterklima der Gegend nordiſches Blut früherer Einwanderungen beſſer erhalten hat, das in den heißeren Teilen des Atlas längſt eingedunkelt worden iſt.

Grüne Talböden, zuweilen geſtreift mit dunkelbraunen Ackerſtrichen / graurötliche Berge, mit Talſchatten und Graten. Oben blauer Himmel mit weißlichen dünnen Wölkchen. Weißrote Fermen und braune Gurbis. Das iſt die Landſchaft um Conſtantine.

Inmitten dieſes Milieus wird es verſtändlich, was ſonſt ſo erſtaunlich wäre / in wie hohem Maße doch die Orientalen ſich in eine europäiſche Herrſchaft zu ſchicken wiſſen. Man wird in Algerien und Tuniſien, beſonders im Norden, den Gedanken nicht los / ſo leicht kommt es hier nicht zu einer Auflehnung gegen die Franzoſen. Der ganze Aſpekt nicht nur der angebauten, ſondern auch der wilden Landſchaft ſieht zu europäiſch aus, paßt viel zu gut zu einer europäiſchen Regierung / als daß die Eingeborenen für ſo ganz waſchechte Orientalen zu gelten vermöchten. Dieſe Leute mußten ſich zuerſt von allen Morgenländern zu ganz guten Gliedern der abendländiſchen Ziviliſation heranbilden laſſen.

Man hat in Nordalgerien keineswegs das ſonſt in Nordafrika vorherrſchende Gefühl / in einem Koloniallande zu ſein. Alle Europäer machen alteingeſeſſenen, altgewöhnten Eindruck. Man ſieht nicht die Gamaſchenlafferei von Tripolis / wo ſelbſt der Ladenjüngling Beinwickel trägt. Sieht keine abenteuerlichen Kleidungen, keine Ausrüſtungen. Die Bahnreiſenden geben ſich wie daheim, nicht in jener Touriſtenweiſe, welche die ägyptiſchen Bahnen kennzeichnet. Und / man ſieht viele Damen. Marianne hat ihre bald hundertjährige Kolonie doch feſt in der Hand.

Ich bin in Algerien mit keinem Eingeborenen zuſammengetroffen, der nicht Franzöſiſch ſpräche. Selbſt unter einander hört man ſie Franzöſiſch reden. In Tunis vernahm ich das zum erſtenmal / zwei Laſtträger ſchwätzten Franzöſiſch miteinander. Das kennzeichnet vieles.

In den Städten können ſie alle Franzöſiſch, aber ſelbſt in kleineren Orten die Mehrzahl. Die entlegeneren Bergſtämme natürlich ſprechen es meiſt noch nicht. Dies alles ſcheinen mir Anzeichen eines fernen Ausſterbens der arabiſchen Sprache in dieſen Gegenden / falls die franzöſiſche Bedrückung Hunderte von Jahren anhalten ſollte.

Wegen der Möglichkeit dieſer z. T. ſchon ziemlich gründlichen Franzöſierung vieler Eingebornen möge man ſich der Wandlungen in der Vergangenheit erinnern. Die Vorfahren der

Heutigen waren Altlibyer und wurden Lateiner, ja selbst Christen, überzeugte Christen sogar. Dann erst wurden sie Mohammedaner und fingen an, Arabisch zu sprechen. Es scheint, daß die Eingeborenen der zugänglicheren Teile grade des algerotunisischen Atlasgebietes recht wandlungsfähig sind.

Früher glaubte ich immer, Ägypten marschiere zivilisatorisch an der Spitze des Morgenlandes. Aber das ist nicht richtig / Algerien ist das, fränkisch, meistzivilisierte Land des Orients.
Ägypten ist ausgeprägt Kolonialland / in Algerien vergißt man den Kolonialcharakter. Am Nil erblickt man noch viel Wasserpfeife und gekreuzte Beine. In Algerien raucht fast alles die Zigarette, und nur wenige noch sieht man auf untergeschlagenen Beinen sitzen.
Ägypten erzeugt große greifbare Werte / aber der Gewinn fließt ins Ausland und in die Taschen einer winzigen Minderheit des Landes. Algerien bringt ebenfalls Werte hervor, aber diese nehmen breitere Wege und, wie sie nicht von einer schmalen Linie (Ägyptens Nil) ausgehen, sondern von einem breiten, mannigfaltig gestalteten Raume / so gleicht sich hier alles stärker aus und kommt einer Mehrzahl zugute.
Ägypten hat eine Anzahl Millionäre und ein Übermaß von Armen / Algerien besitzt wenig Millionäre, aber viel leidlich gestellte kleine Leute. Das Nilland erzwingt Bewunderung durch seine Handelsstatistik / Algerien zieht sich in ein bescheidenes, stillvergnügtes Familienleben zurück. Dies aber ist der bessere Teil.
In Ägypten nimmt alle abendländische Art immer nur ziemlich beschränkten Raum ein. Nur die allerwenigsten Eingebornen verstehen eine fremde Sprache. In den Städten sind weitaus die meisten Bezirke des Weichbildes noch orientalisch. Der Europäer ist dort immer noch Franke / das Wundertier aus blauer Ferne. Das macht die Jugend der fremden Herrschaft / und natürlich die reinorientalische Wüsten- und Oasennatur sowie die alte Kulturhöhe des Landes.
In Algerien hat sich der Europäer schon viel mehr ein-

gelebt / der Orientale aber hat sich ihm angepaßt, in Kleidung, Sprache, Gebaren, in landwirtschaftlichen und anderen Arbeitsarten. Diese Angleichung des Eingebornen an den Franzosen aber ist mehr wert als die Isolierschemel-Stellung des Engländers in Ägypten.
Für meinen persönlichen Geschmack allerdings wird der für Reinhaltung der Fremden erforderliche Abstand zwischen Weißen und Farbigen in französischen Kolonien zu wenig gewahrt. In den Regimentern z. B. kann ein Neger neben einem Pariser stehen / einen Unterschied beider im Verkehr bemerkst du nicht. Den Franzosen steckt eben zu sehr der Begriff der Égalité in den Knochen, sie haben zu wenig tieferes Selbstbewußtsein / und das ist vielleicht (wie so manches andere) ein Zeichen ihrer, schon viel zu brünetten, Rassenentartung.
Ursache der günstigeren Lage der Franzosen in Algerien ist natürlich die längere Zeit der Kolonisation / der Charakter einer echten, inkräftig einverleibten, in vielen Teilen schon wie ein Departement erscheinenden Kolonie, in der das Mutterland tun und lassen kann, was es will / die oft europäische Natur, deren Eigenheiten der europäischen Art als etwas für sie Passendes entgegenkamen.
Alles was recht ist / die Franzosen haben nicht schlecht gewirtschaftet.

In englischen Kolonien fällt die Sauberkeit und Haltbarkeit der Straßen auf / und Tommy, der mit einem Stöckchen unterm Arm spazieren rennt.
In den italienischen / Theaterposen, Soldaten mit dem stichgerecht an der rechten Hüfte baumelnden Seitengewehr, und tausend Geschmacklosigkeiten.
In den französischen Kolonien erblickst du phantastische, bunte Uniformen / erfolgbewußte Sicherheit und ... schicke Toiletten.
Es ist merkwürdig, was diese Luderchen für einen Schick haben. Wenn so ein Balg auch ganz einfach oder gar ärmlich angezogen ist / alles sitzt doch knapp und zierlich um

die Hüften herum, um die Schuhe und Strümpfe sieht es so reizend und appetitlich aus, wie bei uns nicht allzu oft. Und selbst dann ist es immer noch etwas anderes. Die Französinnen halten eine seltsame Mitte inne zwischen graziösem Schick und Herausforderung.
Bei der Italienerin hat alles einen Stich ins Sinnlich-Träge / bei der Deutschen ins Befangen-Gelassene / bei der Österreicherin ins Prickelnd-Rundliche / bei der Schweizerin ins Knochige, das sich bei der Spanierin unter dem lieblichen Gesichtsoval auch nur versteckt / bei der Levantinerin geht alles gleich zu sehr ins Geschminkte und Falsche, in höherem Alter selbst ins Gewöhnliche ihrer kulturellen Haltlosigkeit über. Die Französin aber, auch die Kolonialfrau, eine vorzügliche Haushalterin, wie jeder weiß / die Französin ist eine entzückende Mitte zwischen fein gewürzter Sinnlichkeit, schicker Grazie und Ehrsamkeit. Die Französin ist eine grazile Figur.

Beneiden müssen wir unsere Nachbarn am Rhein um ihre Kolonie Algerien / nicht nur wirtschaftlich, sondern auch in Ansehung der Landschaftsbilder.
Da ist das Tal des Wed Sahel, und nördlich davon entwickelt sich das Hochgebirgspanorama des Dschebel Dschurdschura / der höchsten Kette der Kabilei in hochzeitlichem Festgewand. Vorn eine Talebene mit grünen Äckern und wolligen Olivenbeständen / durchzogen von dem breiten Kiesbett des Baches. Dahinter steigen rote Vorberge auf, mit Buschflecken, Feldervierecken und Dörfertupfen. Dann die Hauptkette / erst eine mittlere Zone mit grünen Feldern und schwarzen Wäldern / oben aber kahle Schroffen mit Schneesträhnen, die über volle Schultern herabfließen wie die gelösten Flechten nordischer Königinnen. Ein paar Waldfetzen wagen sich noch hinauf in diese kristallnen Höhen.
Von den Bergen, auf deren Knien das Örtchen Maillot hockt / kannst du am besten den Alpengipfel Lella Kedidscha betrachten. Er ist 2300 m hoch und steigt über der Fluß-

ebene volle 2000 m empor. Seinen Namen kennen die Leute von Maillot aber nicht.

Ich ſitze an einem Hang mit Oliven. Vor mir fällt ein Tal, mit rotbraunen Ackerlehnen und bedeckt mit Ölbäumen und Aleppokiefern, zu ganz ſtattlicher Tiefe. Jenſeits dacht es mit ſcharfgratig voneinander abgeſchnittenen Rücken wieder an / in den jähen Einſchnitten drängen ſich die grünen Kronen der Oliven aufwärts, eine Sturmflut des Friedens in dieſen Gewaltriſſen der Winterwetter.

Unmittelbar hinter dem Hang klettert, mit breit aufgeſtützten Armen, Wald empor. Er iſt von einem tiefen Dunkelgrün, das etwas Nächtiges hat und friedvolle Ruhe ausſtrömt. Zwiſchen ihm und dem erſten Hang muß ein für mich unſichtbares Tal einſchneiden.

Auch in ſeinem Rücken ſcheint erneut ein Tal tief abzufallen, denn im Hintergrunde ſteigt wieder ein Wald in die Höhe / und der iſt nahezu wie ſchwarzer Samt anzuſchauen. In unregelmäßigen Fetzen hängt er an den Wänden, und der graue Erdboden ſcheint dazwiſchen durch. Ich glaube, es geht wie von Rabenfittichen dorther aus, und ein Schweigen ſtrömt herüber, das mir ans Herz greift.

Ober allem erheben ſich die rötlichbraungrauen Felder der nackten Alpe / Kegel und Zacken. Auf vielen blinkt in ſpitzen Zungen und mit dünnen Schmiſſen der weiße Schnee, deſſen Wimpel ſämtlich nach der ſtumpfen Spitze des Lella Kedidſcha hinſtreben.

Das Ganze gibt ein vorzügliches, ein künſtleriſch aufgebautes, ein durchaus einheitliches Bild / eines ganz perſönlichen, kräftigen Gebirgsſtockes von ſchön alpinem Charakter. Die Gliederung der drei Gürtel / Kulturzone mit Feldern und Oliven / Waldſchicht / Kahlfelde und Schnee / dürfte man nicht oft derart überſichtlich beieinander haben. Auf breitem Sockel baut es ſich auf, und alles im Gemälde ſtrebt überraſchend gleichartig nach oben / von den Talriſſen und Bäumen an bis empor zu den Kegelformen und Schneezacken.

Maillot könnte nahezu zwanzig Grade weiter nördlich liegen. Nicht nur weil in dem Kneipzimmerchen meines verwanzten Korſen-Gaſthöfchens die deutſche Kaiſerin im Schneiderkleid der achtziger Jahre hängt. So ſahen wir ſie in unſerer Jugend, und das gießt in die ganze Anſchauung doch etwas Heimatliches.

Da iſt die gutgehaltene Straße / ein bunter Blumengarten hinter einem Eiſengitter, mit junggrünenden Obſtbäumen. Neuzeitliche Ackergeräte lehnen bei einem andern Anweſen. Ein fließender Brunnenſtrahl plätſchert in langen Trog. Schulkinder, Bücher im Arm, ſchlendern nach Hauſe. Hühner gackern und Hähne krähen. Genau ſo ſieht's in unſern Dörfern aus.

Der Korſe zieht Rotwein ab. Zwei Mohammedaner in mittlerem Alter ſehen zu. Alles unterhält ſich in fließendem Franzöſiſch. Der alte Korſe reicht eine Probe herum. Die beiden trinken flott und geben ihr Gutachten / es klingt, als täten ſie das alle Tage, die Allah ihnen ſchenkt.

Der eine wiſcht ſeinen Schnurrbart mit dem braunen Handrücken, ſchnalzt und ſagt mit Kennermiene / ce n'est pas mauvais.

So iſt der Orient in Algerien ...

Die Bergmaſſen in Mittag des Wed Sahel ſehen weſentlich anders aus als die Ketten Kabiliens.

Unter den roten, laubverſteckten Dächern des Ortes blüht die Flußebene / mit hellen Weizenäckern und dunklen Olivenhainen, durchzogen von weißen Alleeſtraßen und durchwirkt von ein paar gleißenden Bachſchlingen.

Dahinter ſchwellen die Vorhöhen des ſüdlichen Gebirges an / auf denen heben ſich grüne Äcker ab und braune Kalkflächen, vereinzelte Bäume und, auf beſonderen Kuppen, helle Dörfchen. Über ihnen dunkle Baumbeſtände oder Buſch / die kleiden manche Berge bis hinauf zu den Gipfeln ganz ſchwarz ein. Das iſt kein kleiner Unterſchied gegenüber der Südſeite der Dſchurdſchura, denn in ihm ſpricht ſich die verſchiedene Lage zu den feuchten Seewinden aus.

Die in weiterer Ferne aufblinkenden Ketten jedoch ſind ſchon ziemlich kahl. Sie weiſen ihr bloßes rotes Fleiſch und erfreuen ſich nur an den mehr verborgenen Stellen, in den Tälern, des dunklen Flaumes von Baum oder Buſch.
Die Profile der Berge erſcheinen, im ganzen betrachtet, nicht allzu unruhig / doch aus und über langgezogenen Rücken erheben ſich häufig und ziemlich unvermittelt kleine Spitzen / und ſie ſind es, die ſtellenweiſe unruhiger wirken, als die ganze Anlage es verlangt. Es iſt weder Hoch- noch Mittelgebirg / ſondern ein Übergang von nördlichen zu ſüdlichen, von Regen- zu Trockenformen.

Am Abend, getäuſcht durch die herabſinkenden Schleier der Nacht, wähne ich mich in einem Alpendorf.
Der prächtige Kegel des Gebirgsſtocks, eine Jungfrau des Südens / erhebt ſich da oben mit ſeinen ſchwarzen ſchlafenden Wäldern, mit ſeinen Kahlflächen und ſeinen Schneezungen. Die Schneezungen fließen aus der dunkelblauen Höhe herab, und das tönt gleich Läuten ſilberner Herdenglocken daher. Es iſt wie Silberſtaub in den blauſchwarzen Haarwellen einer wunderſchönen Frau.
Vorn ein reinlicher Dorfplatz mit Bäumen / das könnten Linden ſein, wenn es die hier gäbe. Und in der Mitte, ein wenig ſeitlich unter der Schneepyramide, ſteht ein helles Kirchlein, und darauf ſitzt ein kleiner Glockenreiter.
Die Kröten girren und der Frühling. In den Schneewieſen glüht rot der Himmel.
Bauern in Hemdsärmeln ſtehen im Geſpräch unter den Bäumen, den Linden. Ein paar Rinder ſaufen aus dem Brunnentrog.
Waſſerrauſchen. Die Kröten girren und der Frühling. Orient oder Partenkirchen?

Der Reichtum des geſegneten Tellatlas Algeriens beruht in der großen Zahl breiter Täler und eingeſchloſſener Ebenen. Namentlich in den letzteren häufen die Abflüſſe

der Bergkränze lockere Böden in Masse an und sorgen für reichliche Wasserzufuhr. Es bedurfte nur der Entsumpfung, um dem Übermaß der Regenzeit zu steuern / sowie der Bewässerung mit Hilfe von Staudämmen, um dem Regenmangel des Sommers nachzuhelfen / und man konnte aus menschenleeren Fiebermorästen die blühendsten Kulturländereien erschaffen.

Die Mitidscha-Ebene bei Alger ist hierfür das beste Beispiel. Solch eine Ebene wird durch Bergreihen ringsum gut von der Umgebung abgeschlossen und eröffnet dabei doch dem Verkehr des hafenreichen Meeres wichtige Zugänge ins Innere.

Auf ihrem Boden ist nicht alles ein einziger Garten. Vielmehr gibt es noch einzelne Strecken in der Nähe der Ränder / wo die Äcker abwechseln mit grünem Myrtenbusch, mit wild aussehendem Niederwald, ja selbst mit Beständen von braunstrumpfigen Korkeichen. Aber hiervon abgesehen / überwiegt doch der Anblick wohlgepflegter Kulturbreiten. Der Aspekt ist im Sonnenglanz heiter / der einer lachenden Flur, mehr europäisch als orientalisch / was sich ja auch vom Nildelta sagen läßt.

Grüne Äcker und braune Rebenfelder / darüber verteilt dichte Baumkronen / ein paar spitze Zypressenkerzen / eine braunzapfige Schirmkiefer / eine mutwillig emporragende Palme bei einem Gehöft. Rotdachige weiße Blockhäuser französischer Ansiedler und schräggedachte Gestrüpphütten von Eingeborenen.

Hin und wieder ein Wechsel von Ebene und Hügelwelle / darüber weg stets Ackerrechtecke und Pflanzungen. Zwischen allem als tongebendes Beiwerk und Urheber immer schnurgrade Wasserläufe / öfters auch eine weiße Landstraße mit dünnen Euphorbien. Die dichte Bestellung mit sorgfältig gehaltenen, in Farbe und Form angenehm kontrastierenden, grünen und sepiabraunen Äckern / der Wechsel von hellen Häuschen und smaragdnen Bäumen und Baumgruppen / die Umrahmung der Felderflur durch buntes Hügelland und

blaugraues, schrundiges Gebirge ... fürwahr eine reizende Landschaft.
Wer denkt daran, daß dies alles noch vor einem halben Jahrhundert haarsträubende Ödenei war / in welcher der Colon mit Chinin in der Tasche und mit der Büchse auf dem Buckel roden und pflügen ging!
Olivenhaine ... aber daneben noch, an Rainen, die alte Steppenstaude mit ihren rosigen Blüten, der Asphodelos, unser alter Bekannter aus der Marmarika, Dschefara und Tunisien.
Im Hintergrund jedoch blüht die weiße Silhouette Algers über den blauen Schleiern des Meeres empor.

So aber sieht die Stadt Alger von der Seeseite aus. Vorn zieht sich das lange Hafenbecken hin / eingerahmt von den niedrigen Blöcken der Molen. Segelboote, Segelschiffe und zwei Dutzend Dampfer haben an den Kais festgemacht / sie löschen und laden. Rauch und Qualm ziehen über das Meerbild hinweg und verschleiern manche Stücke der Häuserbrandung.
Ja, eine Brandung von Häusern, von weißen Häusern, steil emporstehend vor einer hohen grünen Küste / das ist Alger. Das ist die äußere Formel dieser Stadt. Mit einzelnen Spritzern (vorgeschobenen Villenvierteln) bäumt sie sich in die Höhe / und sie blickt mit aufgestemmten Ellbogen hinein in den Smaragdglanz des algerischen Landes.
Der Gesamteindruck ist der einer sehr langgestreckten und hochkletternden, landeinwärts aber schmalen Stadt / und gleichzeitig der einer prächtigen Stadt. Die hohen Laubengewölbe der Hafenboulevards streben hochschultrig nach oben und stützen als zierlich gemeißelter Sockel das ganze Weichbild samt seinen Bergen. In die Höhe hin setzen sie sich fort in vier- bis fünfstöckigen Riesengebäuden. Deren Erdgeschosse bilden ebenfalls rundbogige Lauben / hierdurch aber erhält dieser ganze Sockel Algers etwas außerordentlich Gleichförmiges, wie man es vielleicht in keiner andern Orientstadt in dem Maße findet.

Dieſer gradezu geſetzmäßig ſtrenge Unterbau ſteht in ſtarkem Gegenſatz zu den darüber liegenden Stadtteilen. Zwar leuchten auch aus ihnen hohe Gebäude hervor mit vielen Fenſterreihen / aber ſie ſtehen nicht mehr ſo ſtramm ausgerichtet in einer einzigen Flucht. Ja, gegen die Kasba hin erſcheint ein bläulichweißes Gewirr von Häuſern / und deren unregelmäßiges Gemengſel verrät die mohammedaniſche Altſtadt.

Die weißen Gebäudemaſſen Algers, in denen neben roten Ziegeldächern das weiße Flachdach doch noch vorherrſcht / ſetzen ſich gen Mittag weit fort. Und ſie hängen immer vor einem Hintergrund grüner Steilberge, unterbrochen von erfriſchenden Baumſtücken / welche auch die Profillinien der Berge flaumig ſäumen.

Minare, Kuppeln und dergleichen altorientaliſchen Bauten begegnet das Auge nicht viel / ſie tauchen ſowieſo in dem weißen Gewirr leicht unter.

Und dies iſt Alger / die weiße Brandung an grüner Steilküſte. Ein Stadtbild, das nicht zwingend orientaliſch iſt / ſondern ſchließlich auch an einem der nördlichen Geſtade des Mittelmeeres aus den Fluten aufſteigen könnte. Alger, die Schaumgeborene.

Dieſe Stadt der Dampfer und der Geſchäftigkeit / dieſe Stadt der Legionen von Weinfäſſern, die auf den Staden der Ausfuhr harren / dieſe Stadt der franzöſiſchen Eleganz und der ſüdlichen Lebensluſt / der fränkiſchen Hüte und der grünen Bergſteilen / der unbequemen Treppengaſſen und der Juden / dieſe Stadt des grünlich opaliſierenden und ſcharf riechenden Abſinth.

Eine prachtvolle Stadt / ein wahres Stück Abendland an der Wimper des Orients. Viel europäiſcher als Kairo oder Tunis, als Alexandria oder Konſtantinopel.

In meiner Erinnerung ſchwimmt ſie wie eine weiße Wolke in ſilberübergoſſenem Blau. Sie und ihre Frauen ...

O dieſe mohammedaniſchen Frauen von Alger / ſie ſind die entzückendſten Geſtalten zwiſchen Atlant und Indus. Nichts von der düſtern Trauertracht der Perſerinnen, nichts von dem frivolen Verſteckſpiel der Stadttürkin, nichts von der plumpen Hali-Vermummung an der Syrte, nichts von dem feierlichen Faltenfluß am Nil.

Nein, dieſe Algererinnen haben in ihrer Kleidung einen eigenen Ausdruck gewonnen für das Blütenweiß ihres Stadtbildes zwiſchen Bergesgrün und Meeresblau. Genau ſo Hingebung und kokette Abwehr wie das Stadtbild, genau ſo bildſauber und faltenzart wie Alger ſelber / tritt die Algererin dir entgegen.

Was ſoll ich ihre Tracht beſchreiben? Ein weißes Umlegtuch, mit wirkungsvoller Verfeinerung um Augen und Stirn ſowie vor dem Leib gerafft. Aber dann die Hoſe / ſo bauſchig und gefältelt wie nirgends ſonſt im Orient, eine Flut friſchgeſtärkter Waſſerfälle / getragen und kokett, lockend und verheißend.

Meine Freunde, glaubet mir / die Tracht wird euch nicht gefallen, wenn ihr als Turiſten dort auf einen Tag hinkommt. Im Morgenlande iſt alles anders zu verſtehen, als ihr es gewohnt ſeid / und mithin auch der Anzug der Algererin. Lebet aber dort im Süden, denkt euch hinein in ſeine Geheimniſſe und vergleichet die Trachten aller iſlamiſchen Frauen / der Algererin die Krone!

In unſeren europäiſchen Moden, ſcheint mir, auch in ſehr fein zuſammengeſtimmten / blickt der erotiſche Gedanke, das Wirkenwollen, die Betonung der Körperformen, doch etwas zu ungeſcheut hervor / oder ſie werden gleich hausbacken und ſchlampert. Im Orient aber ſoll die Straßentracht die Körperformen verbergen, und es bedarf eines erſtaunlichen Aufgebots verſtohlener nnd verborgener Koketterie, die erſt langes Sichhineindenken des Beſchauers erfordert / um erotiſch wirken zu können. Dies iſt nun bei der gefältelten Hoſe der Algererin, der Krinoline ins Orientaliſche übertragen, in hohem Maße erreicht. Doch nicht eigentlich in dem Bein-

kleid allein / sondern nur, wenn ihre Trägerin in sanfter Bewegung ist und hoch darüber die Feuerströme der Augen blitzen. Ich sah fünf oder sechs Algererinnen unter munterem Zwitschern daherwandeln / es war am Hafen, und sie standen blütenweiß vor der weißen Stadtbrandung / und ich war hingerissen.
Die Algererin ist ein Märchen in plissierter Seide. Und sie ist noch etwas / sie ist die Französin des Orients, sie ist grazil. Ich aber frage / ist es nicht merkwürdig, daß das morgenländische Gegenstück der Variserin gerade dort gedeiht, wo Frankreich zuallererst im Orient Fuß faßte?

Schnitzel aus Alger. Auf den Steinwürfeln der großen Nordmole des Hafens hatte ich lange gesessen und geschrieben, umfangen vom Blütenschnee der Häuserbrandung. Als ich heimging, schrie mir ein Kreis fast erwachsener Burschen nach / Espion! Espion! je te tue ...
Sie waren dumme Müssiggänger / aber immerhin ein bezeichnender Zwischenfall. Um so mehr, wenn man bedenkt, daß Ähnliches am Hafen von Dar e'Salam oder Hamburg unmöglich wäre.
Revanche-Stimmung / das ist's, was das junge Frankreich auszeichnet. Damals an jenen sonnigen Apriltagen in Alger dachte noch keine Seele an das Kommende. Aber die Stimmung war längst allgemein. In bunten Osterumzügen wurde die gefesselte Alsace-Lorraine mit herumgeführt / und ohrenbetäubender Jubel begrüßte die kettenschmachtende Schönheit. In Tingeltangeln, in den Cinémas / fast in jeder Nummer Anspielungen auf die vergewaltigte Alsace-Lorraine, die sich aus dem rauhen Winter der Preußen an den strahlenden Veilchenbusen Mariannens zurücksehnt. Wie haben sie gehetzt dort drüben, jahrzehntelang / wollten wir nur lernen von ihnen ...
Fast an jedem Speisehaus, auch in Algerien und Tunisien, nicht allein in Frankreich, ein Anschlag / Choucroute préparé à la mode Alsacienne. Die Franzosen haben den

ganzen Kulturbegriff Deutschland in der verächtlichen Formel Sauerkraut zusammengepreßt / aber ich bin sicher, man hört von Sauerkraut in Frankreich viel mehr als bei uns.

Alger / Europa an der Wimper des Morgenlandes. In dieser Stadt der hohen Mietskasernen erlebte ich eine bunte, ausgelassene Bataille de fleurs / Umzüge in Verkleidungen, Musikbanden, Masken, Fähnchen an den Häuserfluchten, Stuhlvermieter. Hier marschieren Pfadfinder-Trupps in gelbgrauen Uniformen und Cow-Boy-Hüten. Man sieht nur ganz wenig Orientalen außerhalb des Kasbaviertels. Die Straßenschilder sind nur französisch gehalten, nicht auch gleichzeitig in arabischer Sprache. Du kannst hier einen richtigen Sonntagmittagsbummel mitmachen / alle Welt in Festkleidern. Eine Reihe schiebt sich rechts an den glänzenden Schaufenstern entlang, eine andere kommt an den Bordsteinen entgegen. Man mustert einander gelangweilt und neugierig und sucht sich von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen.
Die Damen, auch die feschen kleinen Ladenmädchen, strömen Wölkchen von Wohlgerüchen aus / besonders die schwülen, aufreizenden Atemzüge der Ambra, die mit schweren Flügelschlägen die Sinne erregt. Wundervolle violette Fliedersträuße hält man feil.
Dein Blick fällt in eine große Zahl von Kraftwagengeschäften. Primaner mit Schulbüchern schlendern nach Hause. Buchhandlungen fallen durch die echt französische, aber langweilige Flucht ihrer gelben Broschüren auf. Sogar Antiquariate gibt es. Ich glaube, daß Alger wohl die einzige Stadt des Morgenlandes ist, in der man Antiquariate findet / vielleicht kennzeichnet nichts besser den Zustand dieser Stadt.
Die Straßen entsprechen derartigen Einzelheiten / fünf- bis siebenstöckige Steinhäuser mit vielen Balkonen und Balkonreihen. Nur einige Straßenzüge am Hafen verlaufen in flachem Gelände / weitaus die Mehrzahl steigt treppenförmig an den Bergen empor, und das Spazierengehen strengt nicht wenig an.

In Alger sah ich zum erstenmal auf morgenländischem Boden einen Möbelwagen ... Zum erstenmal einen Straßensprengwagen / ein riesiges Auto, das breite Wasserstrahlen über die Boulevards verstäubte. Welche Verschwendung wäre das in Tripolis.

Die Gassen der Altstadt, die sich um die Bergflanken der Kasba gruppieren / gehören zu den malerischsten Architekturen, die ich im Orient gefunden habe. Eng, winklig, abschüssig / wahre Treppen, durch ihre stufenförmige Pflasterung oft nichts anderes als Wildbäche. Aus den bläulichweißen Häuserwänden springen Söller vor, gestützt von schräggestellten Rundhölzern / auf Handlänge treten sie oft aneinander. Hierdurch häufig ungeheuer düster, reizen sie weniger durch edle Form und Material der Bauart, als vielmehr durch wundervollen Stimmungsreiz.
In vielen Lädchen hängt unter Glas und Rahmen sowie zwischen grausigen Land- und Seeschlachten Envers Bild. Man findet es seit zwölf Jahren fast überall im Morgenlande / Enver ist so eine Art Nationalheld, ein Rustem des Islam geworden.
Betrunkene Mohammedaner sind mir noch nirgends so zahlreich aufgefallen wie hier / am hellen Tage und in allen Vierteln. Der ekle anisartige Geruch des grünlich opalisierenden Absinths überall.
Den Übergang von der Alt- zur Neustadt bilden Straßen, deren Häuser die Größe und Höhe der Boulevardgebäude haben. Doch sind ihre Läden nur häßliche, meistens von Orientalen gehaltene Löcher. Blickt man auf sie, so vermutet man darüber ein bloß einstöckiges Haus / es hat aber fünf oder sieben Geschosse und lange Reihen von Vorbauten.
Diese Übergänge auf halber Höhe zwischen den glänzenden Boulevards und den malerischen Orientgäßlein sind sehr häßlich. Sind ein widerliches, staubverfülltes, in allgemeiner Frechheit stinkendes Gewühl von Süditalienern und Moslmin, von Juden und geringen Franzosen sowie sonstigem Pack.

Moresken Gebäudestil haben die Franzosen in Tunisien mit mehr Glück durchgeführt. In Alger vermißt man den dort so erfolgreich betätigten Geschmack, gepaart mit maßvoller Zurückhaltung.
Die maurischen Neuschöpfungen in Alger sind zu massig und namentlich zu hoch, was sich nicht gut mit den alten Stilarten verträgt. Man hat zuviel Arabesken angebracht, als daß sie sehr wirken könnten. Die große Kuppelhalle der Post ist ein wahres Wunderwerk von Moschee und läßt eigentlich alles Orientalische hinter sich / aber sie ist schließlich doch kein Gotteshaus, sondern nur ein Schalterraum zum Briefmarkenverschleiß / und deshalb erscheinen die arabischen, klug und blumenhaft verschlungenen Wandsprüche übertrieben und selbst lächerlich. Von außen aber mutet der Riesenbau einfach häßlich an.

In Alger kamen mir diese Gedanken. Wer den Orientalen beurteilen will / darf das nicht allein nach den Bewohnern der Türkei und Ägyptens. Es gehört mehr dazu als Kenntnis der Leute zwischen Tripolis und Bagdad. Grade den Algerer muß man beobachtet haben, der nun schon fast ein Jahrhundert lang das Fremdjoch der Franken trägt.
Ich glaube, erst hier im etwas europäisierten Lande zeigt sich der Orientale in seinem ganzen Wesen / erst hier enthüllt sich im Feuer der Abbröckelung das Innerste seiner Art. Und da ergibt es sich, daß er, der Dichter der farbigsten Märchen, unerbittlicher Wirklichkeitsmensch ist / daß er sich in alles zu fügen weiß und jeder Schicksalswendung die beste Seite abzugewinnen sucht. Der Algerer haßt den Franzosen (dies stellte ich durch manches Einzelgespräch fest), aber er lernt dessen Sprache, dient ihm, arbeitet und handelt mit ihm / kurz er macht gute Miene dazu. Das ist zwar weise, aber doch schlimm. Schlimm, da es einen Zustand der Gewöhnung schafft, der sich schwer wieder beseitigen läßt / weise, weil er doch nichts dagegen machen kann. Sich in alles zu schicken wissen, allem und jedem die beste Seite abgewinnen / das ist

das wahrſte, das innerſte Kennzeichen des Morgenländers. Dies wußte ich bisher noch nicht / ſo klar noch nicht.

Der Mann auf Reiſen. Das iſt ein ganz beſonderer Abſchnitt, und wirklich / ein ſehr verkannter. Glaubet mir, eine alleinſtehende Frau kann durch den ganzen Orient reiſen, und ihr wird nirgends etwas Unſittliches widerfahren. Alle Welt wird ihr höflich oder abweiſend, gleichgültig oder neugierig entgegenkommen / unſittlich aber dürfte ihr kaum jemand nahen.
Wie anders der alleinſtehende Mann! Welchen Verſuchungen iſt er nicht ausgeſetzt in den Städten des Morgenlandes ... Manchmal ſcheint es, als ſei die ehrſame Bevölkerung der morgenländiſchen Stadt durch einen Wall von Kupplern gegen den Fremden abgeſperrt.
Du langſt in einem Hafen an / und ſchon nach drei Schritten ſtürzt man ſich auf die Unſchuld des alleinreiſenden Mannes. Sucht ſie durch Angebot einer alle Mitſchweſtern in Schatten ſtellenden Bukra oder Jungfrau zu erſchüttern. Mit Mühe und maßvollen Scherzen fertigt man den, ſeltſamerweiſe faſt immer ſchielenden, Kerl ab / da lauert an der Straßenecke ſchon ein anderer Schmutzian, der erklärt ſich bereit, die eigene „Schweſter" auf dem Altar ſeiner Ergebenheit für votre Excellence zu opfern.
Man tritt abends nach dem Diner aus dem Hotellicht ins Freie, die friſche Nachtluft noch ein wenig zu atmen. Aber ſelbſt unter dem Schutze der Dunkelheit iſt der alleinſtehende Mann ſeiner Keuſchheit nicht ſicher. Erwachſene und Knirpſe jagen herbei und ſuchen ihre Führergaben in Münze umzuwerten.
O die armen Männer / ſie ſind ſchutzlos im Treiben der Sünde. Die reiſende Frau aber merkt von allem nichts und ſchreitet frank über die Schielaugen hinweg.

Darſe heißt der alte Hafen des alten Dſchefair. Dort ſtehen noch die alten grauen Steinwerke aus der Barbarenkenzeit / dicke Mauern mit breiten Geſchützpforten und mit ge-

wölbten Gängen. Hier iſt noch das alte Raub-Algier, und man könnte von ſeinem wilden Korſarenleben träumen / ſtolzierten nicht gar ſo viele bretoniſche Matroſen dort herum. Auf dieſen Kaimauern ſaß ſehnſuchtsvoll der berühmteſte aller Chriſtenſklaven, Cervantes / dem hier die erſten Ahnungen vom Unwert der alten Ritterzeit durchs Gemüt gehen mochten.
An einem Tor der Darſe fand ich dieſe Inſchrift / und ich glaube, daß der ganze Zauber der Barbareskenzeit in ihr ſteckt:

Au Père Levacher
Consul de France à Alger
Que les Turcs
en 1683
mirent à mort
ici
à la bouche d'un canon
pendant
le bombardement
de la ville
par Duquesne.

Hier in den grünen Bergtälern und zerfreſſenen Küſten buchten der Atlasländer muß ich öfters an Theobald Fiſcher denken, den früheren Marburger Univerſitäts-Geographen. Eine ſtille Natur, durchaus in Reih und Glied mit ſeinen geographiſchen Zeitgenoſſen / und doch ein wenig an eigener Stelle.
Von vornherein begeiſtert für Mittelmeer und Orient. Schreibt über die Dattelpalme und den Ölbaum, dabei auf Ritters Spuren, über das Klima der Mittelmeerländer / verſenkt ſich in die Eigenart der drei ſüdeuropäiſchen Halbinſeln / und verzettelt dann ſchöne Anſätze zur Erkenntnis eines neuen Erdteils in verſtreuten Einzelarbeiten. Wirft ſich zuletzt auf Marokko / aber ſelbſt hier kommt es nicht zu dem befreienden großen Wurf.

Ich sehe den Mann, den ich nie persönlich gekannt habe / vor mir. Ein Verstand von üblicher Mittelgüte / kann es überhaupt Köpfe geben, die unter dem sind? Ein großes Wollen in jüngeren Jahren / aber gebändigt durch zerstreuende und verflachende Lehrtätigkeit / aber geschwächt durch häufiges Siechtum. Das ist's / der Mann ward immer krank, alle Augenblick. Er war's vielleicht gar nicht so oft, aber er ward es immer. Und deshalb überall nur hervorragende Ansätze, nicht selten wesentlich über dem Mittelmaß / aber doch nur Ansätze.
Ein bezeichnender Zug / von Theobald Fischers Arbeiten ist, wenn ich recht bin, keine einzige als ursprünglich selbständiges Werk erschienen. Alles in Zeitschriften oder in Reihenveröffentlichungen. Das ist der ganze Mann.
Am ansprechendsten von ihm ist es vielleicht, daß er sich gar nicht in lehrmäßigen Erörterungen und Leitsätzen ergangen hat, wie viele seiner Fachgenossen. Es steckte zuviel guter Kern in ihm, als daß er sich darauf eingelassen hätte / er erkannte, daß die Tat besser sei als das Wort. Während die anderen Geographie zuerst nur immer ankündigten / wollte er Geographie schreiben. Das wäre das bessere gewesen, aber leider blieb's nur zu sehr beim Wollen. Immer jedoch steht er geographisch hoch über den bloßen Wortmachern, von deren Erdenwallen für die Geographie gar nichts übrig bleibt.

Die Buschgebirge des algerischen Tellatlas finde ich auf die Dauer doch nicht recht befriedigend. Sie versagen zuletzt.
Jedes nähere und schärfere Zusehen erkennt zu bald die dünne Dürftigkeit des Busches / denn zwischen seinen grünen Tupfen schaut überall Fels und Erde hervor. Ja, selbst der Buschwald ist in der Regel zu mager. Man kann in ihm die einzelnen Bäumchen doch gar zu schnell überzählen, deutlich heben sie sich ja von ihrem niedrigen Untergrund ab / wie Masten auf wogender Flut.
Es ist eine Vorspiegelung. Die Natur täuscht von weitem dichtes Waldesgrün vor / und dieses ist in Wirklichkeit nur ein schattenloser Ersatz. Algerien sieht schöner aus als es

ist ... Zu viel Immergrün / zu wenig Sommergrün. Hat man die Täuschung erst einmal in sich aufgenommen / dann ist es schwer, die Skepsis in diesem Lande wieder zurückzudrängen. Algeriens Tellgebirgen fehlen unsere schönen Schattenwälder / gleichzeitig aber fehlen auch die malerischen Nacktformen und farbenbunten Sonnengewänder der Steppen- und Wüstengebirge des echten Südens. Algeriens Tellgebirge liegen zwischen beiden Willensmeinungen des Klimas / bar sowohl der Vorzüge eines jeden einzelnen als bar auch einer reizvoll abwechselnden Mischung beider.
Ich glaube, die Natur dieses Himmels wollte beider Art hier vereinen / doch die launischen Mittelmeerregen machten einen dicken Strich durch die voreilige Rechnung. Dafür schufen sie ein geschicktes Erd- und Pflanzenpolster, das nicht ganz echt wirkt und sich schnell abnutzt wie eine öffentliche Dirne. Eine gewisse, wenn auch durchaus nicht große Enttäuschung bleibt angesichts dieser Täler und Berge nicht aus / und dafür greift bald eine gar nicht so geringe Ermüdung Platz. Wer aus dem algerischen Tell nur ein paar Stücke herausgeschnitten hat / der hat schon den ganzen Kuchen verspeist.

In solchen Gedanken verließ ich die Schiffaschlucht, die am Dschebel Musaja in die Mitidscha-Ebene ausmündet.
Ihre beiden Bergleisten, deren Enden wie Sphinxbrüste über dem Sonnendampf der Kulturflur strotzen / heben sich ganz machtvoll empor, eine grüne Doppelwand von herzerquickendem Anblick. Man blickt in das V-förmige Profil des Tales hinein wie in den herzförmigen Ausschnitt eines heftig bewegten Frauenbusens, der halbverschleiert ist unter moosgrünem Tüll. Oliven auf den Vorhöhen, Äcker daneben, anzuschauen wie gestreifte Tücher, die zum Trocknen auf der Rasenbleiche liegen, Agavenschäfte und Opuntienteller hin und wieder am Rain / und an den Hängen gelbblühender grüner Busch, auf dessen schrägen Flächen einzelne Korkeichen schaukeln. Braune Kühe klettern daran herum.

Man glaubt in ein Tal des Harzes oder des Thüringerwaldes einzutreten / aber das ist bloße Einbildung. Denn während man beim Tiefblick in unsere Waldtäler hinab in weiches grünes Daunenbett hineinzusinken vermeint / ist es hier, als würde man in eine nur mit harter Matratze ausgestattete Bettstelle fallen.

Im oberen Teil des Schiffatales ist der Baumwuchs etwas häufiger. Auch stürzen hier mehr Wasserfälle, mit langen Staubschleiern, und dünne Gerinnsel die Hänge herab / über dunkle metallblank geschliffene Felswände und zwischen dunkelgrünem Busch. Aus dem dunkelgrünen, von Felsblöcken durchbrochenen Dickicht leuchtet hellgrünes Sommerlaub. Bäume ragen allerorten aus dem Busch empor / hier ganz dünn verteilt, so daß sie kaum auffallen / dort dichter angesiedelt und buschwaldartig. Korkeichen und Kiefern namentlich.

Es fehlt an schönen Talbildungen, und wo der Fels durchtritt / da sind es kahle und häßliche Wände. Hier von einer Schlucht zu sprechen, ist ganz falsch / dazu sind die Seiten nicht steil genug, sind zu gut bewachsen / und es fehlt das Gefühl der Beklemmung, welches mit dem Begriff der Schlucht untrennbar verbunden ist. In einer Schlucht verläßt dich nimmer der Gedanke / nur weiter, nur heraus, auch wenn's noch so großartig ist. Ich muß zugeben, auch im Schiffatal kommt schließlich dieser Wunsch, aber aus einem ganz andern Grunde, nicht aus Beklemmung / sondern aus einer zuletzt sich einstellenden Langenweile.

In einem engen und steilen Seitentälchen des Schiffatals kann man bei einem kleinen Gasthaus eine zoologische Merkwürdigkeit kennenlernen. In der dicht von verfilztem Busch und Baumwerk bewachsenen Scharte springt rauschend ein starker Bach abwärts / über graue Schieferblöcke, zwischen grauen Schieferblöcken, unter grauen Schieferblöcken.

Wie im Harz, endlich / aber ich fürchte, dies Seitentälchen ist etwas zu anspruchsvoll. Nicht, daß es wie das Haupttal eine Üppigkeit vortäuscht, die es nicht besitzt. Im Gegen-

teil, es unterſtreicht ſein nordiſches Ausſehen vielleicht ein ganz klein wenig zu ſtark.

Ich ſitze in dem kleinen Wirtshaus am Eingang des verwunſchenen Tälchens und trinke Grenadine mit kühlem Bergwaſſer / dieſe köſtliche Grenadine, die es bei uns nicht gibt. Um mich rauſcht und plätſchert es von Bächen und Quellen / und das iſt eine unerhörte Muſik in den Ländern der Palmſonne. Baumgrün / Büſche / Felſen ſteigen rings um mich empor und ſchneiden wogige Konturen ins Höhenblau. Wie in einem Harzer Waldhauſe iſt's.
Aber mein Blick fällt auf ein paar Fächerpalmen / fällt auf Oleanderblüten und Myrtenzauber. Und dann plötzlich wird da ein Zweig im Gewirr einer jungen Platane lebendig / und vorſichtig klettert er an einem andern empor. Ich reibe mir die Augen. Iſt's wahr / iſt's doch nicht Lüge, was mein Reiſebuch verſprach? Ein Affe, ein ganz brauner haariger Affe ſteigt in dem Geäſt auf und nieder / und eigentlich ſieht's komiſch aus, wie Paternoſterwerk.
Jetzt hockt ein großer, ebenſo zotteliger wie frecher Affenkerl in der Nähe der Tiſche / und vier halbwüchſige Junge um ihn herum. Wie alles Fernhafte enttäuſchen auch dieſe Geſellen bei Lichte betrachtet. Ihre todblanken Bernſteinaugen, ihre abſcheulichen Geſäße, ihre haarige Geilheit / das alles haben wir hundertmal hinter Gitterſtangen geſehen. Und doch iſt er das große Zugſtück des Schiffatals / dieſes Ruisseau des Singes. Damit aber iſt er ein Sinnbild von vielem.
Dieſe Affen freſſen alle mit erſtaunlicher Gier, was man ihnen reicht / aber anfaſſen läßt ſich keiner. Die Kleinen ducken ſich behende zurück und der Patriarch reißt gar das Maul auf und faucht bedrohlich durch ſein ſtarkes Gebiß.

Zwei Enteriche beläſtigen in zudringlichſter Weiſe eine niedliche Ente. Zwei franzöſiſch-levantiniſche Ehepaare ſitzen daneben. Eine der aufgedonnerten Damen iſt ebenſo graziös

wie erfolglos hinter den bunten Schmetterlingen hergehüpft, um ſie in grünem Ketzer zu haſchen.
„O ces jolies papillons!“ ruft ſie in leichtem Kreiſchen und blitzt nach mir hin. Die Hackenſtiefelchen ſpringen im Sande.
„Jolies papillons!“ / haucht ſie anmutig, und ein Hoffen ſtrömt von ihr über uns alle.
Die beiden Herren lachen unbändig beim Anblick der Enten. In dunkelwimprigen Augen glimmt heimlicher Funke auf / ſchweres Atmen liegt unter den beklommenen Büſchen des ſündroten Oleander.
Sie wirkt doch überzeugend / dieſe zu drei Vierteln enthüllte Ungezwungenheit in dieſem Lande der ſchlummernden Geilheit und des aufreizenden Ambraparfüms, der kochenden Sonne und der eleganten Toiletten. Wäre unmöglich in einem Waldwirtshaus unſerer Zone / überraſcht hier aber nicht einmal ſo ſehr.
Einer der Ehemänner lüpft der träg zurückgelehnten Dame (ſie iſt nicht ſeine Ehefrau) den gelben Seidenrock ſpieleriſch empor, bis faſt zu den Knien auf. Alles lächelt in geſteigerter Spannung.
„O, o jolies papillons!“ zittert es noch einmal aus zwei halbgeöffneten, rotgeſchminkten Lippen hervor.
Blicke nach dem haarigen Affen, den Enten / dem Fremden.

Deutſches Bier und deutſche Kellner / nicht grade überall in der Welt findet man ſie, aber doch an vielen Orten, an gar zu vielen Orten. Der Turiſt freut ſich immer über beide, aber ich glaube, über den Ober noch herzlicher als über den Schoppen. Denn nun kann er deutſch ſprechen und braucht nicht nach läſtigen Vokabeln zu blättern. Noch mehr, er glaubt darin eine Ausbreitung des Deutſchtums zu erkennen ... Ich aber ſage euch, es iſt kein Vergnügen, einen bedenklichen Südländer oder gar einen breitſpurigen Orientalen im Fes von einem befrackten Landsmann bedient zu ſehen.
Wie ganz ſelten trifft man engliſche Kellner. Ich habe auf fünf Orientreiſen nur zwei geſehen / einen in Kairo und einen

in Constantine. An Bord der britischen Dampfer herrschen ihre langweiligen Gesichter (hat ein Kellner überhaupt ein Gesicht? nein, sondern nur ein Gebaren) natürlich vor, aber z. B. Indier werden von indischen Aufwärtern bedient, nicht von Engländern.
Dieses deutsche Kellnerheer ist kein Ruhmesblatt in der Bewegung des Deutschtums im Auslande. Die Eigenschaften, welche so viele grade unserer jungen Leute zum Kellnerberuf befähigen / sie sind Knechtssinn und Skrupellosigkeit, Duckmäuserei und Trinkgeldgier / kurz, verächtliche Seiten des Charakters. Der deutsche Kellner trägt nicht die kleinste Schuld, daß man uns draußen immer noch nicht für voll nimmt. Ein schmutziges Blatt dies.

In den Atlasländern spielt der türkische Kaffee nur noch eine geringe Rolle. Er herrscht zwischen Tigris und Tunisien. In Algerien sieht man ihn kaum noch, in Marokko fehlt er ganz.
In der zweiten und ersten Klasse der algerotunisischen Eisenbahnen habe ich niemals einen Eingebornen gesehen, sondern immer nur Europäer. In Ägypten dagegen spielt die braune Farbe in der Zweiten selbst im Winter eine größere Rolle als die weiße.
Von Alger westwärts begegnet man in den Bahnabteilen neben französischen auch spanischen Aufschriften. Und schon im häßlich gebauten, aber schön am Bergfuß gelegenen Blidah erblickt man das graziöse Fransentuch der Spanierin.
Die Mohammedaner all dieser algerischen Städte trinken öffentlich in den Schenken Absinth.

Algerien vertrocknet und verarmt gen Abend. Das zeigt selbst die Ebene des Scheliff, des größten Flusses im Lande.
Grüne platte Felder, in größeren Zwischenräumen mit rotdachigen Fermen, daneben ein kleiner Baumbestand von Oliven und apfelgrünen Obstbäumen, von Feigen, Euphorbien und Pappeln. Im Süden baut sich eine Bergkette

hinter der andern auf, grau verschleiert, von ziemlich ruhigen Formen / und einige wenige Bäume hocken darauf, über Steppen und Feldern. Auf Weideflächen in der Ebene graft Vieh. Einzelne Gurbi schwimmen im Kraut.
Ein unangenehm graues Licht sah ich über der Talebene / und von der hellen Freundlichkeit, der prangenden Wohlgenährtheit der Mitidscha merkt man nicht mehr viel. Die Berge im Norden tragen oben Busch und unten Äcker.
Nicht selten ragen aus der breiten Scheliffebene Hügel und Bergstöcke empor, ja selbst ganze Bergreihen / streckenweis angebaut, streckenweis felsig und voll Steppe. Auf den Feldern liegt das engmaschige Netzwerk jener Erdwällchen, die der künstlichen Bewässerung dienen / und das deutet schon auf etwas Regenarmut. Ebendahin weisen die sehr scharf eingeschnittenen und tiefschattierten Talrinnen in den Hängen der nördlichen Berge / und von Busch oder Baum ist überhaupt keine Rede mehr.
Das westliche Algerien ist eben wesentlich dürrer und reizloser als der grüne Osten. Es hat aber doch nicht den Mut zu jenen ragenden, farbenjauchzenden, bekenntnisfrohen Felsketten des trocknen Südens. Es ist eine schwächliche Mischung / und sein Charakter ist es, keinen Charakter zu haben.
In der Gegend von Oran, dem Tore des Westens, schweift das Auge sogar schon über Salzsümpfe / im Nachglühen der versunkenen Sonne zuerst ein pflaumenblauer Strand und dahinter die flache Wasserfläche, hell leuchtend in zarten Fasetten und kobaltblau gekräuselt.
Darüber aber sah ich schweben im beginnenden Nachtblau einen Flieger, und weinrote Schwingen trugen ihn durch die flüssigen Farben.

Oran ist die wenigstorientalische Stadt des ganzen Morgenlandes / selbst Port Saïd nehme ich nicht aus. Deshalb verdient es ein paar Gedanken.
Die Stadt ist auf einem Plateau angelegt, das sich nord-

wärts ein wenig abdacht und hier mit sehr steilen, dreißig, fünfzig und mehr Meter hohen Mauern im Meer versinkt. Fünfhundert Meter hohe Berge sichern eine Bucht gegen die vorherrschenden Winde aus Abend, und während überall sonst die steilen Felswände mit blockbefranstem Saum in See tauchen / hat sich in jenem geschützten Winkel ein flacher Strand gebildet. Er ermöglicht den Verkehr zwischen Wasser und Land, er ist die Grundlage des heutigen Oraner Hafenlebens.

Das Plateau neigt sich auch gen Westen, hier jedoch zu einem Tal von untergeordneter Bedeutung / und grüne Krautflecke und schwarze Föhrenbestände nicken wie Brauen von der Höhe herab in das weiße Kalktal, in dem die Sonne brütet.

Auf dem Scheitel aber breitet die Oberstadt die mannigformigen Falten ihres Kleides aus, sie thront dort, und es ist fast wie Jerusalem. Dahinter setzt sich die flache, leichtgewellte Hochfläche ostwärts fort / mit grünen Feldern und brauner Seekante. Dort erhebt sich in verdämmernder Ferne ein Berg / und dessen Doppelgipfel erinnert an das Linienspiel des Vesuvs. Im südlichen Hintergrunde verflimmern zu perlgrauen Schleiern die langgezogenen und ziemlich ruhigen Profile der Atlasberge.

Das ist's / diese Stadt erinnert in Bauart und Lage an gar vieles, aber einen eignen Eindruck hinterläßt sie nicht. In Oran denkt man immer an etwas anderes, fernes, sei's zeitlich oder räumlich / nur an Oran selber nicht. Vielleicht aber ist grade dies die Seele Orans / zu vergessen der nüchternen Gegenwart, sich zu sehnen nach den Sinnes- und Augenräuschen des Morgenlandes. Denn ich glaube fast, nirgends ist der Orient einem ferner als hier.

Du denkst an des fünften Karl spanische Ritter, denkst an kastilische Hochebenen und an mexikanische Trockenkegel / beim Anblick der steilen Bergflanken im Westen der Stadt. Diese jachen, kahlen, weißgrauen Felsenpyramiden, über denen man eine dicke Schicht von zitternder Weißglut leibhaft zu sehen vermeint. Diese mit jagdgrünem Kraut besetzten, auf

größere Strecken sogar mit hohlen Kiefernhainen bestandenen Hänge. Steinige tiefe Rinnen furchen dort hangab, es duftet unter den lichterfüllten Zweigen nach Harz, und dein Fuß gleitet über glatte braune Nadeln / und deshalb mußt du nunmehr behende an deine heimatlichen Föhrenwälder denken. Das graue Holzwerk der Kiefern schimmert seltsam aus dem Grün der Kronen hervor.

Auf der höchsten Erhebung, nach dem Meere zu / erheben sich die Mauern der altspanischen Feste Santa Cruz / sie schreien kastilischen Trotz in eine Welt von Heiden hinein. Darunter erhebt sich, deutlich wie ein aufgerichteter Zeigefinger, der Glockenturm an der Kirche der Jungfrau vom Heiligen Kreuz. So umspinnen dich hier alte Erinnerungen an verklungenes Feldgeschrei, an vermoderte Kirchenfeste, die mit Bannern und Laden und dem Allerheiligsten die steinigen Sonnenpfade zur Höhe hinauf schwankten. Christianos ... Moros ...

Aber von Oran ist dabei keine Spur. Eher mußt du an Maltas steinige Kreuzritterbasteien denken.

Die Häuser der Stadt bieten gar nichts, so des Merkens wert wäre. Dreistöckige, vierstöckige, fünfstöckige Kasten, manche mit flachen, manche mit schrägroten Ziegeldächern, mit vielen Fenstern und Söllern davor, die in der Verkürzung lange Fluchten bilden. Das könnte Constantine sein, könnte auch irgendwo in Süd- und Mitteleuropa liegen. Es fesselt uns gar nicht, in keiner Weise / und doch drängt sich von Ferne der Gedanke einer gewissen Übereinstimmung auf zwischen diesen massigen grauen Steinwürfeln und den wuchtigen grauen Plateauformen und Bergkolossen.

Einige wenige Minare, einige wenige Kuppeln, einige wenige Türme ragen etwas aus dem Flachdachmeer empor, aber recht zurückhaltend. Als ich einmal auf diese Plateaustadt hinabsah, da hing ein sehr feines Flimmern der Luft über ihr / und das war wie ein ganz zart gewebter Silb-

ſchleier. Auch der ſchien mir aus flüſſig gewordenem Stein glaſt der Berge gewoben.
Das Judenviertel von Oran hat mich enttäuſcht, wie ſelten ein Zug im Antlitz orientaliſcher Städte. Denn es beſteht völlig aus europäiſchen Häuſern und unterſcheidet ſich von der übrigen Stadt nur durch größeren Schmutz. Als auch hier wieder die Gedanken und Vergleiche in die Weite ſchweiften, da ward ich ſtutzig, und ich entdeckte / es gibt in Oran überhaupt nur Gebäude abendländiſcher Bauart. Selbſt in den erbärmlichſten Quartieren der ärmſten Mohammedaner und Juden findet man kein altorientaliſches Haus mehr! Die Jüdinnen ſelber ſah ich ausſchließlich in europäiſchen Kleidern / ihr müßt euch erinnern, daß das ſiebziger Kriegsjahr den algeriſchen Juden das volle franzöſiſche Bürgerrecht verlieh. Alſo ſelbſt dies erinnert nicht an den Orient.
Dazu viele Spanier / und damit ſpaniſche Schokolade. Deren Genuß vollendete meine Enttäuſchung, denn das Getränk iſt nur ein ganz dicker mehliger, klumpenreicher Brei von widerlicher Süße. Es fehlte mir allerdings die Zeit, mich in dieſes ſpaniſche Volksgetränk hineinzudenken. Seine Seele wird es ja auch haben und ſeinen Stimmungszauber / und deshalb will ich ſelber mein abſprechendes Urteil als das eines verſtändnisloſen Laien bezeichnen. Ja, ich glaube faſt, auch dieſe klumpige, finſtere Schokolade paßt nicht übel in die ſchweren Linien der kaſtiliſchen Landſchaft von Oran.
An ein paar Wirtſchaften der Zettel:

Choucroute
préparé à la mode
Alsacienne

Alſo auch das noch.
Im Hafen ſchneiden die langen grauen Scheren der Molen weit ins Meerblau hinein / und Dampfer hängen an ihnen wie Fiſche, die angebiſſen haben. Mir ſcheint, das Gewand iſt etwas zu geräumig für die Handelsbewegung der Stadt. Das Waſſerbecken ſieht leer aus und groß. Viele Fäſſer, Kohlenhaufen und Halfaballen.

Oran ist die Stadt des überallmalerischen / und erscheint doch nie eigentlich schön. Wohin man blickt in Stadt und Landschaft / das Auge rennt gegen Abstürze und Anstiege. Die Berge schießen steil empor.
Blaues Meer schlägt an den Fuß brauner Wände. Alte Spanierburgen auf Klippen und Höhen. Straßen, die richtige Malteser Steintreppen sind / breite Boulevards mit Palmen und Kaffees / saubere Gassen und schmutzige, die mit Abfallhaufen bedeckt sind / Riesenhäuser mit endlosen Balkonzeilen, daneben, ganz amerikanisch, Einstöcker und kleine Buden. Klingelnde Trams und klotzige Lastkarren, die von acht horngekummeten Mäulern fortgerissen werden.
Diese Gegensätze stoßen vielleicht etwas zu hart aufeinander / und deshalb kann sich kein wohlklingender Akkord erzeugen. Alles überrascht hier, fesselt wohl auch / reizt zur Beobachtung. Aber näher berührt fühlt man sich nicht, wärmer gepackt nicht. Es läßt kalt ...
Das ist es / Oran läßt kalt. Man studiert Oran, aber man empfindet sie nicht. Du kannst sie nur mit dem Kopfe begreifen / deinen Sinnen verschließt sich diese Stadt der Europäer, der Gewerbe und des Handels.

Das neue Marokko

Man hat immer ein seltsam angenehmes Gefühl von Sicherheit / wenn man in fremdem Hafen seine Schiffskarte gelöst und bezahlt hat. So ging es mir besonders am Abend in Alexandria angesichts der „Polcevera", so in Oran vor dem „Maréchal Bugeaud", einem ganz stattlichen Dampfer mit netten Kabinen und guter Küche.
An Deck, im Raum / alles voll von Tirailleurs aus Tunisien, die unterwegs waren nach Marokko, zur Eroberung des Atlas. Eine Mobilmachung im Frieden, wie sie dem afrikanischen Soldaten so vertraut ist.
Die Kapelle klettert aufs Wandeldeck, stellt sich im

Kreiſe auf und ſpielt los. Vorherrſchen die troddelflatternden langen Hörner / in die blaſen ſie hinein, daß die Halsmuskeln ſpringen. Dann ſind vier Trommler da / die fangen zwiſchen den einzelnen Läufen ihre Trommelſtöcke auf. Dies iſt Abendland / gloire de France. Zwei Trommler hauen mit gebogenen Stöckchen auf große Eingeborenentrommeln los. Mehrere ſpielen kleine Flöten / und die ſchreien die einheimiſchen Dudelſacktriller aus ſich heraus. Dies iſt der Orient / pour la gloire de France. Alle treten fortwährend mit den Ballen auf und ab / um im Takt zu bleiben; auch die türkiſchen Muſikbanden machen es ſo.

Dumpfe Wirbel und ſchrilles Jaulen klingen zu einer Melodie zuſammen. Sie macht dir den Siegesmarſch des jungen Frankreich durch den Norden und Weſten Afrikas verſtändlich / verkörpert die Glanztaten der Republik. Ruhm und Soldatenfreude und wilde Märſche, lodernde Lagerfeuer und aufflammende Zeltdörfer ſingen und weinen darin / tränenvolle koloniale Selbſtbeſcheidung und bittere Abkehr von der alten Kulturhöhe der Ludwige, von der verſunkenen Gewaltherrſchaft Bonapartes. Dieſe wilde Muſik, in welcher die Töne der Barbaren jene der Inſtrumentalmuſik zu erſticken drohen / ſie iſt das Abbild des neuen Frankreich, iſt das Vive l'Empereur der Republik, der Cancanrauſch Mariannens.

Nie habe ich mehr gefühlt, daß auch das franzöſiſche Soldatenleben in ſeinen Kolonien eine hohe, wohl noch nicht entdeckte Poeſie beſitzt. Grad wie das engliſche die ſeine, eine andere, hegt / und Kipling hat ſie beſungen. Wie das italieniſche ſie erſt ſpäter erhalten wird / wenn die Kolonien dauerhaft genug bleiben.

Aber mir ſcheint, dieſe Armeen, die engliſche und die franzöſiſche / ſie haben vielleicht ein kleines Zuviel von Poeſie, von Kolonialpoeſie. Die Poeſie geht ihnen nie aus, bleibt im Kriege wie im Frieden / denn ſtändig ſtecken ſie eigentlich im Lagerleben. Im deutſchen Heer iſt man ſparſamer mit der Soldatenpoeſie / hier beginnt ſie, abgeſehen von der

Manöverfreude, erſt am Tage vor der Mobilmachung. Und das mag nüchterner ſein, aber vielleicht iſt es praktiſcher.
Die braunen und ſchwarzen Kerls, meiſt ſtämmige Geſtalten, in ihren lichtblauen und gelbeingefaßten Uniformen, mit ihren ſcharfgeſchnittenen Geſichtern, zerriſſen und zerfurcht von Lebensgier / unter den roten ſchiefſitzenden Troddelmützen, die oben breiter werden und dort eingeſtülpt ſind.
An eine Auflehnung dieſer Burſchen gegen die Republik / mir ſcheint, daran iſt gar nicht zu denken. Denen gefällt das Soldatenleben unter der Trikolore zu gut / als daß ſie ſich weigern würden, ſelbſt auf ihre farbigen Brüder zu knallen. All dies habe ich bisher falſch eingeſchätzt.
Die Offiziere, Franzoſen, waren ſehr verſchiedenartig gekleidet / namentlich ihre Hoſen wichen in Schnitt und Farbe merklich von einander ab. Ein Hauptmann fand nichts dabei, in braunen Segeltuchſchuhen mit Baſtſohlen umherzulaufen / bei uns ſtehen die Putzer der Ladenfenſterſcheiben in ſolchen Dingern. Kriegeriſche Geſichter ſieht man nur wenig. Ein deutſches Offiziersgeſicht fand ich nur bei dem Oberſt. Gar zu viele tragen Orden / es liegen eben zahlreiche Schlachten hinter ihnen.
Das Verhältnis der Offiziere zu den Soldaten war ſehr vertraulich / zu Farbigen alſo. Ein Leutnant ſprang in die Kapelle hinein, ſchob einen Trompeter zur Seite und ſtieß ins Horn, als habe er nie etwas anderes getan.
Im ganzen verwiſchten die Offiziere, Franzoſen / den kriegeriſchen Eindruck der Soldaten, tuniſiſcher Berber.

Caſablanca. An dieſer Stadt ſind nur negative Erſcheinungen feſſelnd. Sie hat den bildſauberſten Namen von allen orientaliſchen Städten, die Weiße / aber ſie iſt eine der häßlichſten, der ausdruckloſeſten, der ſchmuddligſten.
Hier iſt die Landung ein Abenteuer. Hier iſt die wirtſchaftliche Stellung ein reißender Aufſtieg und eine amerikaniſche Erſcheinung im morgenländiſchen Rahmen. Aber das Abenteuer der Landung läßt ſich beſeitigen und muß beſeitigt werden.

Und die wirtschaftliche Höhe beruht auf ungesunden, auf falschen, auf künstlichen Voraussetzungen / und sie muß in sich zusammensinken, wie der Turm von Babel zusammengebrochen ist.
Sonst wüßte ich von Casablanca nichts Erhebliches zu erzählen. Negativ wie die Farbe im Namen und im Bilde der Stadt ist das Leben dieser Stadt selber. Deshalb ist Casa überhaupt keine Stadt, glaube ich, sondern so etwas wie ein werdendes Vineta übermeer.
Die See hatte draußen ganz glatte Oberfläche / aber auf der offnen Reede wogte ein Schwell, wie er im Mittelmeer nirgends vorkommt. Es war lebensgefährlich, ins Boot zu klettern / und einer spanischen Frau wurde der Oberschenkel zwischen Fallreep und Boot gebrochen.
Selbst die Barken konnten nicht an Land anlegen, sondern kippten in dem schauerlich häßlichen kleinen Innenhafen über alten Steinblöcken halb auf die Seite / ein greuliches Gefühl, wenn man das Holz der Bootsplanken über Grund schrammen hört. Hier wateten Eingeborne auf uns zu, bis zum Magen in Salzwasser / huben uns auf ihre Schultern und schleppten uns schwankend und ausgleitend zum nahen Ufer. Das erinnert an die Taten und Abenteuer in längst vergessenen Jugendschriften, wenn die Helden auf den muskulösen Achseln athletisch gebauter Schwarzer durch die Calema ritten, hinein ins Land des weißen und des schwarzen Elfenbeins.

Himmel ja / die Stadt trägt ihren netten Namen insofern nicht mit Unrecht, als ihre Farbe durchweg ein, wenn auch schmuddliges, Weiß ist. Aber wieviel Orientstädte sind nicht ebenfalls weiß, und glänzender weiß. Allerdings als ich aus dem Innern zurückkam, zurück von dem sattroten Mrrakesch, zurück aus der tiefschwarzen Schauja / da wunderte ich mich doch über die weiße Zuckergußmasse von Casablanca, und ihr Name schien mir natürlicher.
Ein weißes, flachdachiges Häusermeer, sehr ungleichmäßig und deshalb als Ganzes doch leidlich anziehend. Darüber ein paar Giraldatürme und dünne Flaggenstöcke. Zum Meer

hinab eine Abstufung / und dort Molen und Rauchschwaden, Kräne und Kähne. Die Dampfer ganz weit draußen.
Hinter der Stadt Baracken und Neubauten der französischen Zeit. Ringsum flaches Land mit apfelgrünen und düsteren Äckern.
In der Stadt ein Sammelplatz alles nur Ungünstigen, das sich über orientalische Städte sagen läßt. Nüchterne helle und meist sehr niedrige Häuser / enge Gassen mit winzigen Läden / Schmutz / leidlich viele südeuropäische Gebäude mit Läden und Schildern, namentlich in der Hafengegend. Nicht die geringste Andeutung von Malerwinkeln / wie etwa Tandscha ihrer eine Fülle birgt.

Auf der Grundlage ganz falscher Berechnungen ist die Entwicklung dieser Stadt seit 1907 erwachsen.
Das marokkanische Atlasvorland zerfällt in eine Reihe natürlicher Landschaften, die alle ihre eignen natürlichen Häfen besitzen. Larasch, Mehedia, Rabat und Fedala, Casablanca und Masagan, Safi und Mogador / sie alle erschließen ihre Hinterländer und üben ihren Handelseinfluß mehr oder weniger weit ins Innere aus. Es sind durchweg nur unsichere Reeden / und deshalb beschlossen die Franzosen, die großen Kosten der notwendigen Hafenbauten nicht auf alle gleichmäßig zu verteilen, sondern sie auf einen zentral gelegenen Hafen zu verwenden und diesen, unter Mithilfe von Eisenbahn- und Kraftwagenlinien zu der beherrschenden Eingangspforte von Französisch-Marokko zu machen.
Das war ein bestechender Gedankengang / ebenso glänzend durch seine verblüffende Einfachheit wie durch seine Unkenntnis der geographischen Bedingungen. Denn die guten Franzosen übersahen dabei, daß nicht für alle Zukunft die anderen Häfen in ihrem gegenwärtigen schlechten Zustande würden bleiben können, daß sie, wenn nicht von staatlicher, so doch einmal von privater Seite würden ausgebaut werden. Und daß sich von ihnen nie und nimmer der Verkehr ihrer eigenen Hinterländer auf die Dauer abschneiden ließe / daß folglich in

nicht allzu fernen Jahren die auf Caſablanca verwendeten Mittel ſich als zu groß herausſtellen müſſen.
Wenn dieſe geographiſche Erwägung richtig iſt, und ſie iſt es / ſo ſind ſämtliche Aufwendungen für und alle Anſtrengungen in Caſablanca maßlos übertrieben und tragen den Keim der Pleite in ſich.
Caſablanca iſt gegenwärtig in einer Entwicklung begriffen, die durchaus einzigartig für orientaliſche Verhältniſſe iſt und ſich, nach dem Maß ihrer Schnelligkeit und Größe, nur mit amerikaniſchen Gründungen vergleichen ließe / wenn ſie beſſer in der Natur der Dinge begründet wäre. Es iſt, als hätte das Franzoſenvolk hier wieder einmal eine fieberhafte Anſtrengung gemacht / der Welt etwas Großes zu zeigen, den Schimmer einer Zukunft zu erhaſchen. Daß es ſich in den Grundlagen vergriff / das iſt wohl franzöſiſch. Ein Haus auf Sand gebauet ...
So entwicklungsreich Marokko iſt / grade hier in Caſablanca riecht man ſchon jetzt den werdenden Bankrott.
Welches Zuſtrömen von Fremden, welche maßloſe Steigerung ſämtlicher Preiſe. Welche ſinnloſe Bauſpekulation. Dreihundert Goldmark und mehr werden (1914) für den Quadratmeter gefordert, zehn Mark für Ackerland. Ein mäßig eingerichtetes Zimmer koſtet im Durchſchnitt um hundert Mark monatlich. Kaufmänniſche Angeſtellte, die vier- bis ſechshundert Mark im Monat verdienen, machen kaum Erſparniſſe.
Unſinnige Gaſthofsbauten, Warenhäuſer, Kneipen, Kinos / es erinnert an Tripolis / nur daß in Tripolis alles viel theatraliſcher aufgemacht wird. Hier aber iſt es ein mehr unſcheinbares Drauflosmüten.
Dieſes traurige Caſablanca / dieſer kaltherzige Friedhof von Kapitalien / dieſes Neſt von Schiebern.
Und dazu der Typhus, der ſchier unausrottbar wütet in dem militäriſchen Verkehrsmittelpunkt Franzöſiſch-Marokkos. Seit dem Herbſt 1913 geht er nun um und holt ſeine Opfer zuſammen / manchmal mehr als hundertzwanzig Todesfälle am Tag allein unter den Europäern (die der Eingeborenen zeichnet

niemand auf). Zu meiner Anwesenheit, im April 1914, waren's immer noch fünfzehn bis zwanzig täglich.
O diese Stadt der Enttäuschung / der schönheitlichen Enttäuschung schon jetzt, der wirtschaftlichen Enttäuschung gar bald.

In einem der vielen Kaffeehäuser gegenüber dem Uhrturm. Schmutzigweiße Burnusse mit Kapuzen, knatternde Kraftwagen, eine Überzahl schreiender Geschäftsanpreisungen. Soldaten, Spanier mit ihren kräftigen Kiefern und glänzend tiefschwarzem Haar / so findet man es auch bei Italienern und Griechen kaum. Stämmige Zugmaultiere im kastilischen Hörnerjoch.
Leben und Hetzen / Geldgier und Typhus / Dirnen und Waffen. Koloniales Neuland / auf altorientalischem Boden und mit neuamerikanischer Spekulationswut.
Ich sitze neben einem deutschen Kaufmann aus Tandscha, der einen hiesigen Vertreter, einen Spanier, ausräuchern muß. Da redet uns eine Stimme an, hinter uns, deutsch / Ihr seid wohl Deutsche? Ist ein französischer Soldat, aber kein Elsässer, nein, ein Westfale / Hermann Guillaume Vinnen, so stellt er sich vor, in der düsterblauen Uniform der Infanterie-Marine / nicht Legionär. Vollblutdeutscher als französischer Vollblutsoldat ... Nicht bloß Legionär. Ist abkommandiert zum 11me Senégalais, die schwarzen Senegalrekruten zu drillen.
Er prahlte / wie eben all diese Entwurzelten, durch alle Länder gewirbelten prahlen. Hat in Frankreich eine junge Frau, eine Deutsche. Sagte / wer mir zwanzig Franken gibt, dann bin ich Franzose / gibt mir einer dreißig Franken, dem bin ich Engländer / gibt mir einer vierzig Franken, bin ich Spanier. Das Heimweh muß man abgelegt haben, wenn man sich in der Welt herumtreibt / so wie ich.
So wie ich / das ist das Gesprächsgeripp der Entwurzelten. Wir schreiben Bücher / sie treiben sich herum. Aber immer heißt es / so wie ich.
Er sprach ein etwas ausgebleichtes Deutsch, mit vielen franzö-

sierenden Wendungen. Diese Entwurzelten sprechen alle so, alle gleich / und die deutschen Worte kommen zögernd heraus, gleich als schämten sie sich solcher Lippen. Ihr Tonfall ist ein wenig hart, und die Sätze strotzen von Fehlern.
Hermann Guillaume Vinnen sah ganz deutsch aus / in seinen roten Zügen und seinen Kornblumenaugen wohnte die Treuherzigkeit (so schien es), und es züngelte aus ihnen die kaum verhaltene Freude, mal wieder deutsch sprechen zu können / trotz allem Internationalismus. Seit zwanzig Jahren schon war er nicht in Deutschland gewesen, und er konnte höchstens Ende dreißig sein. Man kennt die Schicksale dieser alten Burschen / und man weiß, daß sie das Heimweh doch niemals ganz loswerden.
Auf welchem Schlachtfelde Frankreichs wohl mag der Westfale Hermann Guillaume Vinnen verreckt sein? Vielleicht liegt eine Korporalschaft von ihm ausgebildeter Senegalneger in seinem Heimatdorf / zu schänden seine Schwestern, Nichten und ... Neffen.
O Hermann Guillaume Vinnen ...

Casablanca ist der Sammelplatz Französisch-Marokkos. Hier sollen alle Fäden zusammenlaufen, die das Verkehrsnetz des Landes zu knüpfen bestimmt sind / namentlich die beiden wichtigsten Stränge, die Linien nach Fes und nach Mrrakesch. Deshalb legt man vorerst ganz schmalspurige Militärbahnen an, die (Lenz 1914) bis Rabat und bis Bir Reschid im Betrieb stehen. Und deshalb laufen von hier verschiedene Kraftwagenlinien aus / und auf denen herrscht recht reger Verkehr.
Es ist wahr, auf der schwierigen Straße nach Fes geht nur allwöchentlich ein Auto ab, das bei gutem Wetter zwei Tage unterwegs ist / und der Preis der Hin- und Rückfahrt beträgt fünfhundert Franken. Aber zwischen Casablanca und Mrrakesch findet ein täglicher, regelmäßiger und eifrig benutzter Dienst von einer ganzen Anzahl Kraftwagen statt. Die Hin- und Rückfahrt kostet hundertfünfzig Franken. Die Entfernung beträgt ungefähr zweihundertfünfundzwanzig Kilometer und

wird bei trockenen Wegen in sieben Stunden oder etwas mehr zurückgelegt / Karawanen brauchen ebensoviel Tage.
Wir waren sieben Reisende. Ein französischer Leutnant mit knarrender Stimme und einem Schuß in der Hüfte / fünf Franzosen, die geschäftlich und amtlich Dinge zu erledigen hatten / und ein vornehmer Berber, der nach Mrrakesch zurückkehrte und deutscher Schutzgenosse war.
Ein bedeckter, ein trüber Himmel lastete auf den weitgelagerten Militärschuppen vor der Stadt / auf der rotbraunen Erde und den grünen Feldern draußen. Leichtgewelltes offnes Land/Acker abwechselnd mit Weide. Verstreute weiße Fermen dazwischen, umgeben von einem Büschel grüner Bäume und mit einem Heckengürtel von Agaven und Opuntien. Viele bunte Blumen streuen ihre hellen Lichter mit verschwenderischer Hand in diese epische Landschaft. Rinder weiden auf den Wellen. Ein Wasserbach zwischen zwei Raupenzügen von dunklen Binsen, ein gelegentliches Lager von Hütten mit Reisig- oder Strohwänden und gedeckt mit Zeltbahnen oder schrägem Strohdach, Berberbauern in hellen Lumpen / das alles sind Ereignisse in dieser dunklen Landschaft, die platt wäre, sähe man nicht ihre prangende Fruchtbarkeit, welche nichts weiß von der Notwendigkeit künstlicher Bewässerung.
Die Bauern im Atlasvorlande tragen um den Kopf nichts als ein kreisförmig gerolltes Tuch, welches den größten Teil der Schädeldecke frei läßt / Beweis, daß die Kraft der Sonne in Marokko unter dem Einfluß des feuchten Atlant schon wesentlich schwächer ist als im übrigen Orient. Diese Haupttracht ist mir nur noch von einer Stelle der Erde bekannt (aber es mag wohl noch andere geben), nämlich von unseren Thüringer Bauersfrauen.

Auf violettem Lehmboden bläst die bunte, immer buntere Pracht der Blumen ihre schmetternden Fanfaren. Der rosablühende Asphodelos erhebt auch hier seine ragenden Masten / mein Begleiter vom Nil bis zum Atlant. Wenn Äcker über die Wildsteppe herrschen und grün oder, ungepflügt, dunkelbraun

sich über die sanften Wellen hinziehen, könnte man sich in Norddeutschland glauben / so man zur Jagd hinausfährt und sich fester in seinen Mantel wickelt. Ganz so.
Da und dort stechen die vulkanigspitzen Giebel von Schwarzzelten aus der grünen Kimmung ins Weiß oder Grau der Wolkengebirge.
Wasserlachen in Mulden, unglaubliche Blumenpracht / und dann die Stärke dieses Atlasvorlandes, der schwarze Tirsboden. Grade hier in der Provinz Schauija nimmt die Schwarzerde weite Flächen ein und bedingt die Fruchtbarkeit und den Wohlstand der Landschaft.
Entstanden durch Staubfälle aus dem Innern, die durch verwesende Pflanzenreste gebunden, befruchtet und geschwärzt wurden, ständig befeuchtet durch starke Taufälle, oft auch durch Regen / ist der Tirs ein wichtiges Gebiet der Rinderzucht und üppigen Feldbaus mit Weizen und Gerste, mit Mais und Durrah, mit Kichererbsen und anderen Gemüsen. Im Durchschnitt dürften wohl ziemlich dreiviertel der Flächen angebaut sein.
Es müßte selbst blöden Beobachtern auffallen, wie sich beim Übertritt vom Rot- auf den Schwarzboden mit einem Schlage das Bild verändert. Ganz düstere, streng-epische Farben wesentlich größere Höhe und Üppigkeit der Pflanzen. Man wird erinnert an den Sawad von Babylonien / und das ist's, dieser Vergleich trifft / Schokoladenfarbe. Auch wenn der Ton einmal heller und brauner wird, auch wenn gelegentlich die weiße Kalkkruste aus der Erde schämig hervorblickt.

Während das Auto zum erstenmal feiert, beschaue ich ein Dörfchen am Wege. Spitze Hütten, Nuala, vier bis fünf Meter hoch. Sie bestehen aus Reifen von Weiden, die nach oben hin immer kleiner werden. Zwischen jedes Reifenpaar werden kreuzweis gestellte Stäbe geflochten. Darauf kommen dichte Lagen von senkrecht herabfließendem Stroh. Das Türchen ist kaum einen Meter hoch. Sicher zwang der Mangel an Bäumen und Steinen zu diesem Kegelbau / grad wie in

gewissen Teilen Nordost-Syriens und Nordwest-Mesopotamiens zur Erfindung der im Grunde ganz gleichen Lehmgubab. Die Farbe der Nuala ist die des Tirs / Schokolade.
Vielleicht noch fesselnder aber ist die Gesamtanlage dieser Schauija-Dörfer. Die völlig offene, weder durch Höhen, noch durch Baumwuchs geschützte Ebene und die Unsicherheit unter den alten Sultansverhältnissen / sie zwangen zu besonderen Abwehrbauten. Und da haben diese Menschen einen wahren Festungsplan ersonnen. Ein vier Meter tiefer Graben wird auf der Außenseite durch einen kleinen Steinwall geschützt, der offenbar die erste Verteidigungslinie darstellt. Hinter dem Graben erst erheben sich auf einer Plattform die Hütten. Am Rande aber steht ein einziges Steinhäuschen, nur mit kleinen Löchern in mittlerer Höhe und mit flachem Dach / das ist die letzte Zuflucht der Besatzung.
Ein seltsames Land, dieses Marokko.
Die Bewohner des Atlasvorlandes / sie waren mir eine Überraschung. Mit ihren ringförmigen Kopftüchern, ihren hellen Wollburnussen, die besseren auch in dunkelblauen Wettermänteln / alle sprangen sie vor dem rücksichtslos vorwärtsjagenden Kraftwagen entsetzt ins grüne Feld. Aber kaum ein böser Blick, geschweige denn eine böse Geste, nichts von Äußerungen erbitterter Rache / trotzdem die Schauija erst seit 1912 in französischer Gewalt ist. Nein, sie grüßen und erweisen die militärische Ehrenbezeugung. Die Kinder rasen aus den Dörfern herbei / jubeln und grüßen. Die Gesichter sind offen und freundlich, haben nichts Finsteres, nichts Abweisendes. Man sieht viele rote Backen auf Braun und Hellbraun / aber doch anders als in Nordalgerien. Nordische Erscheinungen, wie sie im Tellatlas so häufig auffallen, habe ich im Atlasvorlande nicht gesehen. Und dies Volk Marokkos galt als das fremdenfeindlichste unter allen Orientalen. Man lese nur die vor der französischen Besetzung erschienenen Reiseschriften. Jeder mußte eine Heidenscheu vor so wilden, räuberischen Kerlen kriegen / platzend von Frei-

heitsdrang, nie oder nur ungenügend bezwungen durch ihre Sultane, rasende Fremdenhasser.
Wie wenig Mühe aber hat den Franzosen die Niederwerfung dieser Leute gemacht! Ungleich weniger als noch die Eroberung Algeriens. Wie leicht haben die Tripolitaner, nachdem sie einmal ihre ersten Niederlagen erlitten hatten, das Joch der Italiener auf sich genommen. Wie ungeheuer haben wir alle die Widerstandsfähigkeit und den Fanatismus dieser Orientalen unterschätzt / grade die, so sich für ihre besten Kenner hielten ...
Aber es scheint, daß die Jahre von 1911 an eine Zeit der Umwertung / in dem Leben und den Ansichten der Erde bilden. Ich glaube, die Leute, welche früher über die Marokkaner geschrieben haben / kannten andere Orientalen nicht. Es fehlten ihnen mithin Vergleichsmaßstäbe / dafür aber waren sie befangen in einer mit der Zeit herkömmlich gewordenen Bänglichkeit. Der wilde Marokkaner war ein Kind der Unkenntnis seiner literarischen Erzeuger, die niemals einen Hakkiarikurden gesehen hatten, oder einen Tscherkessen, oder einen Pathan.

Dottergelb blühende Steppe (die ich noch niemals geschaut habe), überwölkt vom düstern Schiefergraublau eines marokkanischen Regenhimmels / das ist hierzulande ein sehr gewöhnlicher Anblick. Ganz verloren im gelben Dampf der Frühlingsblüten ein Dutzend Spitzhütten / alle in einem Kreis aufgestellt und untereinander verbunden durch niedrige Dornverhaue. Nur an einer Stelle ist ein schmaler Durchgang frei geblieben. Solcher Dorfspitzen erblickt man ziemlich viel. Am Mittag prasselt ein schlimmes Hagelwetter auf den ungeschützten Wagen hernieder / Mitte April, unter 33° Nordbreite ...
Eine sanfte Hügelreihe mit milden Tälern und hellbrauner Erde. Dann ein Ort.
Sstât besteht aus schmucken weißen Häusern in Baumgrün. Eine gelbgraue Lehmmauer ringsum, spitzige Strohhütten,

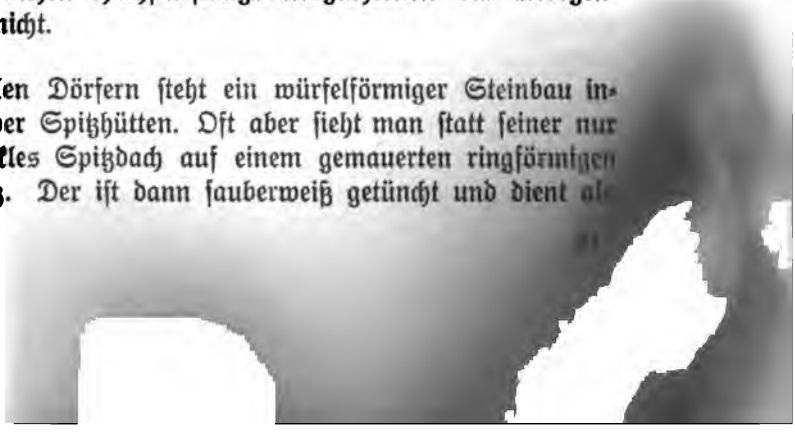
Oliven, ein Bächlein und oben auf einer Kuppe das Fort mit der luſtigen Trikolore. In der Mitte des Orts die alte Kasbah in hoher Zinnenmauer, jetzt Kaſerne.
Auf dem Platze, inmitten niedriger Schänken, erhebt ſich ein beſcheidenes Kriegerdenkmal für einen 1908 hier gefallenen Hauptmann:

Élevé par le 1er Ron
2me Rgmt. Étranger.

Die Spuren unſerer Jungens.
Grand Café de Commerce, Hôtel de France, ziemlich viel kleine Lädchen, Épiceries, Coiffeur Français, drei ſpaniſche Dirnlein / das macht immer die neue Ziviliſation ſolcher neueroberten Neſter aus.

Wieder, wie in der Dſchefara und in Krumirien, empfinde ich mit allen Nerven den Reiz, im Auto über die grünen, die bunten Wellen der Äcker und der Steppe dahinzujagen. Über dunkelbraune, dann ſchwarze Erde. Vorbei an erdumwallten Kraalen von Spitzhütten.
Aus dem lockeren Boden ragen die ſtarren grünen Finger der Zwergpalme, höchſtens einen Fuß hoch, ohne daß von Stamm oder Stiel etwas ſichtbar wird als ein Bündel Bajonette, oder ein Fächer davon / nein, als die Hand eines Sünders, die anklagend aus ſeinem Grabe wächſt. Das iſt ein ſehr merkwürdiges Gewächs. Aber trotz dieſem gefährlichen Unkraut / ſo weite, ſo viele Ackerländereien hat wohl kein anderes orientaliſches Land! Nur Marokko. Und das wichtigſte / auch nicht die leiſeſte Andeutung von künſtlicher Bewäſſerung. Wer Marokko nicht geſehen hat, kennt die wirtſchaftlichen Höchſtleiſtungs-Möglichkeiten des Morgenlandes nicht.

In vielen Dörfern ſteht ein würfelförmiger Steinbau inmitten der Spitzhütten. Oft aber ſieht man ſtatt ſeiner nur ein dunkles Spitzdach auf einem gemauerten ringförmigen Unterſatz. Der iſt dann ſauberweiß getüncht und dient al



Moſchee. Manchmal gibt es deren zwei, und dann wohnt der Schulze in dem einen.
Bei jedem Dörfchen findet ſich ein kreisförmiger Steinhaufen mit niedrigem Balkenwerk darüber / das iſt der Brunnen. Die Bewohner des Atlasvorlandes benutzen nur Grundwaſſer, das oft aus bedeutenden Tiefen heraufgezogen wird.

In der Nähe des Fluſſes Umm e'Rbia hebt und ſenkt ſich der Boden bedeutend. Er verändert ſeine Farbe in Rot, das Steppenkraut erſcheint weniger üppig, auch ein bißchen fahler / und die Erde leuchtet vielfach rot zwiſchen den Halmen hindurch (im Schwarzerdgürtel erblickt man ihn nur auf dem Wege ſelber). Die Äcker bleiben faſt ganz hinter uns. Schroffe Felsklippen ſpringen aus den Höhen heraus. Keine Spur mehr von Dörfern / nur knuppernde Schafe nnd Ziegen. Selbſt ein wenig Buſch ſtellt ſich ein / noch weiter zerſtreut als das Kleinvieh. Ein paar Oleaſter / und immer das wilde Felsgeklüft / es ſieht aus wie die Teufelsmauer am Harz.
Ganz ſchlank abwärts, der Motor brauſt, man hört Hundekläffen. Eine Biegung, und dann ſieht man eine große Zahl Zelte und Baracken der Senegalſchützen.
Unten im grünroten Tal liegt zwiſchen ziegelfarbenen Schrägwänden der Fluß Umm e'Rbia (ich hörte ihn ſprechen Ued Murbïä). Tamariskendickicht begleitet ſeinen Lauf und ſpiegelt ſich in dem dreißig Meter breiten Waſſer. Hinüber führt eine, von Pionieren erbaute, ſehr ſtattliche Eiſenbrücke, die zu überſchreiten zwanzig Centimes koſtet.
Ringsum eine Fülle von ſchwarzen Soldatenweibern mit ihren Bälgern / die Laſt der Sénégalais.

Mit der Umm e'Rbia endet die fruchtbare Landſchaft Schauija und es beginnt die dürrere Provinz Erhámmna. Genauer genommen fängt ſie ſchon mit dem roten Steppengehügel nördlich des Fluſſes an / aber der Menſch verlangt ausgeſprochene Linien als Grenzſcheide, denn bandförmige Gürtel prägen ſich ſchlechter ein.

Jenſeits des linken Ufers, das viel ſteiler und höher iſt als das rechte, ſetzt ſich das rote Steppengehügel fort. Der im Tirs oft regenſchwere Boden iſt hier ganz trocken und völlig glatt, da lange kein Tropfen gefallen iſt. Die Erde leuchtet in hellem Karmin und trägt im Kraut vereinzelte Dornbüſche. Hier herrſcht blauer Himmel. Die Sonne lacht, und nur noch weiße Haufwolken erinnern an die Meernähe des Tirsgürtels.
Unter den Wanderern, die hin und wieder, wohl von einem Markt heimkehrend, den Weg beleben / fällt mir jetzt die Häufigkeit dunkler Geſichter auf. Doch iſt der Schnitt nicht eigentlich negerhaft.

Einen ausnehmend phantaſtiſchen Anblick gewähren die ſpaniſchen Maultierkarren. Das ſind hohe Geſtelle auf zwei unwahrſcheinlich hohen Rädern. Vorn ein halbes Mandel ſtämmiger Mäuler, zu zweien, zu dreien, einzeln geſchirrt. Jedes mit dem ſpaniſchen Hornkummet / ein Horn ſenkrecht in die Höhe ragend, zwei ſeitwärts ausladend. Die Kutſcher daneben mit langen Peitſchen. Das dem Spanier eigene rauhe Geſchrei, ſchon an das Arabiſche erinnernd, flattert mit ſchwerem Flügelſchlag über dem Knarren der Achſe, dem Raſſeln der Geſchirre und dem Schnaufen der Mäuler.
Es ſind abenteuerliche Bilder / dieſe Karrenzüge, die langſam über die marokkaniſchen Ebenen dahinſchwanken / Don Quixote. Dieſe Spanier, rohe Geſellen, vermitteln Lieferungen fürs Heer und für jedermanns Rechnung / Bretter, Stroh, Lebensmittel, Röhren und ſonſt allerlei. Abends halten ſie bei dem einſamen Wirtshaus eines Franzoſen oder Spaniers. Da treiben ſie die Tiere auf einen Haufen, fahren die Karren im Kreiſe drum herum und lagern ſich ſelber darunter. Mittelalter, alles verſunkene Stimmungen. Der Orient iſt das Land der alten Stimmungen ...

Im Süden, in weiter weiter Ferne tauchen ſpitzige blaue Bergmaſſen auf. Die Steppe entkleidet ſich ihres Blütenſchmucks,

ſteht kürzer und dünner. Die Kette Dſchebilet rückt dem ſauſenden Kraftwagen zuſehends näher. Unter dem Einfluß des Gebirges finden ſich weite Waſſerlachen auf dem roten Boden / und dichte dunkelgrüne Dornkrautpolſter verteilen ſich über das hellere Weidengrün. Wie gewöhnlich in der Umgebung von Steppengebirgen / breiten ſich weite Schichten von kleinen Geröllen zwiſchen den ganz kurzen Kräutern aus.

In hellem Roſagraugrün ſteht die Bergkette vor mir, dunklere ſamtweiche Schatten in den zahlreichen Riſſen. Purpurne Lichter wandern über die Gebirgsrippen / und zuletzt glüht die gezähnelte Profilkante wie Eiſen auf Ambos.

Die Sonne geht im fernen Atlantermeer zur Ruhe / und die Kette verſinkt in grämliches Grau.

Hinter den Militärzelten von Sidi Bu Atman ſchlägt uns die Finſternis der Nacht / ohne Licht und ohne Steg fegen wir von nun an durch die Windungen des Gebirges.

Das aber iſt ein eigenes Gefühl, in unbekanntes Dunkel hineinzuraſen. Ich fühle mich nicht im geringſten geängſtigt / und ein klein wenig geſpannt, wann nun eigentlich das Umwerfen losgeht.

Die Franzoſen hinter mir ſcheinen mit noch anderen Zufällen zu rechnen. Ich höre mehrmals ein Knacken, wie zur Probe, ob die Piſtolen imſtande ſind. Muß lachen, denke an Kurdiſtan, an die Tſcherkeſſen / dieſe Marokkaner aber! Es ſcheint, der Deutſche hat zu der pacification mehr Vertrauen als Franzmann ſelber.

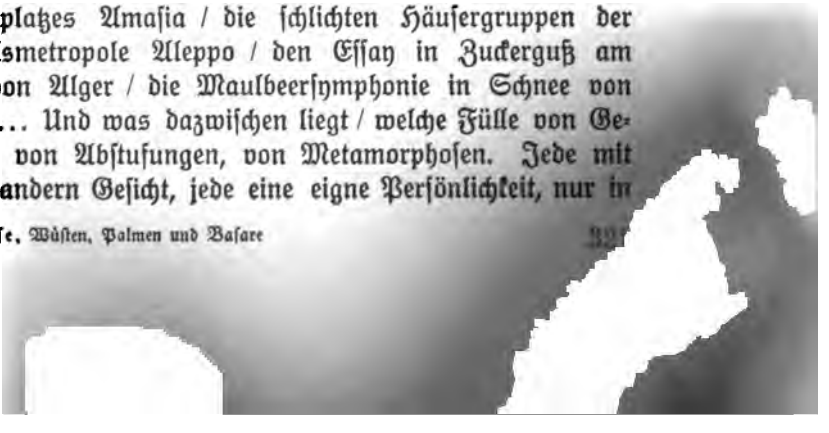
Dabei funkeln die Sterne.

Über eine Brücke, die der Fahrer, ein franzöſiſcher Algerer, in der tiefen Dunkelheit haarſcharf gefunden hat. Den Weg erkennt man eigentlich nur am gelegentlichen Aufblinken von Waſſerpfützen, die in den Rinnen lauern.

So geht es lange dahin, ich glaube, in endloſe Zeiträume, alle ſchwarz, tief ſamtſchwarz / aber ſie ſauſen nur ſo an unſeren Ohren vorbei. Manchmal ſcheint's, als ob der Lenker den Weg in den Fingerſpitzen hätte / dann wieder irren wir

in wirren Achten über Weiden und Felder. Ohne Licht, in kaum erobertem Lande, auf Wegen, die sich nur durch Räderspuren von der Wildnis unterscheiden / aber das mag französische Schlamperei sein. Unterirdische Wasseradern gibt es an der Straße, die durch große Löcher mit der Oberwelt in Verbindung stehen. Rasseln wir in solch einen Schlund hinein / dann ...
Endlich recken sich riesige Urtiere zu beiden Seiten über uns empor / wollen greifen nach uns, und ich glaube, klaffende Spalten zerreißen ihre schwarzen, unsichtbar grinsenden Mäuler. Das sind aber nur hohe, vereinzelt stehende Palmstämme mit besenartig gestutzten Schöpfen. O, es ist wundervoll, alten Sagen von ihnen nachzuhängen ... Im schnarchenden Kraftwagen / worin niemand laut spricht. Hinten im fernen Marokko / über dem die Dunkelheit der Nacht liegt. Vor den verschlossenen Toren des unsichtbaren Mrrakesch, der blutigen Sultansstadt.

Wie manche orientalische Stadt hab' ich doch zu meinen Füßen gesehen. Den Zypressen- und Minaretraum des Goldnen Horns / die Basarraupen und Obsthaine unterm schneeigen Hermon / die gelben Terrassen und das Oasengeschmeide am Tigris / die Geierflügel und die Kimmungsdreiecke, die grüne Deltaflur und die bräunliche Stadt der Türme am Nil. Konstantinopel und Damaskus, Bagdad und Kairo / so viel Namen so viel Balladen, so viel Märchen so viel Träume. Den weiß und grün gestickten Teppich von Tunis / die perlgraue Alabasterstadt gegenüber von Ninives Trümmerwällen / die Felsnadeln und Königsgräber des Seidenplatzes Amasia / die schlichten Häusergruppen der Handelsmetropole Aleppo / den Essay in Zuckerguß am Golf von Alger / die Maulbeersymphonie in Schnee von Berut ... Und was dazwischen liegt / welche Fülle von Gestalten, von Abstufungen, von Metamorphosen. Jede mit einem andern Gesicht, jede eine eigne Persönlichkeit, nur in



der ihr allein eignen Lage von Charakter und von Aſpekt. Alle ſchön / in ihrer Form, in ihrem Gewande, in ihrem Ich. Jede ein neues Erlebnis.
Und nun Mrrakſch / Rot! Rot!! Rot!!!
Ich glaube, der Kriegsmantel aller Sultane Marokkos, von den Almoraviden angefangen bis auf Mulei Haſſan hinauf / er hat ſeinen bluttriefenden Saum über die Dächer dieſer Stadt hinübergeſchleift ... und davon iſt ſie ſo rot, ſo gräßlich rot.
Das aber iſt vielleicht keine Stadt ſonſt im Morgenlande.
Ich ſtieg empor auf den Abfallhügel am Rande des Mellah, im Südoſten der Stadt. Das iſt ein Rundblick! Überall flachdachige Häuſer. Die Gebäude ſind von dünnen, rötlich gebrannten Ziegeln errichtet / manche hat man angetüncht / weiß und hellbraun. Die Wände überragen die platten Dächer um einen Fuß. Fenſter ſieht man nicht viel, eher kleine Zuglöcher. Aus den Innenhöfen blicken runde Bogentüren hervor. Die Terraſſen ſind kahl und leer / man beſteigt ſie, ſcheint's, nur ſelten.
Kuppeln fehlen in dieſem ganz morgenländiſchen Stadtbilde faſt völlig. Ich vermag nur eine einzige zu entdecken / ſie iſt ſenkrecht gerieft wie im fernen Mardin, gefältelt wie die geſtärkten Hoſen der Algererinnen. Minare fallen auch nicht ſtark ins Auge / nur neun zähle ich ihrer, und davon bloß ſechs, die höher emporragen. Alle natürlich im maſſigen Giralda, kleine Turmaufſätze über der Plattform. Voran der Rieſe aus ihrer Mitte, das Minare der Ktubîa. Sanft rötlich ſchimmern ſeine kantigen Backen / genau wie die Felsrippen von El Gantra.
Zwei franzöſiſche Fahnentücher flattern an langen dünnen Flaggſtöcken / wie eine Verwahrung gegen die noch immer trotzige Rede der dicken Minare. Aus einigen Innengärten ragen die dunklen Kerzen von Zypreſſen / ich glaube, ſie ſind Ausrufzeichen des Todes und Mäler des Verderbens. Boecklins Dichterſeele iſt in ihnen allebendig, und die Erdgeiſter ſtrömen durch dieſe Obſidianſpitzen ihre Seelen aus.

Am westlichen Hinterrand der Stadt stehen, wie farbige Schnüre auf der Achsel / Gärten mit Dattelpalmen, Oliven und anderen Obstbäumen. Lugen smaragden über das hellrote Dächermeer. Im Nordwesten, rückwärts der Stadt, erhebt sich der Dschebel Glis / eine steile rötlichbraune und dunkelgeschattete Felsmasse. Auf ihrem zahnigen Kamm lauert verfallenes Mauerwerk.
Weit dahinter und über die ganze nördliche Kimmung zieht lang hin die Kette Dschebilet. Rötliche, ziemlich spitz gezeichnete Berge / manche mit einem weichen Flaum dünnen Steppengrüns. Vor ihnen lagert ein schmaler Streifen der blaßgrünen Ebene, durch welche der unsichtbare Wed Tensift seine roten Fluten rollt. Viel weiter vorn, zu meinen Füßen / löst sich die Stadt nordostwärts in niedrige hellbraune Häuser auf, zwischen denen apfelgrüne Baumgärten stehen, von der Außenwelt aber immer noch durch rotbraune Stadtmauer abgesperrt. Helle Pappeln ragen aus ihrem Blattdickicht heraus und einige wenige Palmen / doch treten diese weiter nordwärts zu einem dichteren und langen Oasenbestand zusammen.
Das Hauptstück der Oase aber zieht sich gegen Osten und Südosten hin bis in ziemlich weite Entfernung von der Stadt weg / gegen den Fuß des Atlas zu.

Des Atlas. Und dies mag das Wunder sein an der roten Stadt. Die unmittelbare Nähe des Alpengebirges, seiner Schneematten unterm Himmelsblau. Das kennt keine andere Großstadt im Morgenland.
Gewiß, es ist noch eine Tagereise bis zum Gebirg / aber es fehlt das unlustige Hindernis von Vorhügeln, welches den Blick hemmt und die Phantasie, welches einen Abstand schafft, den man nicht sehen will. Hier schweift eine Ebene von der Stadt weg unmittelbar zum Gebirgsfuß hinüber, nicht gestört, selbst nicht durch ein Kleinstes. Deshalb glaubt man, die Sägekette läge viel näher. Und deshalb hat Mrrakesch, in diesem einen Sinne / vielleicht die schönste Stadtlage des Orients.

Den ganzen Osten, Süden und Südwesten des Horizonts nimmt der Atlas für sich allein in Anspruch. Eine wundervolle Wand und der herrliche Hintergrund einer großen Stadt.

Unten vor mir nur noch wenige Häuser. Ein Olivenhain, aus dessen graulichem Grün einzelne hellstrahlige Maulbeerbäume leuchten. Dahinter der schmal aussehende Streifen einer Ebene, die in grünen und gelegentlich in bräunlichen Lichtern daliegt.

Dann erheben sich wellige, zartschattierte Buckelhügel in blassem Reseda. Über ihnen folgt ein dunklerer, schärfer zerschatteter, also auch tiefer und jacher zertalter Berggürtel. Hinter ihm böschen schroffere Gehänge an / mit Schneefeldern, die noch recht weit hinabreichen, und mit dunklen Steilwänden.

Und zuletzt die Hochalpe / mit steifen Bergkegeln in langer Sägreihe. Vor scharfen Graten senkt sich nach der einen Seite eine blankflimmernde Schneemauer ab / nach der andern eine mattschattierte. Kobaltblaue schneefreie Wände wechseln in unendlichem, reizvollem und nichtermüdendem Wechsel, mit leuchtenden Schneefeldern von erstaunlich fleckenosem Silberweiß. Die Gesamtfarbe ist strahlendes, klares Weißsilber und daneben prachtvolles, fast tiefes Blau. Beide Farben vereinigen sich zu der Gesamtwirkung eines seltsamen Silberblau. Hinter dem Gebirg steigt ein hell- aber klarblauer Himmel empor, dessen kristallene Kuppel sich, nur von ein paar lichterfüllten, fedrigen Wölkchen durchsegelt / auf die starken Schultern des Atlas stützt.

So muß ich bekennen, selten einen derart starken Eindruck empfangen zu haben von einer Stadtlage im Orient.

Hellrote, leicht angebräunte Flachdächer. Karminrote Berge im Norden. Oasengrün ringsum. Silberblaues Alpengebirge gen Mittag. In der Stadt selber nichts Europäisches / eine Atmosphäre altorientalischer Unberührtheit. Der Hintergrund einer von Strömen Blutes durchflossenen Geschichte.

Ja, Mrrakſch iſt ein wundervolles Erlebnis. Es wäre vielleicht eine ſtärkere Erſchütterung als Bagdad / wenn es deſſen Namen trüge.

Eine jede nähere Beſchreibung ertötet den Geſamteindruck. Im Abend- wie im Morgenlande, im Leben und im Geiſte. Sie ſchließt den großen Zug aus und verläuft, verirrt ſich rettungslos im Irrgarten der Kleinigkeiten / und der Wiederholungen. Nur einige Züge aus Mrrakſch, die mir auffielen / es mag noch andere geben.
Die Stadtmauer iſt wirklich ein ganz elendes Bauwerk. Sie beſteht nämlich nur aus hellbraunem Lehm mit eingebackenen Steinchen. Ich ſah, wie ſo etwas gebaut wird. Zwiſchen zwei, einander in beſtimmtem Abſtand gegenüberſtehende Bretterwände wird der Rohſtoff feucht eingefüllt. Wenn er getrocknet iſt, entfernt man das Holz / und die Lehmmauer iſt fertig.
Die Baſteien, welche alle vierzig bis fünfzig Meter aus der Stadtmauer hervorſpringen, ſind einige Meter höher. Alles iſt eine zum Lachen ſchwächliche, mürbe Befeſtiguug. Aber im Stadtbilde wirkt es trotzdem ſehr ſchmückend.
Zwiſchen dem alten Bab Agoenga und dem Platz Dſchama el Fna geriet ich in ein Gewirr ganz enger Gäßchen / natürlich mit rötlich-hellbraunen Lehmmauern. Wie überall in Mrrakſch / ſo ſperrten hier beſonders viele Tore die einzelnen Gaſſen, ja ſelbſt einzelne Stücke ſolcher Gaſſen von einander ab. Das iſt eine gradzu verſteinerte Unſicherheit. Große ſtattliche Backſteintore / rundbogig und mit Arabesken, fand ich. Und ich fand kleine Holztüren, welche niemand anders als nur die Bewohner eines einzigen winzigen Sackgäßchens von der Außenwelt, ja vom Auslande abſchließen.
Iſt das ein anderer Zuſtand als draußen in der Wildnis? Mrrakſch iſt ſohin nicht viel mehr als eine ungeheure Anhäufung von Einzelhöfen, von Weilern und von kleinen Dörfchen / jedes von ihnen umhegt ſich mit Wall und Tor

und verkehrt mit dem Nachbardorf, das zwei Schritte entfernt liegt, nur wenn es ihm paßt.
Das ist Marokko.
Dazu kommt die weite Ausdehnung der Stadt / denn viele haben ihr Stück Land, ihren Baumgarten oder Acker, gleich dicht beim Hause. Sie wollen sicher gehen. Dazu gehört auch noch dies. In den Hauptstraßen zwar wandelt man jetzt schon leidlich unbeachtet. Aber kaum gerate ich in eine weniger begangene Gasse / da stieren und staunen die Leute.
Vor der französischen Besetzung (7. 9. 1912) ein Wagnis / macht es jetzt Spaß, durch die Engpässe zu schlendern. Man kostet die unberührten Reize eines weltentrückten Kurdendorfs aus und hat ein Sicherheitsgefühl wie in einer europäischen Hauptstadt.
Ich kam in Gegenden, wo kleine, wo vierzehnjährige Buben mit entsetzt aufgerissenen Augen und laut schreiend vor mir davonliefen. Einer war so verrückt geworden, daß er mit dem Kopf gegen eine Hausmauer schlug und bewußtlos zur Erde sank. Die Männer umher ließen aber nicht das geringste von Wut sehen / sie lachten über den Dummen und zeigten mir höflich den Weg. So wirken die Schrecken der Eroberung nach.
Enge rote Gäßchen, dazwischen weite Strecken mit grünen Gärten / oder wüstliegende Strecken, eingerahmt von zerbröckelnden Lehmmauern. Es drängt sich unaufhaltsam der Gedanke auf, daß der Verfallserscheinungen zu viele sind. Der Baustoff ist zu vergänglich, und die Leute bauen anscheinend lieber neu und an anderer Stelle, als daß sie wiederaufrichten.
Auch ist die Stadt zu weiträumig. Weniger wäre hier mehr. Man kann nicht ein Schloß bewohnen, wenn man Einrichtung nur für ein halbes Dutzend Zimmer hat. Aber in zehn Jahren wird's anders aussehen. Denn schon hat unter dem Einflusse der Fremdherrschaft auch hier allgemeine Preissteigerung eingesetzt. Und sind erst die Bodenwerte

beträchtlich verteuert / dann wird man auch nicht einen so ansehnlichen Teil des Weichbildes wüst daliegen lassen.

Der Puls von Mrrakesch schlägt natürlich in seinen Basargassen. Die bestehen aus erdgeschossigen Häuserreihen, in denen sich Tür an Tür reiht. Hinter den Eingängen liegen schmale Räume, gewöhnlich zwei Meter breit und einige lang / Laden und Werkstatt zugleich. Viele befinden sich nicht zu ebener Erde, sondern sitzbequem oder gar brusthoch über dem Boden der Straße.
Oben aus den Wänden der Häuser, die meist nicht viel mehr als doppeltmannshoch sind / laufen starke Rundhölzer schräg zur Mitte empor, wo sie sich mit denen der andern Seite kreuzen. In der Höhe sind sie durch einen Querstab verbunden. Jedes Rundholz tritt außerdem mit seinen beiden Nachbarn, die zweieinhalb bis drei Meter seitwärts stehen, durch eine Stange in Verbindung. Über dieses Gerüst hat man durchsichtige Lagen von dünnem gelbem Rohr gelegt / durch ihre Schleier fällt jenes gedämpfte Licht, das über die Basare des Morgenlandes seinen geheimnisvollen Zauber ausgießt / allerdings auch den Regen.
Manche Basare bestehen aus gemauerten, schmalen Höfen. Alle können sich gegen die anderen durch Tore, Ketten und Stangen absperren.
Unter den Waren fielen mir zahlreiche Körbe voll rosiger Rosenblütblätter auf / die werden des Wohlgeruchs wegen gekauft. In den Gärten sieht man viele Rosen und in den Gassen nicht wenige Leute, die eine Rose in der Hand tragen, um gelegentlich daran zu riechen.
Diese Tausende von blaßroten Rosenblüten in Körben! Das habe ich nirgends sonst gesehen. Von ihren zarten Seelchen zieht ein angenehm süßlich-welker Duft in das Dämmern der Basarzeilen. Das macht einem die Stadt liebenswert, und sie wird dadurch ein klein wenig zu einer Stadt der Rosen. Und seltsam / rot ist auch diese sanfte Farbe, rot in dem tyrannenroten Mrrakesch.

Aber es ist nicht zu leugnen / dieses welke Rosenbluten, dazu das raunenvolle Dämmerlicht und die süßschwülen Atemzüge weißgelber Jasminblüten / all das ist der Geist der Dekadenz. Der Verfall des Orients vollzieht sich in der Form einer berauschend schönen Blumenblüte, die unter Wolken von Wohlgerüchen ihre Seele aushaucht. Doch verwechsle man nicht. Dieser Tod trifft nicht die Menschen, nicht die Völker des Morgenlandes / sondern nur ihre Form, nur ihre Kultur, nur ihre gegenwärtige Seelenverfassung. Niedergang ist nichts als Ausdruck des Ausgleichs von Einst und Später.

Gegen Abend raucht es in den Basarzeilen von Menschen und Eilfertigkeit. Ein so ungeheures Gewühl habe ich selbst in größeren Orientstädten selten gefunden. Alles geht Leib an Leib / und Atem preßt gegen Atem.
Ganze Gassen sind voll von buntfarbigen Ledergürteln und Zügeln, nicht selten mit glitzerndem Flitter benäht / die hängen in dichten Reihen senkrecht herab, wie lichtschillernde Tropfsteingebilde. Bunte Dolchschnüren in Fülle. Ganze Felder jener meist gelbroten, farbigbestickten Umhängtaschen / ohne die läßt sich kein Marokkaner blicken, und ich glaube, sie tragen sie selbst des Nachts, so unvermeidlich gehören diese Taschen zur taschenlosen Kleidung / genau wie die scharfgekrümmten Dolche, die hier jedermann unter der Achsel oder auf der Hüfte trägt. In keinem andern Teile des Orients sieht man solche Ledertaschen, nur hier in Marokko. Weite Lager von Lederpantoffeln, nicht selten mit allerlei bunten Mustern geschmückt. Viele Lädchen voll jener farbenlauten Lederkissen mit oft reizender Zierkunst.
Lange Fluchten von weißen und bunten Wolldecken / von hellen und blauen Burnussen / von schwarzweiß geflochtenen Stricken, mit denen ebenso der Beduine des Tigris seinen Klepper zäumt wie der Bergberber des Atlas. Ganze Basargassen, in denen Seidenfäden aller Farben auf kleine Holzgestelle aufgewickelt werden / rot, grün, weiß besonders. Bunt

gestreifte Baumwoll- und Leinentücher aus Frankreich, natürlich ziemlich gewöhnlich in Stoff und Farbe. Die hier gewebten sehen etwas besser aus. Dazwischen leuchten über verfallenden Wänden und verrosteten Türen die Schrägdächer einer Moschee auf / mit grünglasierten Ziegeln, die wie bemoost scheinen.
Leder und Messing / diese beiden Hauptbestandteile der alten marokkanischen Kultur / sie tauchen auch heute noch aus den Strudeln des Untergangs empor. Leder und Messing. Es klingt wehrhaft / noch immer ...

Im Judenviertel am Südostende der Stadt sieht's böse aus. Von Mauern ist es umrahmt und vom übrigen Mrrakesch abgeschlossen / anscheinend nur, damit sein Schmutz und Dreck um so fester liegt. In verschiedenen Gassen sah ich mannshohe Haufen des allerschlimmsten Kotes und Abfalls / und darauf hockten fette, satte Ratten. Der Hügel, von dessen Höhe ich das Rundbild Mrrakschs und des Atlas in mich trank / es muß gesagt werden, er bestand ausschließlich aus jahrhundertealtem Judenmist. Das junge Geschlecht, das da herumsprang, tat alles, was in seinen Leibeskräften stand / um die Anhöhe nicht kleiner werden zu lassen.
Die männlichen Juden Marokkos rasieren die Mitte und den hinteren Teil des Schädels, der somit eine Art sehr großer Tonsur trägt. Dadrauf sitzt jenes schwarze Käppchen, welches den marokkanischen Juden vom Mohammedaner unterscheidet. Um den Rand der Kappe schlingt sich ein Kranz von stehengebliebenen Haaren / wären sie golden, so möchte es aussehen wie Cäsarenlaub. Ein Jude, der in einem veilchenbraunen oder in einem schwarzen Burnus und mit bloßen pantoffelbekleideten Füßen langsam dahinschreitet, dem die breite Kapuze über den Rücken hinabhängt, das schwarze Käppchen auf der Scheitelschur / das ist fürwahr das Urbild eines frommen Eremiten.
Die Frauen der Juden tragen sämtlich Röcke / du würdest ihnen allerdings höchstens den Rang von Unterröcken zu-

billigen. Bunt, meist in kreischenden Farben. Um die Schultern legen sie ein Tuch, von dessen Saum Fransen herabhängen. Wahrscheinlich haben sie es bei der Abwanderung aus Spanien mitgenommen.
Am Hinterkopf hängt das übliche Tüchlein. Grad wie in Algerien tragen die Jüdinnen Marokkos keine Hosen / sie unterscheiden sich hierdurch scharf von denen der Syrtenländer. Manche hüllen sich auf der Gasse in ein großes weißes Leinenlaken und lassen das Gesicht frei aus den Falten herausblicken.

Bei vielen Männern und Knaben, Mohammedanern gleichwie Juden / sieht man lang herabwachsende Schläfenlocken. Im übrigen aber ist bei den Moslemin der Schädel kahl geschoren, mit Ausnahme natürlich der Wirbellocke, die häufig als Zopf bis in den Nacken herabfällt. Die Landleute winden ein weißes Tuch wurstförmig über den Hinterkopf / oder einen Kranz von makkaronidünnen, zimmetbraunen Schnüren.
Mir fiel auf, daß der kleine Kopfbund der Mohammedaner und das Käppchen der Juden auf genau gleiche Weise sehr weit nach hinten gesetzt werden. Beide sehen einander, aus einiger Entfernung erblickt, ziemlich ähnlich.
Zum Ausgehen hüllen sich die Frauen des Islam vom Kopf bis zu Fuß in ein großes Laken und verbergen den unteren Teil des Gesichts hinter einem weißen Tüchlein, das nur Augen und Stirn frei läßt.
Man sieht sehr viel schwarze Burnusse / und überall den phantastischen Dolch unter der Achsel, die farbige Ledertasche auf der Hüfte. Leder und Messing ...

Im Gasthof nahe Bab Dukkala waren wir eine wilde Gesellschaft.
Hinter dem Keimling einer Bar thronten Frau und Schwester des französischen Wirtes / die Frau frech und ein wenig schlampert, die Schwester frech und noch kokett. Aber durchscheinende Seidenstrümpfe, zierliche Schuhe, schimmernde

Blusen sind rare Leckerbissen im Innern Marokkos, nicht wahr?
Sonst alles Männer, meist Franzosen, dann ein Deutscher, ein Spanier, ein Engländer. In Reithosen und Gamaschen ein jeder. Mit gesträubten Schnurrbärten, weil's draußen regnet.
Die Wein- und Sektflaschen ziehen wir mit unseren eignen Taschenmessern auf. Die Knochen- und Fettreste fliegen einem räudigen Hühnerhund zwischen die Lefzen. Kräftige Worte und saftige Witze flitzen schallend hin und wider. Rücksicht auf die fehlenden Damen nimmt hier am Rande der Eroberung keiner. Unzählige Fliegen picken unermüdlich nach unseren Schädeln.
Die Franzosen stippen einmütig ihre Teller mit der Brotkrume in der Hand ab. Denn wie den speisenden Italiener der Zahnstocher / so kennzeichnet den Franzosen die Brotkruste zwischen den Fingern. Einige essen in Mantel und Mütze / weil's draußen regnet und man den Hauch des Atems sieht.
Auch hier in Mrrakesch wieder muß ich mich erneut über die bei uns weit unterschätzte Tatsache wundern / wieviel Blonde und Blauaugen es unter den Franzosen gibt. Sind es grade diese germanischen Sprößlinge, die in erster Linie in Galliens Kolonien hinausgehen? Es wäre wieder bezeichnend für den Unternehmungsgeist der germanischen Rasse, wenn das brünette Frankreich seinen Kolonialbesitz hauptsächlich seinen Deutschblütern verdankt. Übrigens / im Tonfall der Sprache sind diese Blonden durchaus Franzosen.

Das verregnete Mrrakesch.

Jetzt weiß ich wieder / was das schlimmste ist. Ich hatte es ganz vergessen. Es ist der verregnete Orient / zumal ein verregnetes Mrrakesch.
Gestern noch letzte ich mich am Treiben und Bild seiner trocknen Gassen / jauchzte im Angesicht der silber und bla strahlenden Schneekette des Hohen Atlas. Heut aber ho

ich unter den moresken Lauben des neuen französischen Gasthofs in dem alten marokkanischen Palast.
Der Regen rauscht eintönig hernieder Er trommelt auf den breiten schamhaften Zackenblättern der Feigenbäume / er raschelt durch die streifigen Zweige einiger Maulbeeren / er prügelt aufstachelnde süße Gerüche aus den gelbweißen Blütensternen des Jasmin.
Heute war ich trotz dem Regen in die Stadt gegangen. Dicker zäher Urschlamm preßte sich schnell in meine Schuhe. Mehrmals mußte ich auf den verlausten Schultern geldlüsterner Burschen knietiefe Lachen übersetzen. (Trinkgeld heißt hier nicht mehr Bachschisch, sondern Ahua.) Ungeachtet des zerborstenen Zustandes meines linken Stiefels watete ich durch bis zu dem Gassenwirrwarr der Basare / traurige Schlammbäche, so nahmen sie mich auf.
Die Verkäufer hatten die Öffnungen ihrer kleinen Verschläge halb geschlossen / dem Regen zu wehren. Und sie hockten trübsälig in ihrem Dreiviertelduukel / heftig in Anspruch genommen vom Träumen und vom Auffangen des durchsickernden Regens. Kaum erkannte ich etwas von der bunten Pracht der vergangenen Tage / all der gelbroten Ledertaschen und ihrer zierlichen Stickereien / der vielfarbig ausgeschnittenen Lederkissen / der glitzernden Gürtel / der geschweiften Dolche. Alles war jetzt dunkelgraue, düstere Öde / und von ihrem Schmutzgrund zeichneten sich nur undeutlich schattenhafte Gestalten ab.
Mein linker Fuß ward immer feuchter. Scheltend und schleppend kämpfte ich mich durch Schlamm, Schmutz und Wasser zurück den weiten Weg nach Bab Dukkala.

Am Nachmittag bin ich verurteilt, im Gasthof zu hocken. Alle anderen Gäste gleichfalls / das ist mir ein kleiner Trost. Dazu schleicht heran die von Stund zu Stund, von Tropfen zu Tropfen sich steigernde Gewißheit / daß es morgen noch viel schlimmer sein wird. Eine Woche und länger können diese Frühlingsregen anhalten / und dann ist die Straße lange

Zeit für Kraftwagen gesperrt. Schon heute morgen ist keiner von Casablanca angelangt. Wie schauerlich, hier beim eintönigen Fallen des Regens noch einige Tage ganz unnütz sitzen zu müssen. Mit geborstenem Stiefel ... Das Geld reicht auch nicht mehr lange, der Kreditbrief aber weist für Mrrakſch keinen Vertreter auf. Welch schändliche Lage.
In gelben Marokkanerpantoffeln, oben drüber Reithosen und erdfarbene Beinwickel / so hocke ich mit hochgezogenen Beinen auf zwei Stühlen.

Vor mir liegen vier lächerliche Blumenbeete / eingetieft in gemauerte Becken, das ist orientalisch. Ein paar Bäume mit feucht triefendem Blätterdach steigen höhnisch aus der schwarzen, naßriechenden Erde auf. Gelbe und blaue Blumen glotzen frech nach mir her.
Die flachen Gesichter der Lachen auf den Zementsteigen verzerren sich unter den unaufhörlich von neuem sich bildenden und unaufhörlich von neuem vergehenden Ringen der fallenden Tropfen. Das ist ein elendes Spiel, wie abgekartet von Wetter und Wasser, wie gewollt, meine trostlose Stimmung zu verlängern / und auszudehnen gleich solch einem vergänglichen und doch immer wieder erneut sichtbaren Wasserkring.
Diese plätschernden Tropfen. Diese rauschenden Regen. Diese winselnden Blätter. Der zerborstene Stiefel, der nicht trocken werden mag. Die heulende Rotte der Gassenlümmel vor dem Tor des Gasthofs. Die farblosen Regenbasare. Die schauerlichen Schlammbäche der Stadt. Zum Teufel mit dem ganzen Sultansnest. Zum Henker mit diesem elenden Orient. Daheim blickt es sich gut in die Regenschleier der Bergwälder. Aber im Morgenlande Regen ...
Da, mit einemmal / ein paar rote Lichtkringel an der östlichen Hauswand. Sie malen sich in schüchterner, aber liebevoller Zartheit und Genauigkeit dort ab. Die alte Sonne lebt noch und kurz vor ihrem Ende gibt sie ein Zeichen ihres Daseins.
Sollte es doch möglich sein, morgen auszugehen? O, dieser köstliche, dieser wundervolle San

Rosenöl! Wißt ihr, was Rosenöl ist? Ihr werdet sagen / eine Essenz. Aber das ist es nicht / sondern Rosenöl ist eine Ausschweifung allerzartester Art. Gutes Rosenöl kann einzig der Feinnervige fühlen / und unter den Orientalen sind gar viele mit feiner Kultur.

In diesem Seelenauszug Tausender und Abertausender von erloschenen Rosen schmiegt sich das süße Laster der Dekadenz wohlig in weiche Pfühle.

Das Rosenöl ist der paradoxe unter den Wohlgerüchen / je geringer der Hauch seines Äthers ist, um so stärker duftet es.

Rosenöl ist nichts für Männer der Tat / aber es ist köstlich für Männer nach der Tat. Erst das Rosenöl und nachher das Weib / oder besser erst das Weib und dann das Rosenöl: denn das Rosenöl ist das tiefere.

Das Rosenöl ist der Philosoph unter den Wohlgerüchen / es ist möglich, daß nichts auf Erden seine Weisheit erreicht. Es ist Philosophie ohne Korrekturabzüge.

Schwerblütig ist die Welle des Rosenöls, ein ganz blasses und zartes Gelbgrün. Eau de rose nennen es die Franzosen / natürlich, sie sind zu leicht und zu flüchtig, um seine wuchtige Flut zu verstehen.

Im Rosenöl liegt die ganze volle und längst überreife Süße der uralten orientalischen Kultur. Man kann daran gesunden / aber ich glaube, daß man eher daran stirbt.

Vielleicht krankt das ganze Morgenland am Rosenöl / und vielleicht ist der Untergang des Orients nichts anderes als ein Sterben an Schönheit.

Unsere Wohlgerüche, viel teurer oft noch als das Rosenöl, immer aber viel verwickelter zusammengesetzt, viel ausgeklügelter / nichts anderes sind sie dagegen als geschickt frisierte Hürchen gegenüber Aspasia.

Wer ermißt die Welt in Rosenöl / die Welt des Rosenöls ...

Rosenöl scheint ein geistvoller Einfall / aber es ist Kultur. Ist vielleicht die Kultur. Die Kultur der stillen Leidenschaft.

Lichtstehende Palmen, am Fuß leicht verbuscht, viele von niedrigen rötlichen Lehmmauern eingefaßt, Äcker mit Oliven dazwischen, fließende Wasserbäche, häufig kanalartig verdeckt / so sieht es vor dem Bab Dukkala von Mrrakesch aus.
Die schneegestreiften Alpenberge, welche über die rote Masse der Stadt herüberschimmern, die bald bräunlich-grünliche, bald düsterblaue Kette im Norden, dieses ausgesprochene Rot der Mauern und Wände / das gibt dem Oasenbild seinen wesentlichen Reiz, unterscheidet Mrrakesch von anderen Stadtlagen.
Mrrakesch ist eine rote Stadt / Stadt und Landschaft, alles rot. Die Häuser, die Mauern, der Erdboden, die Lehmwälle der Gärten, die Wasserbäche / alles rot. Würde Mrrakesch sich eine Stadtflagge zulegen wollen / rot, grün, silberblau müßte sie gestreift sein. Rot, Grün, Silberblau / Erde, Pflanzenwelt, Schneeberge. Keine Stadt ist so ganz ein Kind ihrer Gegend wie Mrrakesch.

Außerhalb der Palmäcker ist freies Feld voraus. Eine erstaunlich kurz-fahlgrüne Steppe / flach, oder ganz schwach gewellt / einzelne niedrige Stauden zwischen Geröll. Deshalb sieht die Steppe hell- und dunkelfleckig aus.
Vorn umspannt die lange Kette Dschebilet den Blick. Leidlich milde Hänge / von Rinnen zertalt und mit dürftigem Krautflor getüncht / dazwischen überall sichtbar der veilchenbraune Boden. Felshörner an einigen Stellen der geschwungenen Kammlinie.
Braune Rinder und schmalschwänzige Schafe weiden in der Leere / und in der ist vom Menschen wenig zu verspüren. Am Fuße der Vorhügel kriechen winzige Wesen herum. Sie laufen in Mulden und klettern auf Kuppen. Es sind Männer mit Stangen und Dreibeinen / französische Landmesser, die den Weg aufnehmen und Vorarbeit leisten für den kommenden Bahnbau.
Der nähere Einblick in die Bergreihe enttäuscht natürlich / wie in allen Steppengebirgen. Aus der Ferne eine geschlossene

Kette, stattlich anzusehen, die laute Wünsche wachruft. Kommt man aber hinein, so löst sich die Einheit in einzelne Rücken und Kuppen auf / in deren ineinander übergehendem Wirrwarr sucht man vergeblich eine Kernzone. Steppengebirge mit ihren Felsharnischen und ihren Farbenfanfaren versprechen viel und halten wenig. Ähnlich wie zahlreiche orientalische Städte / ganz so wie die Mehrzahl der Kelten und Südländer. So auch die Kette Dschebilet, die gegen tausend Meter hoch ist. Beim Überschreiten wird man kaum ein wirkliches Gebirge gewahr. Der Weg läuft sanft hindurch.
Vorn zwischen den grünen Spitzhügeln der Dschebilet spannt sich, ein straffgezogenes Tuch / die blaue Schauija aus.

Das stille Sonnenschiff im Hafen von Casablanca. Es liegt seltsame Stimmung über solch einem still vor Anker wiegenden Schiff.
Die weißen Häuser von Casablanca träumen ausdruckslos und still am Strande. Die grüne Ackerlandschaft der platten Schauija scheint geradeswegs in das blaßblaue Meer hineinzulaufen.
Das Schiff schaukelt leise in der verhallenden Dünung. Von einem andern Dampfer, der fern auf einem fernen Weltkörper liegen mag / rackelt ein Kran. Da noch einer / noch ferner.
Ein paar Schreie hallen matt über das gekräuselte Wasser.
Das querlaufende Blauweißrot schlägt schwach in der sanften Brise.
Ich ruhe im Liegestuhl. Lese Daudet / und lese ihn nicht.
Ein Matrose, Bretone, streicht mit leise schleppendem Geräusch das Oberlicht des Speiseraums.
Über mir wallt das doppelte Sonnensegel. Matrosen in weißen Tropenhelmen hantieren vorn / Mingrélie kommt aus Dakar, wo die Sonne heißer brennt als hier im feuchten Atlasvorlande.
Ein Boot rauscht und plätschert heran. Doch noch ein paar Mitreisende für Tandscha.

Der ferne Kran rackelt. Ein Decksreiſender, vierfüßig / blökt. Sonne ſpinnt uns ein. Weißblaue Luftwellen umfächeln das Schiff. Vorn ſummt es vom Maſchinenhaus her. Irgendwo rackelt ein Kran / glaube ich.
Friſche Ölfarbe riecht bis zu mir / irgendwo muß ein Bretone ſein oder ſo was.
Die Dampfpfeife heult auf. Das ſtört gar nicht mal, es paßt ganz gut hierher. Paßt in dies Glasgeſpinſt von Salzwaſſer und Teergeruch / von Tropenerinnerung und Heimatshoffen / von Ölfarbe und von gemächlicher tatgeborner Trägheit.

Die Gibraltarenge iſt die Fußdecke vor der Schwelle Marokkos / und Tandſcha iſt der Eckpfeiler am Sultanat des Weſtens.
Da ſind Berge mit ſteilen Abbrüchen / und andere mit grünen Steppenmatten und dunklen Stauden von Zwergpälmchen. Da ſind graue Felsſchroffen, ſteil und maleriſch / doch an ihrem Fuß kleben lange Felder von hellen Dünen.
Auf all dieſen Säulen aber laſten graue, tiefhängende Wolken / und drüben ahnt man das wehrhafte Löwenhaupt von Gibraltar.
Tandſcha liegt auf und zwiſchen zwei Höhen und ſenkt ſich von ihnen aus oſtwärts zum Meer hinab. Dünen vor der Stadt und die weite bergumgrünte Bucht / das iſt's, was zuerſt überraſcht und feſſelt. Und dieſe Stadt, von den unzähligen Touriſten der anlaufenden Dampfer durchſtrömt, ſie enttäuſcht nicht / ſie iſt innen viel viel reicher als der Außenblick ahnen läßt.
Eine Miſchung von unglaublich internationalem Leben mitten in leidlich farbig erhaltenem orientaliſchem Gewühl / dies eingeſchachtelt in ein Kleinod von Malerwinkeln. Das iſt Tandſcha.
Ein Steigen und Fallen von Treppen / eine Fülle ſchöngeformter Hufeiſentore / köſtliche, verſteckte Winkel. Weiße Häuſerkanten und grüne Ziegelſimſe, welche reizende Linien in

Himmelsblau hineinſchneiden. Eine zinnenreiche Kasbah, friſches Baumgrün, der belebende Hauch der nahen See. Tönende Sirenen von Dampfern, die nach Oſtindien fahren und von Neu-Seeland heimkehren. In naher Ferne die dunkelgrünen Berge der unbezwungenen Rifioten, die vor dem Tore der Stadt die Fremden abknallen.

Jede Siedlung kann man von verſchiedenen Standpunkten aus betrachten / aber Tandſcha einzig vom Kleinen Sokko aus. Nur auf den Stühlen ſeiner Kaffeehäuſer hat man den richtigen Abſtand zu Tandſcha / und der beſteht vielleicht darin, daß man mitteninne ſitzt. Ich glaube, noch in keiner Stadt dreier Erdteile habe ich mich ſo ſchnell heimiſch gefühlt wie hier. Schon nach wenigen Stunden war ich völlig zu Hauſe.
Einen Reitausflug in die Berge habe ich gemacht und ein paar Gänge durch die Straßen. Sonſt aber ſaß ich faul am Kleinen Sokko. Schrieb ſogar wenig.
Was ſollte ich auch niederſchreiben! Nie geſehen / kannte ich dies alles doch. Ich muß hier wohl früher ſchon einmal geweilt haben.
An Tandſcha darf man nicht mit dem Verſtande heranwollen / hier mußt du die Sinne wirken laſſen.
Dabei war nicht einmal blauer Sonnenhimmel / ſondern es regnete faſt immer elend. Und doch heimelte mich die Stadt an. Wenn ich mich ernſtlich befrage / vielleicht möchte ich gar nicht dort wohnen. Aber leben möcht' ich in Tandſcha, empfinden, und vor allem / ſitzen vor den Kaffeehäuſern des Kleinen Sokko.
Das iſt mir Tandſcha / ſo ſah ich Tandſcha / ſo offenbarte es ſich meiner Seele.

Was können dagegen Einzelbeobachtungen ſagen! Weg damit. Dazu ſind andere Bücher da, andersartige.
Ich glaube, eine Aufzählung der Sehenswürdigkeiten würde ſchlecht paſſen an den Schluß einer ſolchen Reiſe, eines ſolchen Buches. Man muß nicht alles ſagen, was man geſehen hat.

Schreiben ist Weglassen. Vielleicht ist nicht der beste Beobachter, wer alles gesehen hat und alles beschreibt. Sondern der etwas schaut und ein wenig davon wiedergibt.
Wenn ich denke, wie ich früher orientalische Eindrücke schilderte. Nur Äußerlichkeiten / jene bekannten Tausendundeinenacht-Gestalten des Straßenlebens, nicht sehr viel mehr. Jetzt aber / es genügt mir, die absonderlichen Wesenszüge einer neuen Stadt zu erfassen.
Und nachher? Vielleicht gibt dieser Satz die Veränderung wieder. Früher suchte ich die fremde Stadt auf / jetzt lasse ich sie zu mir kommen.
Man mag tausend Wege gehen müssen und noch einige dazu, um das Bild von Berlin zu gewinnen. Aber es reichen ein paar Gänge hin, ein Rundblick von einer Höhe / um die Äußerlichkeiten einer jeden orientalischen Stadt kennenzulernen.
Damit kennst du die Form. Und nun naht das Innere, der Geist, das Milieu / die Seele. Die kannst du nicht finden, sondern die muß zu dir kommen / falls sie gesonnen ist, dich zu begnaden.
Die geht dir nur auf in den Ambra- und Sandelholzdämpfen der Basare, in denen die Zauberdämmerung summt und die bleichen Kaufleute im Kif befangen sind. Geht dir nur auf mitten zwischen den Tischchen und Täßchen der Kaffeehäuser, im Angesicht der Farben und Läufte ihres Lebens.
Du mußt nicht nachdenken, gar nicht das Hirn anstrengen / damit vertreibst du es nur. Das kann es nicht leiden. So ganz plötzlich, unerwartet, völlig ungesucht tritt es an dich heran, im goldenen Mantel der Dichtung / und drückt dir die Feder zwischen die Finger. Es schreibt Zeilen hinein in dein Taschenbuch / gottvoll närrisches Zeug ebenso wie tiefe Weisheit. Und mit einemmal setzt es aus. Das Hirn versucht nachzuhelfen / bringt noch eine kluge und kalte Reihe zustande. Dann aber steht es ganz still.

Die Gesichte entschwimmen dir, du bist wieder der und der. Dein bleibt nur eine innige hohe Freude, daß du eines Gnadengeschenks bist gewürdigt worden.

Nordafrika Heute und Morgen

Vom Nil zum Atlant / das sind mehr als vierzig Längengrade oder viertausend Kilometer in grader Linie. Diese Wanderung, begonnen mit einer tiefen Enttäuschung / sie brachte mir wertvolle Erkenntnisse, schenkte mir erlesene Eindrücke.

Wenn ich hier noch einige Grundlinien ziehen will, so geschieht das nicht, um die ganze Quersumme des Neuerworbenen restlos darzulegen / sondern einzig, um das Bild der Wanderung nicht ungerahmt zu lassen.

Die wirtschaftliche Linie

Im Welthandel der Zeiten hat Nordafrika nur in drei Richtungen gewirkt / das war aber, bevor die Uhr der Vergänglichkeit 1800 anschlug. Im Gesichtskreis der Antike errichteten die Phönizier an der engsten Einschnürung des Mittelmeerbeckens ein für damalige Verhältnisse erstaunliches Maklerkontor / um hier die Erzeugnisse des Atlas und der Syrten zu verhandeln. Später galten Tunisien, Tripolitanien und Ägypten als wichtige Korn- und Olivenöl-Lieferanten des kaiserlichen Rom.

Und in den letzten Jahrhunderten / da schickte Algerien Korn nach Südfrankreich, da war Ägypten der Umschlagplatz für die Indienreisenden, da gefielen sich die Atlas- und Syrtenküsten in dem Spiel, fremde Schiffe und Waren zu kapern / da schleppten sich Sklavenkarawanen mit Sudanerzeugnissen zum Mittelmeer hin.

Ein so geringes Hervortreten in wirtschaftlichen und damit auch in politischen Fragen weist auf ärmliche Natur und auf ungenügende Bodennutzung hin. Aber es ist nicht nur an diesem / sondern es legen sich zu oft weite Ödstrecken neben, hinter, ja selbst zwischen vereinzelte Wertländereien, welche sie dadurch oft ersticken oder doch schwächen.
Es ist vielleicht sogar eine hohe Tragik, daß Länder, am Fußsteig der belebtesten Weltstraße gelegen und vor den Toren Europas / zu einer früher meist zuwartenden Rolle verurteilt waren. Zuwartend, das ist's / aber darin liegt doch auch die Wahrscheinlichkeit von Hilfsquellen, die es nur zu erwecken und in eine Linie zu stellen gilt.
Die Erweckung einzelner Teile / das war der römischen Antike ausgezeichnet gelungen. Aber sie in eine Reihe zu bringen durch die Mittel des Weltverkehrs / dazu reichte die damalige Arbeitsweise nicht aus. Wahrscheinlich ward das Bedürfnis der Völker des nur in Frage kommenden Mittelmeerzirkels durch das Angebot vollauf befriedigt / so daß nichts auf eine Erweiterung drängte, die ein Zuviel geworden wäre.

Wir Heutigen aber, als Kinder einer naturwissenschaftlichen und technischen Zeit, der kein Rätsel zu schwer ist, um es nicht schleunigst zu knacken / wir müssen uns fragen, welche Möglichkeiten der Entwicklung Klima und Boden in sich schließen. Der Frage Beantwortung ist ihre Lösung.
Die Böden der afrikanischen Randländer des Mittelmeeres bestehen vorwiegend / aus einer Erdkrume, die stark sandhaltig ist / aus kahlem Gestein, meist Kalk / und aus quarzigem Dünenpuder. Die in den größeren Gegenden vorherrschende Regenarmut und Ungunst der Regenzeit vermag gewöhnlich nicht genug Krume aus dem Fels zu schlagen. Die vielfach heftigen Güsse schwemmen die Loslösungsstoffe weit fort und zerstreuen sie in blinder Verschwendung / der eine große Rolle spielende Wind treibt sie ins Meer oder häuft sie nach arger Zermahlung in unfruchtbaren Dünen-

wüsten an / die Trockenheit läßt nicht genug Pflanzen zu, die lockere Erde zusammenzuhalten.
Die beiden Grundforderungen der Hebung Nordafrikas sind also / Ersatz der fehlenden Wassermengen und Aufzucht von Ackerkrume. Die Erfüllung erfordert / Kenntnis, Arbeit, Verwaltung. Ohne sie ist Nordafrika Armut, Elend und Räuberei / mit ihnen aber Wohlstand und Ruhe.

Die Stellung der Eingeborenen selber zu der Aufgabe war höchst verschiedenartig. Der jahrtausendalte Besitz und die Erfahrungen langer Zeiträume haben sie befähigt, die Aufgaben mit den Mitteln ihrer Technik bewundernswert zu lösen. Die meilenlangen Aquädukte vom Gebirg zur Ebene, die Staudämme in den Tälern der Berge, die Zisternen, die Berieselung der Felder / alles hat es schon im grauesten Altertum gegeben und gibt es heute noch. Eigentlich nur die Bohrung artesischer Brunnen, welche Kenntnisse der Gesteinslagerung voraussetzt, ist als neu von unserer Seite dazugekommen.
Die Gewinnung und den Schutz von Anbauland durch Anlage von Wällen und Hecken verstanden die Eingebornen ebenfalls seit jeher. Die alten Wege ihrer Bodenkultur genügen in der Kleinwirtschaft, also im ganzen Oasenbau, ziemlich vollkommen / und nur in der Bewirtschaftung großer Feldländereien wurden sie den schlummernden Möglichkeiten nicht gerecht, denn sie kannten die Wirkungen der Dampfkraft nicht.
Trotzdem aber ist da etwas, das den Nordafrikanern fehlt / denn die Werte und Handelsziffern eines jeden Landes schnellen nach einer Reihe von Jahren europäischer Verwaltung ganz bedeutend in die Höhe. (Gewiß, man darf dies nicht überschätzen. Der meiste Gewinn fließt in die Taschen der Fremden. Glücklicher sind ferner die Eingeborenen selber, mit wenigen Ausnahmen, nicht geworden / freundlicher, innerlich freundlicher zu uns auch nicht. Die europäische Eroberung bringt zwar dem Lande,

seinem Boden, Segen / aber nicht dem Volke.) Es fehlt da etwas / und das ist die Ordnung! Keine starke, zielbewußte Regierung / keine freundwillige Verwaltung / kein unbestechliches Beamtentum / keine Sicherheit vor Räubern, vor Militär, vor Steuereintreibern / keine Ruhe. Mit einem Worte / keine Stetigkeit der Entwicklung auf einer fest ins Auge gefaßten Linie. Sondern nur Schwanken und Wechsel des Systems / wenn anders man die verschiedenen Gestalten der Verderbnis ein System nennen kann.
Deshalb halfen die an sich guten Mittel der Einwohnerschaft auf die Dauer doch nicht viel / und anstatt eines unaufhaltsamen Triebes nach Vorwärtsentwicklung aller Wirtschaftsarten / herrschte die ängstliche Selbstbescheidung mit einer bestimmten Grenze / über diese hinaus zu arbeiten, verlohnte wenig, da man sich ja doch nur umsonst und für andere, nämlich für die Drohnen, abrackerte. Deshalb war das ganze Wirtschaftsleben Nordafrikas, trotz seinem guten Kerne, nur ein Sich-über-Wasser-Halten geworden und deshalb hatten Verfall und Krebsgang in ihm größere Aussichten als frohe Entwicklung.

Erst den Europäern / ihrem wissenschaftlich geschulten Verstande, ihrer technischen Vervollkommnung, ihrer durch ein günstiges Klima gezüchteten Unternehmungslust / ist es gelungen, die wirtschaftlichen Möglichkeiten Nordafrikas zu wecken und ungeahnte Aussichten zu entrollen selbst in Ländern, die man bisher für Ödgebiete hielt.
Durch Einführung der jenen Gebieten früher fremden Ordnung ist es ihnen gelungen / die Grundlage der Fortschritte zu mauern, auf denen im Sinne der Wasser- und Humusvermehrung weiterzubauen dann schließlich mehr Sache der Beharrlichkeit als der Technik ist.
Bis jetzt sind Algerien, Tunisien und Ägypten die einzigen Länder des afrikanischen Orients, deren Böden sich europäischer Verwaltung erfreuen konnten. Aber welche Fülle von Gesichten, von Veränderungen! Ägypten seit einem

halben Jahrhundert fast ausschließlich Baumwolland / Südwesttunisien Phosphatland / Algerien Weinland. Nichts erläutert besser als Zahlenvergleiche. Algeriens Außenhandel z. B. steigerte sich von dem für eine Küstenlänge von über 1000 km lächerlichen Sümmchen von 6 Millionen Mark im Jahre der französischen Besetzung (1830) auf 949 Millionen Mark in 1911.
Die Bestimmung der landwirtschaftlichen Note ist die eine Tat des Europäers in Nordafrika. Baumwolle und Zucker, Bohnen und Weizen in Ägypten / Phosphate und Olive, Gerste und Weizen in Tunisien / Weizen, Gerste, Wein in Algerien. Hebung und Ausdehnung des Ackerbaus / Einschränkung, bei gleichzeitiger Verbesserung, der Viehzucht. Je länger ein Land in europäischen Händen liegt, um so weiter wird der Abstand zwischen den Werten des Ackerbaus und der Viehzucht. Einführung des Bergbaus und Massenförderung von Mineralien, von deren Vorkommen die alten Nordafrikaner beinahe nimmer eine Ahnung hatten.

Anderseits aber schlug den Eingebornen die fremde Herrschaft vielfach nicht zum Segen aus. Man vergesse nie, daß ein europäisches Kulturvolk Kolonien nur erwirbt, um in allererster Linie seine Macht und seinen Wohlstand zu steigern. Wenn dabei auch die Unterworfenen gut fahren, so ist das ganz schön / aber das kommt doch erst an letzter Stelle. Das weiß der Eingeborne und er kann sich mithin nur als Mensch zweiter Klasse fühlen. Das Bewußtsein der Unterordnung, der politischen Rechtlosigkeit, der farbigen Scheidelinie, des Rassen-, Kultur- und Religionsgegensatzes / dies erzeugt ein ständiges Gefühl der Unbefriedigung, der Rachsucht, des lauernden Meutereiversuchs.
Aus der kolonialen Absicht des Herrenvolkes folgt ferner noch dieses wirtschaftliche Gesetz. Das Herrenland ist stets Industrieland / es erzeugt mehr Waren als es braucht, aber weniger Nahrungsmittel als es nötig hat. Sein Streben muß deshalb dahingehen, seine Kolonien zu

beidem umzugestalten / zu restlosen Abnehmern seines Warenüberschusses und zu Erzeugern seines Nahrungsmittelbedarfs.

Dieser wirtschaftliche Ausgleichszustand erfordert aber einmal Bevorzugung des Anbaus ganz bestimmter kolonialer Pflanzen, an denen der Herrenstaat besonders großen Bedarf hat / und anderseits verlangt er Unterdrückung der Eingeborneninduſtrie. Durch beide Maßnahmen gerät die Kolonie in denkbar tiefste Abhängigkeit vom Herrenland. Das nordafrikanische Muster hierfür ist Ägypten, aus dem der Maschinenstaat England in nicht mehr als einem Viertel jahrhundert ein Baumwolland gemacht hat. Dieser Politik zuliebe hat es z. B. die früher sehr blühende Tabakkultur vernichtet / nur um möglichst viel Boden für die weiße Staude frei zu bekommen.

Die schönen alten Industrien Nordafrikas / sie sind fast zerstört, platt an die Wand gedrückt von der maschinell und billig im Hunderttausend hergestellten Dutzendware. Email und Blech, Glanzpapier und geleimte Vorleger herrschen heute dort, wo früher getriebenes Messing und gehämmertes Kupfer, besticktes Leder und geknüpfte, naturgefärbte Teppiche leuchteten. Geschmack, Gediegenheit, Ursprünglichkeit / sie sucht man nur noch an beschränkten Stellen und in beschränkter Zahl. Dafür haben blinde und krankhafte Nachahmungssucht und schauerlicher Ungeschmack Platz gegriffen in den Seelen der Nordafrikaner / ein goldgerahmter Spiegel gilt ihnen mehr als ein Teppich aus Schiras. So sind sie heute.

Gewiß, sie verdienen jetzt wohl alle etwas mehr als früher / aber dafür sind sämtliche Preise beträchtlich gestiegen, so daß sie sich doch nicht günstiger stehen. Ihre Begierden und ihre qualvollen Wünsche hingegen sind durch den Anblick des fremden Luxus weit höher als ehemals / und ich glaube, sie fühlen sich unglücklicher als irgendwann.

Welche Gunst für sie schon / daß ihnen der Gegensatz zum Eroberer noch das patriarchalische Verhältnis ihrer eigenen Gesellschaftsordnung leidlich erhalten hat! Sonst wären sie

noch viel mehr zu bedauern. Wehe aber, wenn zu den Rassengegensätzen noch die Klassengegensätze sich gesellen.
Der Satz ist durch nichts zu widerlegen / daß die Interessen der europäischen Eroberer und der Eingebornen nie und nimmer in eine und dieselbe Richtung zu bringen sind.
Gegenwärtig sträubt sich die weitaus überwiegende Mehrzahl der Nordafrikaner mit der Hartnäckigkeit der Unkenntnis völlig gegen eine Europäisierung selbst in bescheidenster Form. Nur einige wenige Kreise haben genug Wissen und Umblick erworben, um überzeugt zu sein / daß die Eingebornen ohne weitherzige Anpassung an abendländische Form ihre politische Selbständigkeit niemals wiedererlangen können. Ihre alten Wirtschaftsarten versagen im Wettkampf mit jenen Europas völlig / und wirtschaftliche Abhängigkeit zieht die politische bald nach sich.
Die ideale Entwicklungslinie Nordafrikas wäre ein selbständiges Leben unter einheimischen Regierungen / bei Beobachtung der europäischen Mittel, nach deren Anpassung an das dortige Milieu.
Diese Forderung scheint mir aber (soweit ich jene Länder kenne und soweit sich in die Zukunft hineinblicken läßt) ziemlich unerfüllbar. Die Nordafrikaner sind, durch jahrtausendealte klimatische Zuchtwahl, offenbar nicht genial genug, um selbständig und auf die Dauer den Bedingungen der Moderne zu genügen. Sie bedürfen stets europäischer Leitung, um wenigstens in einer so äußerlichen Kulturseite wie der Statistik Europas unaufhaltsamen Fortschritten leidlich nachzukommen.
Der Drang zum Vorwärtsschreiten, zur Entwicklung nach oben, die Streberei / das fehlt dem Morgenländer und unterscheidet ihn von uns vielleicht mehr als irgend etwas anderes. Der Orientale will manchmal auch etwas erreichen / hat er aber sein nahes Ziel errungen, dann schlägt er die Beine unter und ruht aus (das ist die Art der Kinder, was die Orientalen ja rassengeschichtlich auch noch sind). Uns vom

Norden aber ſtachelt jeder Erfolg zum nächſten an und die Größe unſerer Wünſche wächſt mit deren Erfüllung.
Die Nordafrikaner werden wohl noch manches Jahrhundert lang das Joch des Abendlandes tragen müſſen. Erſt müſſen ſie ſich häuten / müſſen auf der Entwicklungsleiter der Raſſen und Kulturen eine gute Anzahl Tritte höher klettern, ehe ſie mit Ausſicht auf Erfolg daran denken können, ſich frei zu machen.
Vielleicht würde ihnen eine tüchtige Blutmiſchung mit nördlichen Völkern genug Murr in die gemächlichen Glieder tragen. Vielleicht erſchöpfen ſich die immer raſtloſer und fieberhafter voranſchreitenden modernen Raſſen, ſo daß der Wert der Nordafrikaner wenigſtens verhältnisgemäß ſteigen würde. Bis dahin aber werden ſie es ſich müſſen gefallen laſſen, für die Fremden zu arbeiten.

Kolonien

Es iſt ſeltſam, daß ein Ländergebiet, welches ziemlich lange vor dem Beginn der Koloniſierung Südafrikas, Amerikas und Südaſiens ſchon ein wenig von Europa her koloniſiert wurde / daß ſolch ein Erdraum erſt im vorigen Jahrhundert von abendländiſchen Mächten ins Auge gefaßt worden iſt. Man muß aber bedenken, daß Nordafrika in jenen Tagen ein Schrecken, ein heidniſcher Schrecken Europas war / und daß es ſich dieſem kulturell gleich oder gar überlegen zeigte. Die früheſten Verſuche waren auch nicht rein koloniſatoriſcher Natur, ſondern trugen nicht zum wenigſten den Charakter eines religiöſen Kreuzzuges.
Als erſte europäiſche Macht trat ſchon 1415 Portugal auf / indem es Ceuta an der Nordküſte Marokkos beſetzte. Ihm folgte 1496 Spanien / mit der Einnahme von Melilla, woran ſich vorübergehende Eroberungen von Küſtenſtädten, bis nach Tripolis hin, ſchloſſen. Der Verſuch der Franzoſen, um die achtzehnte Jahrhundertwende in Ägypten feſten Fuß

zu fassen, jener spätere der Amerikaner, die Kyrenaika zu gewinnen / sie alle scheiterten gar bald. Die technische Überlegenheit der Europäer über Orientalen war noch nicht groß genug, um ihnen leichte Dauersiege zu sichern.

Erst 1830 begann, mit der französischen Festsetzung in Algerien, die Zeit der fränkischen Eroberung Nordafrikas, die 1912 ein vorläufiges, von den Mächten anerkanntes Ende fand. In der Hauptsache kreuzten sich die politischen Ansprüche Englands, Frankreichs, Italiens und Spaniens in Nordafrika.

Frankreich besaß Algerien und hierdurch schon eine Hand im benachbarten Tunisien. Außerdem war es der zivilisatorische Lehrmeister Ägyptens und hatte die Sueskanal-Angelegenheit zwischen seine Finger bekommen. England spielte die erste Rolle in Marokko, war am Handel der Syrte meistbeteiligt und suchte in Ägypten, der Zentralstation seines Indienweges, die Oberhand zu erlangen. Italiens Absichten kreuzten sich mit denen Frankreichs im nahen Tunisien, wo viele Italiener wohnen. Auch war es wirtschaftlich und sprachlich in Ägypten ziemlich stark festgelegt und mußte mit Schmerz sehen, wie dort die Bedeutung seiner Sprache vor dem Französischen zurückwich. Spanien ließ Marokko nicht aus dem Auge, an dessen Nordküste es seit alters mehrere befestigte Presidios besitzt.

Die erste Klärung dieser einander widerstreitenden Ansprüche fiel in Tunisien (1881). Hier kam Frankreich durch kühnen Überfall den Italienern zuvor, welche die Regentschaft schon in der Tasche zu haben glaubten. Das Königreich wandte sein Augenmerk nunmehr auf die türkischen Syrtenländer und bereitete seine Herrschaft in drei Jahrzehnten durch Errichtung von Schulen, Dampferlinien und wirtschaftlichen Verbindungen vor.

Außerdem aber bereinigte die tunisische Entscheidung die Fragen in Ägypten. Denn Frankreich hatte für Überlassung freier Hand in Tunisien einen Schritt zugunsten der Engländer in Ägypten zurückweichen müssen / Großbritannien,

dessen Kapital sich des größten Teiles der Sueskanal-Aktien versicherte, konnte Ägypten militärisch besetzen (1882).
Anderseits schränkte England sein Verlangen auf Marokko zugunsten Mariannens ein. Marianne schob deshalb nach Unterwerfung der algerischen Sahara ihre roten Hosen gegen den Südosten Marokkos vor (Figig 1903) und begann die Lösung der marokkanischen Frage durch Besetzung Casablancas (1907), woran sich das allmähliche Vordringen ins Innere schloß, das 1911 zur Einnahme der Hauptstadt Fes führte.
Die Jahre 1911/12 brachten dann eine vorläufige Lösung der politischen Rätsel in Nordafrika. Italien raubte den Türken mitten im Frieden die Syrtenländer. Frankreich und Spanien aber teilten Marokko auf. Hierbei verzichtete Deutschland auf seine in letzter Zeit erhobenen Ansprüche im Sultanslande und ließ sich mit einem französischen Fetzen am Kongo abfinden.
So zerfällt Nordafrika seit 1914 politisch in fünf Kolonialstücke. Englisch der Osten / italienisch der mittlere Norden / französisch der Westen und größte Teil des Südens / spanisch ein schmaler Nordstreifen Marokkos und ein ziemlich wertloses Küstenland in der westlichen Sahara / marokkanisch unter neutraler Aufsicht das Gebiet von Tandscha, welches die um ihre Gibraltarstraße besorgten Engländer nicht in andere Hände mochten kommen lassen.

Den ältesten und größten Kolonialbesitz in Nordafrika / die meiste Erfahrung in der Bearbeitung nordafrikanischen Bodens und in der Behandlung der Berber hat Frankreich. Sechseinhalb Millionen Quadratkilometer mit zwölfundeinhalb Millionen Einwohnern. Freilich ist noch nicht viel mehr als ein Viertel des Bodens wirklich erobert.
Die Franzosen sind in dem nordafrikanischen Milieu durchaus heimisch. Sie wissen, was sie wollen und haben ihre koloniale Schulzeit in Algerien mit solchem Erfolg durchgemacht und überwunden / daß sie in Tunisien nicht mehr

tastend vorzugehen brauchten und daß sie die Aufschließung Marokkos sogar mit erfolgsicherer Gewandtheit zu beginnen vermochten.
Die blühenden Ackerländereien im Norden Algeriens und Tunisiens / die ordentlichen Städtebilder, die vordringende Kultivierung im Süden beider Länder / die Ausbeutung der Mineralschätze / die Erhaltung der Forsten / der unaufhörliche Aufstieg des Außenhandels: das alles sind Tatsachen, die nur der Übelwollende leugnen kann.
In keinem nordafrikanischen Koloniallande sind die Beziehungen zwischen dem Herrenvolk und den Besiegten so eng / wie in dem der Republik. Für die Würde und den Bestand der Franzosen werden die Grenzen oft sogar nicht scharf genug aufrechterhalten. Die Idee der Égalité spukt zu sehr im gallischen Hirn herum.
Es ist keine Frage, daß die Franzosen ihre Kulturaufgabe in Nordafrika dem Lande gegenüber nahezu ganz, dem Volke gegenüber einigermaßen erfüllen / und daß sie die Stimmung der Bevölkerung ebenso genau kennen und einschätzen, wenn sie aus ihr Kanonenfutter gegen Deutschland in immer wachsender Zahl ausheben.
Aus diesen drei Gründen muß ein Punkt im Plane deutscher Weltpolitik das Streben sein / Frankreichs Nordafrika seine Blüte nicht erreichen zu lassen, der späteren Entwicklung desselben nicht untätig zuzuschauen. Die Atlasländer und die wichtigeren Teile der Sahara werden in einem halben Jahrhundert zu den bedeutenderen Korn-, Mineral- und Viehzucht-Ländern der Erde gehören und durch große Summen Geldes Frankreichs Geldmacht stärken / seiner Industrie und seinem Handel Arbeit schaffen / kurz, seine Banken füllen. Der deutsche Handel wird aus diesen Gebieten nahezu ganz ausgeschaltet werden / wie in Algerien und Tunisien schon vor dem Weltkriege.
Frankreichs Kampfarmee wird später durch mindestens eine Million berberischer Soldaten aus Nordafrika verstärkt werden. Mögen das auch nur mittelmäßige Elemente sein,

so ist doch zu erwägen, daß eine Million immerhin kein Pappenstiel ist und daß ihre Vernichtung auf den Schlachtfeldern Frankreichs eignes Blut völlig unberührt läßt / während sie doch deutsche Knochen genug kostet.
Ein Frankreich ohne Nordafrika ist wirtschaftlich und zahlenmäßig so schwach, daß es kaum noch eine Macht zweiten Ranges ist und in der Welt nicht viel mehr bedeutet als ein Spanien.

Wesentlich jünger und kleiner, aber nicht viel weniger bedeutend ist Englands nordafrikanischer Kolonialbesitz / er umfaßt zweiundeinfünftel Millionen Quadratkilometer mit zwölf Millionen Einwohnern. Hierbei muß man bedenken, daß er nur ein Drittel vom Umfang des französischen besitzt / und trotzdem nahezu ebensoviel Einwohner zählt. Der wirtschaftliche Unterschied zwischen beiden Gebieten tritt noch klarer hervor, wenn man erwägt, daß mehr als neun Zehntel der Bewohner auf einem Flächenraum von nur etwa dreißigtausend Quadratkilometern sitzen. Übrigens ist auch vom englischen Gebiet kaum die Hälfte erobert und bekannt.
Der Hauptunterschied des französischen und des englischen Kolonialbesitzes (abgesehen von den Wüstenanteilen) liegt hierin / im Atlas ist das Kulturland gut verteilt und über weite Strecken verstreut, über Täler und Ebenen in Gestalt von getrennten Stücken / in Ägypten ist alles Ackerbauland von glänzendem Werte und erscheint dazu dicht nebeneinander entwickelt. Die atlassische Wirtschaft ist mithin vielseitiger / steht mehr auf eigenen Füßen / sie könnte ihr Land ernähren und bedürfte keiner großen Einfuhr, wenn sie erst noch mehr ausgebildet ist. Die ägyptische Wirtschaft hingegen wäre niemals fähig, den Bedürfnissen eines nicht ganz anspruchslosen Volkes auch nur in bescheidenem Maße zu genügen. Sie ist stets auf die Zufuhr von mannigfaltiger ausgestatteten Ländern angewiesen / sie entspricht also viel
[illegible] dem oben beregten Ideal eines ausbeutungsfähigen

Aus diesen grundsätzlichen Unterschieden, deren bloße Betonung vielleicht in letzter Linie die Kunst der Kolonisation ausmacht / erwächst auch die Verschiedenheit der französischen und englischen Herrschaft.

In den Atlasländern kann eine Regierung gar nicht umhin, wie für die Wirtschaft und den Boden, so auch gleichzeitig für den Menschen etwas zu tun. In Ägypten ist diese Verbindung nicht unumgänglich. Ist der Atlas etwas wie ein Stück Heimatland / so bleibt Ägypten stets Kolonie, fremdartig in seiner kahlen und todtrocknen Wüsten-, in seiner künstlich bewässerten, üppigen Oasenlandschaft.

Diesen echten Kolonialcharakter haben die Engländer noch wesentlich verstärkt, indem sie alte, in Indien gewonnene Anschauungen an den Nil übertrugen. Gegenüber der im Atlas begonnenen Gesellschafts-, ja Blutsvermischung der Herrscher mit den Unterworfenen / erblickt man im Pharaonenlande eine vornehme Abschließung des Briten vom farbigen Native. Dazu die Vereinseitigung der ägyptischen Landwirtschaft / dazu das im ägyptischen Volke noch lebendige Bewußtsein einstiger Zugehörigkeit zur Türkei, das lockende Gefühl, daß der letzte große Staat des Islams nicht allzu ferne liegt.

Deshalb ist es klar, daß dieses Land, welches im Mittelpunkte des Orients ruht und lange Perioden alter, uralter Kulturen unter sich hat / daß Ägypten viel leichter zum Abfall neigt als etwa Algerien, dessen Anbauland zerstreut ist, das eigentlich gar keine gemeinsame Überlieferung hat, am Rande der orientalischen Welt liegt, von der Türkei schon lange getrennt ist und das ein milderes Los gezogen hat als die Ägypter.

Beide aber, die Atlasländer wie Ägypten / sind ihren Herrenländern zu notwendig, notwendig wie das Brot zum Essen, als daß sie so leicht Aussicht hätten, frei zu werden. Nimm den Franzosen Algerien und Tunisien / und du entziehst der gallischen Wirtschaft den größten Teil ihrer Grundlage. Nimm ihnen Marokko / und du raubst ihnen das glänzendste Tor

ihrer Zukunft. Nimm den Engländern Ägypten / und du wirfst sie aus dem Orient nahezu hinaus, du versperrst ihnen den Hauptweg nach Indien und rückst ihre reichste Kolonie weit von ihnen fort, du vertreibst sie von dem wichtigsten Weltverkehrstore, dem Sueskanal, und lenkst eine Baumwollzufuhr von England ab, was Tausende britischer Spindeln mit einem Schlage stillstehen läßt.

Die Wegnahme des Atlas träfe Frankreich ins Herz / der Verlust Ägyptens würde England den linken Fuß rauben.

Natürlich / die wirtschaftliche Statistik haben die Briten auch in Ägypten bewundernswert gesteigert. Im Jahre 1880, also zwei Jahre vor der englischen Besetzung, betrug die Ausfuhr des Landes nur 260 Mill. Mark, die Einfuhr gar bloß 140 Mill. / hierbei stand Getreide an erster Stelle, nicht aber Baumwolle, wie heute. Im Jahre 1912 war die Ausfuhr um mehr als das Dreifache gestiegen, nämlich auf 868 Mill. Mark / und die Einfuhr um das Fünfeinhalbfache, auf 773 Mill. Mark. Hierbei ist zu beachten, daß in die alten Ziffern wahrscheinlich die Werte des ägyptischen Sudans miteingerechnet sind / daß also der Zuwachs für Ägypten selbst wesentlich größer ist.

Aber dem Volke ist nicht viel davon zugute gekommen, jedenfalls weniger als dem des Atlas vom französischen Aufschwung. Und dies / der Engländer müht sich, im Gegensatz zum Franzosen, in keiner Weise um die Schulbildung des Eingeborenen. Während in Algerien nahezu jedermann Französisch spricht, gibt es in Ägypten nur sehr wenige Leute, die Englisch verstehen / außerhalb der einheimischen Militär-, Beamten- und Fremdendienerkreise fast niemand.

So muß man sagen, daß England seine Pflichten gegenüber dem ägyptischen Volk in keiner Weise erfüllt / daß es weit weniger menschliches Recht zur Kolonisierung Nordafrikas besitzt als Frankreich. Deshalb auch steht seine dortige Herrschaft auf viel wackligeren Füßen als die der Republik.

Großbritannien hat 1882 das Nilland besetzt unter dem Vorwande / Ordnung zu schaffen, die Finanzen des Staates zu

regeln, das Volk glücklicheren Zuständen zuzuführen. Was aber hat es getan? Die Landwirtschaft vereinseitigt und sich dadurch dienstbar gemacht, alles in englische Bahnen geleitet, dem Volk einige Drangsale abgenommen, die ihm seit Jahrtausenden gewohnt und fast lieb geworden waren / und dafür die Schmach der Christenherrschaft über es verhängt, welche ihm viel schlimmer scheint als Frohn und Aussaugung unter dem Halbmond.
Die Bilanz ist nicht zugunsten Englands / wenn man die Verhältnisse so ansieht, wie sie sind / nämlich mit den Augen der Ägypter selber.

Den wirtschaftlich geringwertigsten Kolonialbesitz in Nordafrika haben die Italiener erbeutet. Das ihnen von der Türkei abgetretene Gebiet umfaßt etwa eineundeinezehntel Million Quadratkilometer mit weniger als dreiviertel Millionen Einwohnern. Die Volksdichte in diesen drei Ländern Tripolitanien, Fesan und Kyrenaika ist lächerlich gering und wird sich allem Anschein nach auch nicht sehr wesentlich heben lassen. Das liegt natürlich in der klimatischen und pflanzlichen Ausstattung begründet.
Unter türkischer Herrschaft, die allerdings den Möglichkeiten der beiden Wilajete keineswegs gerecht wurde / genügte die Ackerbauproduktion dem Eigenbedarf längst nicht, und zur Ausfuhr kamen vornehmlich Halfa und Viehzuchterzeugnisse, zeitweise auch, im Wege des Durchfuhrhandels, Waren aus dem Sudan. Die letzteren waren schon seit dem Beginn des Jahrhunderts fast bedeutungslos geworden, weil die Erschließung des mittleren Sudan zum Guineagolf, des östlichen zum Nil den Wüstenhandel untergrub.
Ein Aufschwung des Ackerbaus läßt sich unter weiser Verwendung der spärlichen Niederschläge an einigen Stellen der meernahen Gegenden vorhersagen / am meisten wohl in der Dschefara und deren Küstenzone, sowie in der Kyrenaika. Die Halfagewinnung wird kaum einer Steigerung fähig sein, sondern bedarf eher einer Verminderung, falls nicht Raub-

bau (namentlich durch Herausreißen der Wurzeln) die ganzen Bestände schädigen und damit den Jahresertrag beeinträchtigen soll. Gegenwärtig verbieten die hohen Löhne die Anfuhr von Halfa, die kein wertvoller Handelsgegenstand ist.

Es läßt sich voraussehen, daß dieses Land ewig ein unselbständiges Glied bleiben wird, an dem sein Herr nicht allzuviel Freude haben kann. Weite Steppen, eine nicht große Anzahl zerstreuter, bei fleißiger Arbeit üppig gedeihender Oasengebiete, Dünen und Wüsten / das ist Libia oder Tripolitalia, wie unfreiwillige Schäker im Stiefellande es genannt haben.

Die Italiener sitzen jetzt erst zehn Jahre in ihrer neuen Kolonie / deshalb wäre es voreilig, ihrer kolonisatorischen Arbeit schon heute ein Zeugnis auszustellen, das zu bestimmt klingen würde.

Wir alle wissen, welche Mühe ihre Truppen hatten, trotz deren außerordentlicher Überlegenheit an Zahl, Bewaffnung und Nachschub / die fünfzehn- und mehrfach schwächeren Eingeborenen von der Küste zu drängen. Wissen, daß sie in der Kyrenaika selbst heute noch am Anfang stehen. Wissen, daß die leichte Besetzung des Innern von Tripolitanien und Fesan das Verdienst der Landesbewohner war, die sich fast nirgends zur Wehre setzten. Bis zum dritten Sommer des Weltkrieges (1916) hatten unsere ehemaligen Bundesgenossen sogar das ganze Innere räumen müssen.

Ich habe geschildert, mit wie geringer Kenntnis der tripolitanischen Zustände das Königreich herbeistürzte / daß es sich einbildete, den Farbigen ein willkommener Retter vom Türkenjoch zu sein / daß es in einem felice connubio mit dem Volk leben wollte. Geschildert, wie grausam es sich getäuscht sah in seinen Erwartungen. Erzählt habe ich, wie unrationell und systemlos man die Wiedergeburt der ehemaligen römischen Kolonie anfaßt / ein paar Millionen hier, ein paar Millionen da, dann schnell was anderes. Wie die gefällige Pose, der Wust von Äußerlichkeiten, ja, was schlimmer / von geschmacklosen Äußerlichkeiten sich breitmacht und die Gemüter ebenso täuscht wie bannt.

Gegend von Tandſcha, unterſteht einer zwiſchenſtaatlichen Aufſicht / für den Sultan.
John Bull, dem Beſitzer des ſchräg gegenüberliegenden Gibraltar, lag die Frage der Gibraltarſtraße doch zu ſehr am Herzen / als daß er Tandſcha ſo leichtherzig ſeiner lieben Beiſchläferin Marianne überlaſſen hätte. Tandſcha in Händen einer entſchloſſenen Macht / das wäre ein Schach-Gibraltar. Die Öffnung und Sperrung des weſtlichen Mittelmeertores läge dann nicht mehr in Britanniens Belieben. Deshalb wurde eine internationale Kontrollkommiſſion mit internationaler Polizei und einer Handvoll Sultansſoldaten eingerichtet. Im Frieden herrſchte in Tandſcha eine Art geſetzloſer Sicherheit / und vor den Toren unſichere Geſetzloſigkeit. Der Weltkrieg hat aber ſchon in ſeinem Beginn gezeigt, weſſen Hand im letzten Grunde über Tandſcha hing. Durch die freche, gewaltſame Entfernung der Deutſchen und Öſterreicher ward die Internationalität Tandſchas durch England und Frankreich in ſchamloſer Weiſe verletzt.
Es war von vornherein klar, daß die Zwiſchenſtaatlichkeit des Bezirks nur von vorübergehender Dauer ſein konnte, bloß ein Verlegenheitszuſtand war / daß dies Gebiet über kurz oder lang einem Mächtigen zufallen muß.
Die neutrale Zone iſt etwa 580 qkm groß und mag von rund 60000 Menſchen bewohnt werden. Sie beſitzt ziemlich viel Ackerbau, da ſie ſehr regenreich iſt. Tandſchas Bedeutung als Einfuhrhafen für Nordweſt-Marokko leidet ſtark unter den neuen Zollgrenzen im Innern und muß mit dem Ausbau der Häfen an der Weſtküſte noch mehr zurückgehen. Aber es wird einmal eine wichtige Flottenſtation werden und ſtets ein vielbeſuchter Anlegehafen ſowie die europäiſche Eingangstür für Marokko bleiben.

Dies ſind die Beſitztümer Nordafrikas und ihre Zukunftslinien. Die Uniformen-, Toiletten- und Egalité-Kolonien Mariannens / die Kaufmanns- und Ausbeuterkolonie John Bulls / die Poſen- und Anmaßungskolonie der Annunzios / die

lichste und wirtschaftlich wohl bedeutungsloseste Teil des Sultanats.
Bisher ist den Spaniern / trotz Truppenaufgeboten, die nicht geringer sind als diejenigen, mit denen die Republik ihren soviel größeren Anteil bezwingt / bisher ist den Spaniern tieferes Eindringen in die Zone nicht gelungen. Es ist, zumal derartige Feldzüge im Heimatland unbeliebt zu sein scheinen, nicht ersichtlich, ob den Nachkommen Don Quixotes die Bezwingung des Rif überhaupt jemals gelingen wird.
Dazu fehlt es an Ansehen gegenüber den trotzigen Eingebornen, welche diese Art von Fremden nicht mit Unrecht verachten / dazu fehlt es an Opferwilligkeit im Volke / dazu fehlt es an Geld und Unternehmungsgeist. So wird es wohl das Schicksal dieser spanischen Ansprüche sein, daß sie kartographische Ansprüche bleiben / bis einmal ein kräftiges Volk sich ihrer annimmt und die Rifioten zu Paaren treibt, deren Kampfwert sicherlich überschätzt wird und die nur erst einmal einem entschlossenen Vordringen gegenüberstehen müssen, um bald klein beizugeben. Frankreich wird um diese Dinge wohl des genaueren Bescheid wissen.
Das spanische Gebiet ist im ganzen ungefähr eine fünftel Million Quadratkilometer groß und mag vier zehntel Millionen Einwohner besitzen. Es ist der wenigstwichtige Kolonialbesitz in Nordafrika. In Rio de Oro Steppen, Wüste und schlechter Sandstrand. Im Rif wilde, schlecht zugängliche Berge hinter einer gefährlichen Kleinküste / mit viel Zwergpalmstauden, Kraut und etwas Busch, mit zerstreuten Äckern und Dörfern. Der Feldbau wird im Rif nach Einführung ruhiger Ordnung mancher Ausdehnung fähig sein.

Ganz Marokko eignet eigentlich noch dem Sultan / nur gehören seine ausführenden und genießenden Organe drei verschiedenen Lagern an. Den größten Teil verwalten die Franzosen / für den Sultan. Den Norden besitzen die Spanier / für den Sultan. Die Nordwestecke des Landes, die